UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Alfred Meißner, Mosaik.

Erster Band.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mosaikeinenachl1v2meis

LG.
M515m

Mosaik.

Eine Nachlese

zu den gesammelten Werken

von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebr. Paetel.
1886.

Alle Rechte vorbehalten.

9465
27/11/90
2 vols.

Vorrede.

Bedarf es hier eigentlich einer solchen? — Ich denke: nein, wenigstens keiner Vorrede im gewöhnlichen Sinn.

Zu frisch ist noch der Eindruck, den der Tod des Dichters hinterlassen, zu tief der Schmerz um den herben Verlust, als daß schon ein besonderer Hinweis nöthig wäre, das treulose Gedächtniß zu mahnen. Was ließe sich der literarischen Würdigung, die Alfred Meißner bei seinen Zeitgenossen gefunden, noch beifügen? Wie dürfte man das Wagniß unternehmen, der bilder- und gedankenreichen Geschichte seines Lebens, wie er sie uns selbst, wenn auch leider nur als Bruchstück erzählt hat, eine jener gedrängten Biographien, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, an die Seite zu stellen? Und sicherlich eben so überflüssig wäre eine Rechtfertigung, daß nun auch die kleineren,

zum Theil in Zeitschriften einzeln verstreuten Dichtungen einer so bedeutenden poetischen Kraft, die kritischen Aufsätze eines so feinsinnigen Kenners alter und neuer Literatur, die noch keiner Sammlung einverleibt sind, zu einem Buche vereinigt würden; es müßte vielmehr den langjährigen Freund und Genossen, wenn diese Nachlese unterbliebe, der begründete Vorwurf eines seltsamen Mangels an Pietät treffen.

So darf ich füglich über all' das hinweggehen, und da es mir für den Leser am Ende auch gleichgültig erscheint, wer die Herausgabe überwacht, würde ich es am liebsten vermieden haben, persönlich hervorzutreten, wenn mir nicht doch einige Worte zur Verständigung nöthig erschienen.

Die beiden Bände, wie sie hier vorliegen, sind von mir nur zusammengestellt; der Inhalt derselben war von dem Verfasser selbst ausgewählt und größtentheils zur Buchausgabe schon vorbereitet; die Aenderungen stammen von seiner eigenen Hand; ja, sogar seine Anordnung ist im großen Ganzen beibehalten worden und nur dort leicht den Verhältnissen angepaßt, wo technische Gründe eine andere Vertheilung nothwendig machten. Wird nun von manchem vielleicht eins oder das

andere in dieser Sammlung vermißt, was er darin zu finden erwartete, so ist dies nicht etwa eine Vernachlässigung meinerseits, sondern der Verstorbene hat eben seiner nicht würdig befunden, was er nicht aufnahm. Eine solche Entscheidung zu treffen aber ist meines Erachtens das unantastbare Recht des Autors.

Des Dichters Werke sind sein würdigstes Denkmal, das setzt er sich selbst aus eigener Kraft, nach eigenem Ermessen. Daran soll Niemand rühren! Das Monument, welches sich der Sänger des Žiška in der Erinnerung seines Volkes errichtet hat, ist unvergänglicher als Erz und Marbelstein.

Bregenz, am ersten Jahrestage vom Tode Alfred Meißners, den 29. Mai 1886.

Robert Byr.

Gedichte.

Unter Tagsgespenstern geh' ich
Stumm umher im Sonnenlicht,
Ihre Sprache wohl versteh' ich —
Aber sie verstehn mich nicht.

Was geheim ich in mir trage,
Weiß kein Mensch und jene, die
Mich umgeben alle Tage,
Just die letzten ahnen's sie.

Manchmal tändeln, manchmal scherzen
Kann ich mit der frohen Schar,
Doch der kalte Stolz im Herzen
Bleibt und grollt unwandelbar.

Mitternacht! Die Stunden dehnen
Sich so sehr! Daß ich mein Haupt
Könnt' an eine Schulter lehnen,
An ein Herz, das an mich glaubt!

Ritter, Tod und Teufel.

Auf dem alten Blatt des Dürer
Sehn wir einen Mann in Stahl,
Einen ernsten Reiterführer,
Traben durch ein schaurig Thal.

Hier im Felsenthal, im wilden,
Das ihn rechts und links beengt,
Ward von finstren Spukgebilden
Er umlagert und bedrängt.

Ein Phantom auf dürrem Rosse,
Reitet neben ihm der Tod,
Während ihm des Tods Genosse
Mit dem Schlangenrüssel droht.

Wurzeln von Alraunen mischen
Sich mit grausigem Gethier.
Gift'ge Pilze wachsen zwischen
Feuchten Wänden von Porphyr.

Hund und Roß des Reiters scheuen
In der Fratzen tollem Bann,
Doch den Muth des wackren, treuen
Manns im Harnisch ficht's nicht an.

Schuld hat nie sein Herz belastet,
Fürchten hat er nie erlernt,
Und die Burg, in der er rastet,
Ist nicht mehr gar weit entfernt.

Diese Burg auf mäß'ger Höhe,
Von der Mauern Rund umspannt,
Wenn ich sie im Bilde sehe —
Wie erscheint sie mir bekannt!

In gespenst'ger Fratzen Mitten
Hab' auch ich so manchen Tag
Ein Gehennah-Thal durchritten,
Dran ich nicht gedenken mag.

Bis ich in der Burg Bereiche
Trat, und dort die Herrin fand,
Deren Aug', das sonnengleiche,
Alles Graun der Nacht gebannt!

Nächtlicher Besuch.

Aufgethan hatt' ich die Truhe, drin in gräberhafter Ruhe
Alte Schriftenbündel lagern, wie im Grabhaus Sarg an Sarg;
Meine Blicke zogen, flogen über dichtbeschriebne Bogen,
Die ich lang mir selbst verbarg.

Matte Helle von der Kante des Kamins die Lampe sandte;
Das schon tief herabgebrannte Feuer hatt' ich neu entfacht;
Draußen wirbelten die Flocken, und vom nahen Thurm die Glocken
Kündeten die Mitternacht.

Und ich dachte: Wo geblieben ist der Mensch, der das geschrieben,
Der sein Hoffen, Grollen, Lieben diesen Blättern anvertraut?
Er ist fort, nicht mehr vorhanden, und ein Anderer erstanden,
Der aus andern Augen schaut!

Unter meines Hirns Gewölbe blieb, was in mir denkt, dasselbe?
Eine einz'ge Nervenfaser? Ein Atom? Ich sage: nein!
In den Adern keinen Tropfen Blutes, den ich fühle klopfen,
Hab' ich mehr mit ihm gemein!

Geistig auch bin ich ein Andrer! Todt ist jener Erdenwandrer,
Der in diese Blätter seine unzufriedne Seele goß.
Raffe denn den Wust zusammen! Ueberliefre ihn den Flammen,
Und ein Spukbild wirst du los! —

Stille bei mir solches denkend, meinen Lehnstuhl seitab lenkend
Und den Kopf ins Kissen senkend, muß ich wohl entschlummert sein. —
Plötzlich öffnet sich die Thüre, wie wenn Zugwind sie berühre,
Jemand tritt ins Zimmer ein . . . . . .

Vor mir, wie ich jetzt gewahre, in der Tracht vergangner Jahre,
Mit gelocktem braunen Haare steht ein Jüngling, mittelgroß.
Wundernd mich, was er begehre, frag' ich: Wen hab' ich die Ehre? —
Er, als Antwort, lächelt bloß.

Selbst des Traumes tollste Launen setzen selten in Erstaunen, —
Ich bescheide mich und frage nicht, was seines Wollens hier;
Schon erkenn' ich, wie in trüber Nebelluft, mein Gegenüber, —
Ja, ich stehe selbst vor mir!

„Bist entstiegen du dem Hades? Läßt dich deines Erdenpfades
Ehdem ruhelos durchmess'ne, jetzt vergess'ne Spur nicht ruhn?
Geh und lasse mir den Frieden, den die Jahre mir beschieden;
Ich hab' nichts mit dir zu thun!

„Viel hab' ich durch dich gelitten! Hätt'st du dich nicht selbst bestritten,
Blickt' ich nicht auf soviel Trümmer und auf soviel Schuld zurück.
Wahngebilden und Idolen hast du nachgejagt! Bestohlen
Hast du mich um Gut und Glück!

„Junger Thor, der ewig grollte, weil die Welt nicht anders rollte,
Den kein Lenz erfreuen wollte, weil die Welt noch nicht befreit,

Ich betrachte dich mit Grauen, geh' und laß dich nicht mehr schauen,
Fort, du bist dem Grab geweiht!" —

Er darauf, und ganz vernehmlich: „„Ei, wie macht das Alter grämlich!
Anderen Empfangs gewärtig war ich, als ich dir genaht.
Hättest du in gleichen Banden besser deine Zeit verstanden?
Dich bewährt in andrer That?

„„Wähne nicht, dich zu erheben über dein ureignes Leben!
Maß und Kräfte sind gegeben, selbst das End', das Jeder nimmt.
Meine Wege würd'st du wandeln und, wie ich gehandelt, handeln, —
Alles ist vorausbestimmt!

Heut' enttäuscht, zerfetzt, zerschmettert, wie der Baum vom Sturm umwettert,
Bleibst du immer mein entblättert Wesen nur, — denn: ich bin du.
Zwischen uns sei keine Fehde! Darum ändre deine Rede
Und bescheide dich zur Ruh'!""

Frühlingsabend.

(Piano di Sorrento.)

Es kam der Seewind, duftbeladen,
Von den Orangengärten her,
Unfern, von dämmernden Gestaden
Sah ich Gestalten, nackte, baden.
Ob's Knaben, Mädchen, ob Najaden,
Entstiegen dem azurnen Meer?

Im Felsgestein gelagert schaute
Ich reglos alles wie im Traum.
Zuweilen grüßten Flüsterlaute,
Wie eine Stimme, eine traute;
Erst als die Nacht herunterthaute,
Stieg ich empor vom Ufersaum.

Der Gattin eines Kritikers.

(Bei Ueberſendung eines neuen Romans.)

Bei Rhadamant, dem Seelenrichter,
Der ernſthaft wägt im Tribunal
Lebend'ge und verſtorbne Dichter,
Sitzt anmuthreich ſein blond Gemahl.

Er kennt als Maßſtab nur den ſtrengſten:
Sei klaſſiſch, oder geh' ins Nichts!
Es ſehn die Beſten nur mit Aengſten
Ihn furchtbar pflegen des Gerichts.

Sie aber mag nichts ganz verdammen,
Was einen Zug der Schönheit trägt,
Und raubt ſo manche Schrift den Flammen,
In die ſie ſeine Hand ſchon legt.

In Ehrfurcht bring' ich heut' dies Buch dir,
Holdſel'ge Frau, geſenkten Blicks —
Vielleicht erwirkſt du mildern Spruch mir —
Nicht allzu fern mehr brauſt der Styx!

An Josephine

(auf der Rückseite einer Photographie).

Haben Sie ein Buch zu eigen,
Wo Sie Bilder von Ruinen
Sammeln und den Freunden zeigen —
Legen Sie dies Bild zu ihnen.

Mittelalterliche Reste
Einer halb und halb schon grauen,
Blitz- und sturmgeprüften Veste
Sind auf diesem Blatt zu schauen.

Einsam ward's in diesen Räumen,
Aber Nachts geht eine Dame
Um darin, ein Bild aus Träumen —
Josephine ist ihr Name!

Römische Elegie.

(Rom, im März 1874.)

Die Erd' — trotz Galilei — unbeweglich,
Umkreist von goldnen Sternen groß und klein,
In ihrem Schlund die Hölle graus und kläglich,
Ob ihr das Paradies im lichten Schein —

Darin der Sohn, der Vater und die Taube
Des heil'gen Geistes über Beider Haupt —
So war es eh'mals, also wollt's der Glaube,
Und gut ging's keinem, der nicht dran geglaubt.

Ich aber, ihr Vertreter auf der Erde,
Ihr Vicekönig, saß auf höchstem Thron;
Mit goldnem Krummstab lenkt' ich meine Heerde
Und hoch und höher wölbt' ich meine Kron'.

Nepoten auszustatten und Maitressen
Verordnet' Ablaß ich und Jubeljahr,
Von goldnen Tellern pflegten wir zu essen, —
Mein Gott, der Priester lebt ja vom Altar.

Cassierern gleich am Eingang des Theaters
Vergaben Plätze wir ins Paradies,
Und alles huldigte der Macht des Vaters,
Der Seelen aus dem Fegefeuer ließ.

Daß Freitags Fleisch beleid'ge Gottes Nase,
Daß Fische essen sei ein frommer Brauch,
Daß nicht der Vetter heure seine Base,
Das statuirt' ich, doch ich löst' es auch.

Verbote *gebend*, doch zu allen Stunden
Sie wieder *lösend*, schaffte man sich Geld.
Wir hatten auch die Fastenzeit erfunden —
Der Dumme zahlte, daß er sie nicht hält.

Und lächelnd blickt' ich auf des Volks Gedränge,
Das glücklich in der Fülle seines Wahns,
Sah Knie an Knie und Kopf an Kopf die Menge
Beim Segen vom Balcon des Laterans.

Und nun, und nun! Die Erde kam ins Rollen,
Es wich der Himmel, der sich stützte drauf,
Entfesselt rollt sie weiter und im tollen
Gewirr nimmt sie zum Untergang den Lauf ....

Wohl fluch' ich, doch was hilft es, daß ich wettre?
Die Meng' ist störrisch und der Himmel taub.
Mit meinen stärksten Bannesstrahlen schmettre
Ich keine Fliege nieder in den Staub.

O schrecklich! Einst ein Gott fast, und jetzunder
Der Schelme Stichblatt und der Buben Spott!
Wo seh' ich Hülfe? Himmel, wirk' ein Wunder! —
Allein du wirkst kein Wunder mehr, o Gott.

Ihr, meinem Herzen stets die innigst Theuern,
Ihr Geistesarmen, laßt ihr mich im Stich,
Genügt es denn, den Peterspfennig steuern?
Erhebt euch und bewaffnet euch für mich!

Ihr schweigt. Ich fluch' auch euch! O hätt' ich Kräfte
Wie Simson einst! Ich faßte Petri Dom
Und risse nieder diese Säulenschäfte,
Und eine Trümmerstätte wäre Rom!

Herculanum.

Es öffnet sich das Haus dem Fest.
Erklinge, sanftgestimmte Leier,
Ertönet, Flöten, wie im West —
Der Abend gilt der Hochzeitsfeier.
Es führt bei duft'ger Fackeln Schein
Sallust die junge Gattin ein.

Ungleicher Bund! Doch wenig weiß
Der Römer von des Herzens Flügen —
Des Vaters bündigem Geheiß
Muß schweigend sich die Jungfrau fügen.
Wo Reichthum fordert, Macht begehrt,
Wird fügsam jeder Wunsch gewährt.

Schon mancher Römer, alt und grau,
Erkor des jungen Mai's Gespielen —
Was blickst so bang du, junge Frau,
Und blickst so finster auf die Dielen?
Am Becher schleun'ge sich der Puls,
Und schon erklingt das Lied Catull's:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt —
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon empfand —

Das Lied verſtummt, denn ein Getoſ'
Vermiſcht ſich jetzt mit einem Beben,
Als wolle etwas, Stoß um Stoß,
Sich aus der Erde Innern heben.
Empfindung plötzlicher Gefahr,
Noch unbeſtimmt, erfaßt die Schar.

Des Himmels Blau, dem Meer vermählt,
War ohne Trübung, Woch' um Woche,
Doch wer dem Berg genaht, erzählt,
Daß es im Innern koche, poche,
Als ob der Klumpfuß, der Vulcan,
Dort ſeine Schmiede aufgethan.

Die Rebe krankt' an gift'gem Thau —
Wo auch die Magd dem Brunnenrohre
Den Krug anlegt, es füllt' ein lau
Und ſchweflig Waſſer die Amphore —
Todt aus den Lüften, blau und klar,
Fiel eine ganze Vogelſchar.

Und ſtiller wird es denn zuvor.
Da folgt ein zweiter Schlag — es ſchwanken
Des Zimmers Wände, wie empor
Im Sturm gehob'ne Schiffesplanken.
Ein dritter Stoß, ein Donnerkrach —
Dem Berg entſtrömt ein Flammenbach.

Hinaus! Den Ausweg raſch geſucht!
Die Lichter löſchen aus, die Lichter —
Geſchrei und Raſen wilder Flucht —

Erstickend wird die Luft und dichter,
Doch schon der Ausweg ist ein Kampf
In Finsterniß und Schwefeldampf.

„Bricht denn das End' der Welt herein?"
Lavinia denkt's — ihr Fuß will stocken.
„Was will der jähe Flammenschein?
Erstickt die Welt in Aschenflocken?"
Da grüßt sie ein bekannter Ton:
„Ich bin dir nah, ob alle flohn."

„Du bist's, Myrtill?" — „Ich sucht' den Tod,
Auf deiner Schwelle wollt' ich sterben,
Nun wird mein Helfer in der Noth
Der andern Sterben und Verderben.
Zum mind'sten raub' ich dich dem Feind,
Der mich beraubt — und Tod vereint."

„Was fassest du mich an so wild?
Ich hab' vor deinem Blick ein Grauen —
Zum Tempel will ich und dem Bild
Der großen Göttin mich vertrauen —"
„Heut schützt nicht Tempel und Altar,
Die Götter selbst sind in Gefahr!

„Hör' mich, es sterben insgesammt,
Die sich an diese Scholle binden —
Doch denk' ich bei dem Schein, der flammt,
Noch am Gestad' mein Schiff zu finden.
Zur Rettung überlaß dich mir,
Versagst du's — sterb' ich gern mit dir!"

„Und bin ich jenes Gattin nicht?“
„Nicht mehr! Ihm und dem Tode raube
Ich dich.“ „O Gott, die Welt zerbricht
Und sargt uns ein mit ihrem Staube —
Die Erde und der Himmel loht,
Ach, diese Nacht ist mehr als Tod!“

Er fühlt, indeß er sie umfaßt,
Des Herzens Schlag, des Busens Schwellen,
Nicht sträubt sich mehr die holde Last,
Die ihm anheim die Götter stellen,
Er hebt empor, die sanft geschmiegt
An seinem Herzen weinend liegt.

Hinab die Gassen lang und schmal,
Er trägt sie fort auf kräft'gem Arme,
An ihm vorüber, bleich und fahl,
Jagt flüchtig Volk in wildem Schwarme —
Und vorwärts, vorwärts seine Bahn
Treibt ihn der Lavaschlangen Nahn.

Am Saum der Mauer ruht er aus.
„Erlöschen Mond und Sternenfunken,
Was kümmert mich noch Nacht und Graus —
An deinem Busen lieg' ich trunken!
In einem Kuß, in einem Hauch
Verschmelzen — wär's der letzte auch!“

Sie spricht: „Wie ist an deiner Brust
Das Leben mir noch eins so theuer!
Doch pflichtvergessen, schuldbewußt,

Erreicht mich noch ein rächend Feuer.
Vergessen hab' ich Stolz und Ehr' —"
„O schweig, du siehst ihn nimmermehr!"

Nun irren sie dahin, nun stehn
Sie still und schaun zurück. Es brennen
Paläste, Hallen, Propyläen,
Im Isistempelraum erkennen
Sie den gedrängten Menschenknäul —
Her durch die Nacht dringt das Geheul.

Der Circus wogt, ein rother See,
Deß Ränder hoch und höher steigen,
Es schmilzt und birst des Marmors Schnee,
Man sieht die Statuen sich neigen
Und niedertauchen in die Glut —
Wie Frau'n in eines Bades Flut.

Fort, fort! Nun sind sie schon am Meer!
Schon sengt die Asche die Sandalen.
Da steht das Schiff — drauf kam er her —
Die Wellen ringsum blutroth strahlen,
Und in das Schiff, still, ohne Laut,
Legt er die sterbensmatte Braut.

„Lavinia, du lebst, du lebst —
Und Rettung blüht uns in der Ferne —
Ach, wie du fieberst, wie du bebst,
Sieh nur — das ist das Licht der Sterne! —"
Und übers Meer mit müdem Leib
Führt er das schwererrung'ne Weib.

Nach dreier Tage Dunkelheit
Zeigt wieder ihr Gesicht die Sonne,
Doch fahl — als ob für alle Zeit
Vertrocknet ihre Strahlenbronne.
Mit Schaudern streift der Blick hinan
Und sieht des Berges Werk gethan.

Campania Felix ist ein Grab —
Die holde Stadt der Aphrodite
Ist eingesargt, daß, wo hinab
Sie sank, kein fremdes Aug' erriethe, —
Von Capris Küste blickt ein Paar
Hinüber, wo die Stadt einst war.

Der Theolog von Salamanca.

I.

Fray Eugenio Zapota,
Zu Philipp des Zweiten Zeit
Der Theologie Professor,
Hat die Bibel zu erklären
Den Studenten Salamanca's.
Doch er weiß nicht, wie dies thunlich,
Denn er selbst wird draus nicht klug,
Um so eifriger er forschet,
Desto dunkler wird sein Thema.

In der Zelle, die er täglich
Ein paar Stunden nur verläßt,
Hat Zapota von Folianten
Ein Gebirge aufgethürmt.
Er durchklimmt bei Tag und Nacht
Diese grauenhafte Wüste,
Einen Gipfel zu erreichen,
Wo sich alles klärt und rundet,
Doch umsonst! Unüberbrückbar
Starren um ihn her die Klüfte,
Glaubt er eine Höh' erstiegen,
Reißt ein Strom von Widersprüchen
Ihn herunter, stellt ihn wieder
Auf den Platz, von dem er aufstieg.

Eigner Kraft nicht mehr vertrauend,
Gänzlich rathlos, schier verzweifelnd,
Stellt er an die theolog'sche
Junta, an das Consistorium,
Schließlich eine Anzahl Fragen,
Und erbittet drauf sich Antwort.

„Wie beweis ich," schreibt Zapota,
„Edle, hochgelahrte Herren,
Daß die Juden, die wir heute
Gern verbrennen, sengen, hängen,
Vor viertausend Jahren Gottes
Auserwähltes Volk gewesen?
Konnte Gott, den ohne Lästrung
Man nicht ungerecht darf nennen,
Der nomad'schen jüd'schen Horde
Den Besitz der ganzen Erde
Einst versprechen — aber dann für
Eine andre sie verlassen,
Die zweihundert Jahre lang
Noch verachteter als jene?

„Warum that doch Gott den Juden
In der vorhistorischen Zeit
Eine solche Unzahl Wunder,
Und warum geschehen jetzt
Keine mehr, da wir doch auch
Gottes Volk sind, so zu sagen?

„Die Zeitrechnung der Chinesen,
Der Aegypter und Chaldäer,
Wie doch bring' ich sie in Einklang
Mit der Zeitrechnung der Juden?

„Spricht der Pentateuch von Städten,
Die zur Zeit noch nicht bestanden,
Und von Kön'gen, welche sieben
Hundert Jahre später lebten,
Ach, wie reim' ich das zusammen,
Ich, ein armer Licentiat?

„Wenn im Paradiesesgarten
Flüsse vier sind, deren Quellen
Tausend Meilen auseinander
Liegen, wie versöhn' ich dies?

„Bin nicht Chemiker genug
Zu erklären den Studiosen,
Wie das goldne Kalb an einem
Tage fabrizieret worden
Und am selben Tag von Moses
Ward zu Asche reduziert.
Denn wie wandl' ich Gold in Asche?

„Wenn das heil'ge Buch den Hasen
Einen Wiederkäuer nennt,
Wie erklär' ich den Studenten
Diesen zoolog'schen Schnitzer?

„Wie erklär' ich, daß der starke
Simson fing dreihundert Füchse,
Mit den Schwänzen aneinander
Sie gebunden und daran
Feuerbrände schlau befestigt —
Hielten denn die Füchslein stille?

„Doch mit diesem und noch anderm
(Von des Jonas Walfisch, vom
Esel Bileams) fänd ich mich
Wohl noch ab, ich könnte sagen:
Unsinn ist's, unwerth der Mühe,
Viel darüber nachzudenken;
Aber wie ergeht es mir
Mit dem neuen Testamente,
Wo doch alles inspiriert?
Das Geschlechtsregister Lucä
Und Mathäi zu vereinen —
Nimmermehr gelingt mir dies!
O, erleuchtet mich, Ihr Weisen,
Soll ich lesen nach Mathäus,
Daß die heilige Familie
Nach Aegypten sich geflüchtet,
Oder laß ich mit den andern
Sie in Palästina bleiben?

„Wer erklärt das astronom'sche
Phänomen des Sternes, der
Die drei Kön'ge (oder Magier)
Führte zur bewußten Krippe?

„Daß die römischen Geschichten
Nichts vom Kindermorde wissen,
Die doch sonst die ärgsten Dinge
Von den Kaisern uns berichten —
Bringt mich in gewalt'ge Noth.
Wer erklärt der Kindlein Tod?

„Daß der Teufel konnte wagen
Zu versuchen Gottes Sohn,
Und von eines Berges-Spitze
Alle Reiche ihm gezeigt —
— Hoch ist dieser Berg gewesen —
Dieses auch verblüfft mich sehr.

„Mich verblüfft auch die Geschichte
Von den vielen hundert Teufeln,
Welche fuhren in die Schweine,
Die sich dann ins Meer gestürzt.
Wie doch kam in eine Gegend,
Wo die Schweinezucht verpönt war,
Plötzlich so viel Borstenvieh?

„Und so hätt' ich noch unzähl'ge
Weitre Fragen vorzulegen,
Ueber die mein schwacher Kopf
Unablässig sinnt und grübelt.
Nun, ich laß es dran genug sein!
Sicherlich, verehrte Herren,
Schenkt Ihr die erwünschte Auskunft
Eurem ganz unwürd'gen Diener,
Fray Eugenio Zapota!"

II.

Als man im Consistorium
Zapotas Fragen verlesen,
Entstand daselbst ein Scandalum,
Wie nie noch eines gewesen.

Der Eine sprach: „Welch trauriger Thor!
Was soll man zu ihm sagen?
Er legt uns Fragen zur Antwort vor,
Mit denen nur Narren sich plagen."

„Der ist so dumm nicht, als er sich stellt!"
Versetzt ein Anderer hämisch.
„Ich meine, dies Papier enthält
Sehr vieles, was blasphemisch."

Ein Dritter ruft: „In seiner Schrift
Liegt Schuld auf Schuld gehäufet,
Der hat seit Jahren ein feines Gift
In junge Gemüther geträufet!"

Der Bischof sprach: „Drum seid nicht faul,
Und thut, was Gottes Gebot ist!
Ein solcher Freidenker hält sein Maul
Am sichersten, wenn er todt ist!"

Anhub eine heiße Redeschlacht,
Sie dauerte Tage und Wochen.
Mit dreizehn Stimmen gegen acht
Ward schließlich das Urtheil gesprochen.

Aufgingen nun in Valladolid's
Gefängnißhause die Pforten,
Dahinter die Opfer des heil'gen Offiz
Verfaulten und verdorrten.

Vermummte Büßer ziehen voran,
Es folgen die Familiaren,
Die Dominikaner mit Kreuz und Fahn',
Der Klerus in Festtalaren.

Im safranfarbenen Büßergewand,
Von grimmigen Schergen geleitet,
Eine ausgelöschte Kerz' in der Hand
Der arme Zapota schreitet.

Er ist so hager, er ist so bleich,
Er blickt empor zu den Dächern,
Altanen und Fenstern, wo anmuthreich
Die schönen Señoras sich fächern.

Die schönen Señoras sich fächern, scheel
Den armen Sünder betrachten,
Und statt zu beten für seine Seel',
Mit schmucken Hidalgos schmachten.

Und als Zapota zum Holzstoß kam,
Da schaut er um sich im Kreise,
Aus seinen Zügen weicht der Gram,
Er spricht, nicht laut, nicht leise:

„Ergeben verlaß ich und unverzagt
Ein Leben, das nimmer mich freute,
Auf alle Fragen, die mich geplagt,
Erhalt' ich die Antwort noch heute."

Man zündet das Reisig, und hoch hinan
Die Flammen lecken und schlagen:
Das war die Antwort, die dem Mann
Geworden auf seine Fragen.

König Poltys.

Poltys, Fürst im Thrakerlande,
Sieht mit Kummer, sieht mit Leid,
Wie der Krieg am Nachbarstrande
Einst Befreundete entzweit.

Hie Trojaner! Hie Achaier!
Und nun fällt der Götter Schaar,
Mars voran, der tolle Schreier,
Selbst einander in das Haar!

„Paris", lautet Poltys' Rede,
„Weil das Gastrecht er verletzt,
Ist der Stifter dieser Fehde,
Die den Himmel selbst entsetzt.

„Dennoch kann ich ihn entschuldigen —
Er ist jung und sie ist schön,
Und der Macht der Schönheit huldigen
Götter selbst auf Ida's Höhn.

„Aber darf er sie behalten?
Die gebrochen sonder Scheu
Schwüre, die dem Gatten galten,
Bleibt dem Buhlen auch nicht treu.

„Wieder ist nicht zu begehren
Vom Atriden Menelaus,
Nachsicht Jener zu gewähren,
Die so schnöd verließ das Haus.

„Müßte ich den Fall entscheiden —
Ich erkenn' ihn ganz genau —
Sollte keinem dieser Beiden
Mehr gehören jene Frau!

„Aber beide glühn und brennen,
Stürzen sich in Kampf und Schlacht —
Sie zu sänftigen, zu trennen,
Hab' ein Mittel ich erdacht!

„Unter meinen hundert Frauen
Hab ich zwei noch nicht berührt,
Beide lieblich anzuschauen,
Werth, daß sie ein Gott erkürt.

„Paris, meinem jungen Vetter,
Führt' ich gern die eine zu,
Und die andre, Freund der Götter,
Menelaus, erhieltest du!

„So beseitigt wäre diese
Kriegsnoth, so die Welt entflammt,
Und die fernste Nachwelt priese
Polthys und sein Mittleramt!" ....

Also spricht der gute König,
Doch sein Antrag wird verlacht.
Höchste Weisheit gilt nur wenig,
Wo die Leidenschaft entfacht.

Karghegan.

Der Nordlandsküste Schrecken war
Karghegan, der Pirat;
Der Schloßhof brennt, der Lehnsherr fällt,
Wo er das Land betrat.

Des Sengens satt, stand wider ihn
Des Schiffes Mannschaft auf;
Er hat es in den Grund gebohrt
Mitten im schnellsten Lauf!

Wohl vierzig Klafter unter der See
Das Wrack des Schiffes bleicht
Mit Tonnen, Tau'n und Takelwerk,
Durch das der Krake schleicht.

Doch kommt ein Sturm und pflügt das Meer,
Hebt sich des Schiffes Last,
Der Nebel bläht als Segel sich
Schwerwuchtig vor dem Mast.

Entsetzen faßt den Schiffer, dem
Das Geisterschiff sich naht —
Am Helme steht, wie ehedem,
Karghegan, der Pirat.

Böser Zauber.

In der Felsenmühle sitzt
Einsam wach der Mühlgeselle,
Eine Lampe brennt — er schnitzt
Keile bei der Flackerhelle.

Draußen gehen ihren Gang
Sturm und Bach — er muß sich fragen,
Wohin endlich und wie lang
Sein Verhängniß ihn wird jagen?

An die Schnöde lang und viel
Denkt er, die sein Herz verlachte,
Daß er floh zu Wein und Spiel
Und sich um sein Erbgut brachte.

„Thor, vergissest du sie nie?"
Fragt er, „warum diese Thränen,
Als du vor sie tratest?" Sie
Lachte mit den blanken Zähnen.

Mit den Zähnen perlenweiß,
Die ihm einst das Herz zerrissen,
Doch von dem, was in ihm heiß
Wogte, schien sie nichts zu wissen.

Zwar — der, welcher sie gefreit,
Hat's nicht gut, kein Knecht will bleiben,
Denn ein Spuk soll nächt'ger Zeit
In dem Haus sein Wesen treiben.

Ihn erschreckt's nicht; müd gehetzt,
Doch noch Sklav' der holden Mienen,
In der Felsenmühle jetzt,
Der verruf'nen, will er dienen.

Also sinnt er, denkt und wacht
Einsam bei der Flackerhelle.
Um die Zeit der Mitternacht
Führt sein Messer der Geselle.

Zwölfe schlägt's — — mit einem Ruck
Fällt das Uhrgewicht zur Erde —
Und er fragt sich, ob ein Spuk
Ihn schon heut erschrecken werde?

Und ein Fenster thut sich auf — —
Auf geräuschlos weichen Tatzen
Jetzt in Sprüngen, jetzt im Lauf,
Kommt herein ein Zug von Katzen.

Aufrecht schreitend, zierlich, leicht
Ziehn sie Kreise und miauen —
Haltung und Bewegung gleicht
Wundersam der Art von Frauen.

Eine, wie mit Mehl bestäubt,
Springt ihm auf das Knie mit Schmeicheln
Und beginnt, ob er sich sträubt,
Sein zerzaustes Kinn zu streicheln.

Wie er auch sich wehrt vor ihr,
Sie umkost ihn wie im Ringe —
Da — dem unheimlichen Thier
Stößt er in den Leib die Klinge!

Ha! Schon wälzt es sich in Blut —
Aber jetzt aus allen Ecken
Stürmt auf ihn die Unholdsbrut —
Er entflieht mit jähem Schrecken . . . .

Draußen steht er, faßt es kaum,
Daß ihn fort die Füße trugen,
Weiß nur, daß im düstren Raum
Flammen aus dem Boden schlugen.

Sinnlos, mit gesträubtem Haar,
Spricht er: „Flieh! das Thor ist offen —
Die, in deren Bann ich war,
Hab' ich durch das Herz getroffen!"

Novelletten.

Tannhäuser im Orient.

Vor einigen Jahren hatte ich in Venedig einen gebildeten jungen Armenier kennen gelernt. Wir trafen uns nach Tische auf dem Marcusplatze unter den Procuratien und pflegten den Kaffee mit einander zu trinken. Alles, was der junge Mann von dem wunderbaren Hochlande, seiner Heimat, erzählte, interessirte mich in hohem Grade: von der Geschichte der verschiedenen Dynastien, die dort regiert, und der merkwürdigen Menschen, die dort gelebt, war mir fast Alles neu. Eines Abends, als die Militär-Capelle spielte, beklagten wir Beide den unwürdigen Charakter der vorgetragenen Compositionen, und ich belobte unsere deutsche Musik. Ich sprach von der Wirkung, die Mendelssohn's Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum" und Wagner's Einzugsmarsch aus dem „Tannhäuser", von ähnlichen Militär-Capellen vorgetragen, unwiderleglich ausüben. Der Name Tannhäuser, den er schon öfter vernommen, veranlaßte meinen Armenier zu allerlei Fragen; er wollte die Fabel, auf welcher die Oper

erbaut ist, kennen. Ich erzählte, daß im Thüringerlande, nicht weit von Friedrichroda, ein Berg von seltsamer Gestalt emporrage, der Hörselberg genannt, aus dem zuweilen fröhliche, verführerische Musik, Gesang und Tanz hervorklinge. Ein altes Volkslied, das „Lied vom Tannhäuser", der Schreibart nach aus dem siebzehnten Jahrhundert stammend, erzähle, wie ein junger Ritter plötzlich seinen Freunden verschwand. Er war in jenen Berg gerathen, wo Frau Venus, die heidnische Göttin, als „schöne Teufelin" wohnt. Des Freudenlebens überdrüssig geworden, nahm der junge Ritter endlich Urlaub und pilgerte nach Rom, um vom Papste Absolution seiner Sünden zu empfangen, wurde aber bald vom bittersten Heimweh nach der Huldin erfaßt, so daß er sie wieder aufzusuchen ging. Er verschwand im Berge und soll, wie das Volkslied sagt, darin verbleiben „bis zum jüngsten Tag".

„Das alte Tannhäuserlied," so schloß ich meinen literar-historischen Bericht, „war nach des ursprünglichen Verfassers Meldung in der Absicht verfaßt, „fromme Christenseelen vor Satan's List zu warnen". Aber diese wohlgemeinte Warnungsstimme gerieth bald in Vergessenheit. So lange Lied und Sage nur in Kornmanni mons Veneris aufbewahrt waren, blieb der Tannhäuser wirklich ein ganz verschollener, in einer Höhle verborgen lebender Mann. Nun fand das Lied Aufnahme in „Des Knaben Wunderhorn", und Ludwig Tieck, der Romantiker,

erzählte die Geschichte in seinem „Phantasus“. Dennoch kümmerte sich Niemand sonderlich um den guten Tannhäuser. Es wurde erst anders, als Heinrich Heine gegen das Ende der Dreißiger-Jahre eine unvergleichliche Umarbeitung des alten Gedichtes brachte, deren Schluß jedoch in den wildesten Ton der Travestie hineingerieth. Nun fing man an, die Schönheit der alten Dichtung anzuerkennen. Da kam zehn Jahre später Richard Wagner. Er entnahm der Heine'schen Ballade die angedeuteten dramatischen Momente, verflocht die Tannhäusersage mit der Sage vom Sängerkriege und machte auf Einmal durch die überlegene Kraft dramatischer Mittel Tannhäuser zu einem berühmten Manne. Von da ab scheint die Geschichte zu einer unerschöpflichen Fundgrube von Anregungen geworden zu sein. Die im Thüringer Berge verschlossenen Geister ruhen nicht, denn jedes Jahr bringt ein großes Gedicht oder einen neuen Roman, dessen Titel schon („Tannhäuser“, „Der neue Tannhäuser“, „Im Hörselberg“, „Frau Venus“ u. s. w.) die Beziehung zur alten Sage aufweist. Alle diese Bücher variiren mit der feierlichen Umständlichkeit, die zu den charakteristischen Zügen unserer neuen Literatur gehört, das alte bekannte Thema . . .“

Dies Alles interessirte meinen jungen Forscher, er blieb eine Weile nachdenklich; endlich sagte er:

„Wir haben bei uns eine ähnliche Sage. Die tiefe Symbolik, die in Ihrer deutschen Volksdichtung

liegt, besitzt die unsere allerdings nicht, dennoch scheint sie mir nicht ganz ohne eine gewisse Idee zu sein. Sie stammt aber auch nicht aus so früher Zeit. Unsern Tannhäuser wollen noch etwelche alte Leute in meiner Heimat gesehen und gekannt haben."

Ich bat den jungen Mann, mir die Geschichte nicht vorzuenthalten, und er erzählte mir Folgendes:

„Hatsan Schahum, ein junger christlicher Kaufmann, belud einige Züge von Kameelen mit kostbaren Seiden- und Silberstoffen und trat mit großem Gefolge eine Reise nach Persien an. In Ispahan angekommen, fand er für seine Waaren guten Absatz, ruhte sich aus und ergab sich dem Wohlleben. Er war gebildeten Geistes, ein angenehmer Gesellschafter, nur liebte er allzusehr den Wein und die Frauen. Eines Tages, im Kreise fröhlicher Genossen, sagte er:

Ich habe mich im schönen Ispahan nun viel herumgetrieben und kenne die Stadt durch und durch. Aber der Umgang mit einem schönen Weibe ist mir noch nicht zu Theil geworden. Ist keine Hoffnung dazu?"

Ein Freund erwiderte:

„Ich glaube dir rathen zu können. Es lebt in dieser Stadt ein altes Weib, in Heilmitteln, Liebestränken und allerlei geheimer Kunst wohl erfahren. Ich will sie dir schicken. Vertraue dich ihr an, und Alles wird nach deinem Wunsche gehen."

Am andern Tage hatte der Freund seines

Versprechens gedacht, und als es dämmerte, erschien, in einen grauen Mantel gehüllt, eine Matrone an der Thür des jungen Gesellen.

Hatsan Schahum schenkte ihr ein Stück Damast und sagte:

„Mütterchen, ich brenne danach, von einer Schönheit dieses Landes Gunst zu erlangen. Mein Herz ist durstig und möchte getränkt sein. Hilf mir, ich will es dir Dank wissen."

Das Mütterchen erwiderte:

„Ich glaube, dir versprechen zu können, wonach dein Herz sich sehnt. Ich weiß eine Schönheit, deiner würdig. Sie wäre ein sicheres Heilmittel deines Grams. Ich hoffe, diese Gazelle, so scheu sie auch ist, in dein Netz zu führen. Ich habe Zutritt zu ihr. Sie wird meinen Bitten nicht widerstehen."

Damit humpelte die alte Hexe davon und war drei Tage nicht zu sehen. Hatsan Schahum blieb in peinlicher Erwartung.

Am vierten Tage kündigte ein Diener die Rückkehr der Alten an. Der junge Mann flog ihr entgegen und fragte, ob sie Alles ins Reine gebracht habe?

„Drei Tage und drei Nächte," erwiderte die Alte hastig, „habe ich der Schönheit in die Seele gesprochen. Ich bin noch ganz müde davon."

Damit setzte sie sich.

Hatsan Schahum sagte:

„Ruhet aus und erfrischt euch mit Sorbet."

Das that die Matrone und fuhr fort:

„Ich hatte meiner Schönheit kaum dein Anliegen vorgetragen, als sie in fürchterlichem Zorn auffuhr. Ihre Locken schüttelnd, sagte sie: Muß ich von dir solche Ungeziemlichkeit erfahren? Hast du mich je auf verbotenen Wegen angetroffen?... So ging es fort, bald stritten wir uns, bald verglichen wir uns wieder, endlich hat sie meinen Bitten nachgegeben, denn ich sagte ihr, wie du in der Blüthe der Jahre stündest, mit Schönheit begabt, unendlich reich und freigebig seiest. Der Widerstand ist besiegt, die Gelegenheit günstig, du magst dich unter meiner Führung zur Schönen begeben."

Auf diese Nachricht hin wußte der junge Kaufmann sich vor Freude gar nicht zu fassen. Er öffnete eine Truhe und gab der Alten mehrere Stücke des schönsten Stoffes als Botenlohn. Ein goldenes Armband mit Edelsteinen, das zehntausend Aspern gekostet, steckte er zu sich in den Gürtel.

„Ich habe dir nur noch," sagte die Alte, „das tiefste Stillschweigen zu empfehlen. Geheimniß ist die Bedingung deines Glückes. Ein Wort, das du laut werden ließest, würde Alles zerstören. Es wird Abend. Reite durch das Westthor hinaus und folge der Straße, bis du mich triffst. Ich eile voraus und werde dir den Weg zeigen."

Damit ging sie fort. Der Glückliche schmückte sich, wählte die hellsten Kleider und bestieg sein edelstes Pferd. Draußen auf der einsamen Landstraße traf er die Alte.

Sie wies ihm einen Garten, in dessen Mitte ein reicher Pavillon emporragte. Ringsum standen hohe Palmen und erhoben ihre Häupter über Orangen- und Granatbäume. Hatsan Schahum trat durch das vergoldete Gitterthor und schritt durch einen schattigen Laubgang. Sein Herz schlug heftig, er war vom Dufte der Blumen wie berauscht, Alles machte den Eindruck tiefster seligster Abgeschiedenheit.

Unter dem hufeisenförmigen Bogen des Eingangsthores wurde Hatsan Schahum von einem stummen schwarzen Diener begrüßt. Er schritt weiter durch einen kurzen Corridor und befand sich bald in einer halboffenen Halle, deren Oberbau von zierlichen Säulen getragen war. Die Wände derselben waren mit Goldschmelzmosaik überkleidet, aus der sich farbige Ornamente heraushoben, ein Fenster war geöffnet, die Gardine aufgezogen, und gewährte einen Ausblick auf die mondbeschienene Heimlichkeit des Gartens.

Auf brocatenen Kissen, die auf weichen Teppichen gehäuft waren, ruhte die Schönheit. Der erste Willkomm, den sie dem jungen Manne bot, raubte ihm sogleich alle Besinnung. Allmälig faßte er sich und sagte:

„Heil mir, daß Ihr mich mit dem Glücke, so viel Reiz zu schauen, begnadigt! Ich bin euer Sklave und will es ewig bleiben!“

Die Schöne lächelte ihm hold entgegen und

forderte ihn auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Sie winkte, man brachte Wein von Schiras, sie goß zwei Becher voll; der Wein funkelte geheimnißvoll.

Nun trat eine Schaar unvergleichlicher Dienerinnen mit musikalischen Instrumenten heran und stellte sich im Halbkreise auf. Die Einen spielten, die Andern tanzten. Der Glückliche hielt seine Geliebte im Arme, und so verlängerten Beide bis gegen Mitternacht das süße Gefühl der Liebesfreude.

Und so ging es nun von Tag zu Tag, vom Abend bis zum Morgen. Die Liebe des jungen Kaufmannes nahm immer zu, die Stunden, da er sich von der Geliebten trennen mußte, wurden ihm zu Ewigkeiten. Er zog sich von aller Gesellschaft zurück und wanderte jeden Abend hinaus in den Garten, wo die unvergleichliche Schönheit seiner wartete. Täglich brachte er ihr ein neues Geschenk, eines immer prachtvoller als das andere. Nicht immer grüßte sie ihn freudig. Zuweilen war ihr Gesicht bleich wie das einer Todten und von unendlich leidendem Ausdrucke. Aber Spiel, Tanz und Liebesfreuden heiterten sie immer wieder auf.

So brachte Hatsan Schahum Gott weiß wie viele Monate im Dienste seiner Gebieterin zu, bis er, nachdem er auch seine Sklaven verkauft hatte, ganz nachdenklich ward. Er sah sein Verderben vor sich und sah die Nothwendigkeit ein, in sein Vaterland zurückzureisen. Als er wieder bei ihr war, sagte er:

„So lange ich, geliebte Seele, auch deines Umgangs genieße, kann ich dessen nicht satt werden. Dennoch zwingt mich die Lage, in meine Heimat zurückzukehren. All mein Vermögen ist in deinem Dienste aufgegangen. Ich habe aber daheim bedeutende Güter. Diese will ich veräußern und bei meiner Rückkehr Alles zu deinen Füßen niederlegen. Dann aber will ich mein ganzes Leben hindurch als dein treuer Diener bei dir weilen."

Die Schöne war während dieser Rede erblaßt; sie erwiderte, indem sie ihre zarten Hände um den Geliebten schlang:

„Treuer Freund, verweile hier! Wenn es dir an Gold mangelt — ich habe Ueberfluß daran. Mach' dir darüber keine trüben Gedanken."

Aber Hatsan Schahum erwiderte:

„Deiner Huld stand es wohl an, das zu sagen, was du gesagt; aber so lange ich mein Vorhaben nicht ausgeführt, habe ich nicht Rast noch Ruhe. Ich sage dir auf eine zeitlang Lebewohl!"

Damit stand er auf; die Schöne nahm ein Tuch vor die Augen, sie weinte.

Da schmolz auch des Jünglings Herz; er umarmte sie, und ihre Thränen flossen ineinander. Dennoch sagte er: „Der Augenblick der Trennung ist gekommen."

„So lebe wohl!"

Auf eine Weile setzten sie sich noch einander gegenüber. Die Schöne hatte Schahum's rechte

Hand ergriffen, wiegte sie lange und zärtlich auf ihren Knien und drückte sie dann traurig schweigend an ihre Lippen. Er überließ sie ihr gern. Nun glättete sie dieselbe zwischen ihren Händen, jetzt zog sie jeden Finger durch die ihrigen, tändelte damit wie mit einem lieben Spielzeug. Dabei küßte sie die Hand glühend und wiederholt. Jeden Augenblick schienen die Thränen aufs neue in ihre Augen treten zu wollen. Nun nahm sie Hatsan Schahum's kleinen Finger zwischen ihre Zähne, biß leicht hinein, sah ihn lächelnd an und fragte:

„Darf ich?"

„Nur zu!" sagte der Verliebte.

In diesem Augenblicke fühlte er einen jähen Schmerz und sah gleichzeitig das rothe Blut zwischen den weißen Zähnen der Geliebten hervorquillen.

Sie hatte ihm den kleinen Finger unterhalb des zweiten Gelenkes abgebissen.

„O, was hab' ich gethan!" rief die Schöne.

Hatsan Schahum's Züge hatten sich verdüstert, er sagte sehr ernst:

„Tröste dich, es entstellt mich nicht und heilt bald."

„Nun hab' ich einen Theil deines theuren Selbst als Andenken!" sagte die Schöne und verbarg den Finger in ihrer Brust.

Hatsan Schahum kam heim. Seine Augen waren eingesunken, sein Gesicht von ernstem Ausdrucke, Niemand sah ihn lächeln. Mit blutender

Seele rief er sich fortwährend die verflossene glückliche Zeit ins Gedächtniß. Seine Seele war bei der Geliebten.

Die Freunde, die ihn so traurig sahen, wollten die Ursache seines Kummers wissen. Er sagte ihnen, er sei in die Hände von Räubern gefallen, die ihm all seine Güter genommen und nur das Leben gelassen hätten.

„Da magst du Gott danken," sagten die Freunde, „daß du mit dem Verluste eines Fingergliedes davongekommen. Dir ist noch viel übrig gelassen!"

So verweilte dann Hatsan Schahum ein Jahr und darüber in seiner Vaterstadt, ohne die Gluth seines Innern löschen zu können. Die Sehnsucht nach Persien überwältigte ihn, er raffte sein Vermögen zusammen und rüstete sich zu neuer Reise. In der Nähe von Ispahan angekommen, sendete er einen Diener voraus, die Geliebte aufzufordern, ihm entgegenzukommen. Aber Niemand erschien. Das beunruhigte den jungen Mann, er besorgte ein Unglück oder schwere Erkrankung.

In der Stadt machte er nicht Halt und entsendete einen zweiten Diener mit Willkommgeschenken. Dieser kam zurück und meldete, er sei huldvoll aufgenommen worden. „Grüße mir den Herrn," hatte die Schöne gesagt. „Er sei mein Gast!"

Nun machte sich Hatsan Schahum auf; in der Abendstunde, wie er es gewohnt gewesen, betrat er das Gartenhaus. Er fand die Schöne an der Schwelle, in der Mitte ihrer Sklavinnen.

„Selbstsüchtige," rief er ihr entgegen. „Hätte es dir geschadet, mir entgegenzukommen?"

„Um Eurem Wunsche Genüge zu leisten," erwiderte die Huldin, indem sie die Hände vor dem Busen kreuzte, „müßten wir zuvor bekannt sein, während mir das Vergnügen Eurer Bekanntschaft erst heute zu Theil wird!"

Der junge Mann war wie vom Schlage gerührt, endlich sagte er:

„Zauberin, ist das Scherz oder Ernst?"

„Was ist da scherzhaft?" fragte sie entgegen.

„Ich bin dein Sklave," erwiderte er, „der mit dir in diesen Räumen so oft die schönsten Stunden verlebt. Ich habe mich nur von dir losgerissen, um den Rest meines Vermögens zu holen und ihn zu deinen Füßen niederzulegen. Noch sind nicht zwei Jahre verflossen, seit ich dieselben geküßt . . . Was, du kennst mich nicht mehr? Sollte ich mich so verändert haben? Soll ich dir die Namen deiner Sklavinnen nennen? Auch sie kennen mich. Frage sie!"

Die Schöne erwiderte:

„Ich weiß mich auf Alles, was Ihr da sagt, nicht im geringsten zu besinnen. Ich sehe Euch heute zum erstenmale!"

„Treulose!“ rief Hatsan Schahum in hellem Zorne, „erinnerst du dich nicht unserer Scheidestunde? Kennst du diese Hand?“

Er streckte ihr den verstümmelten Finger seiner Rechten entgegen.

Die Schöne schwieg eine Weile, als ob sie sich besänne, dann sagte sie:

„Kann wohl sein, daß du wahr gesprochen!“

Damit griff sie in die Tasche, die an einer goldenen Kette von ihrem Gürtel herabhing.

„Welcher ist der deine?“ fragte sie, „damit ich dich unter Jenen erkenne, von denen ich mir ähnliche Andenken genommen.“

Damit schüttelte sie den Inhalt ihrer Tasche auf einen unfern stehenden Marmortisch. Wohl ein volles Hundert dürrer, brauner, zusammengeschrumpfter Fingerglieder rollte auf die Platte!

Der junge Mann kam, als er das sah, wie von Sinnen. „Buhlin!“ rief er. „Du hast mich schändlich betrogen! All mein Habe habe ich verschwendet, nun erkenne ich deinen Unwerth. Böser Geist, Vampyr, weiche von mir! Wenn du nur ein Blendwerk bist, wie ich vermuthe, im Namen des allmächtigen Gottes befehle ich dir: Entweiche!“

Da erfolgte ein gewaltiger Schlag, und mit Einemmale war Alles verschwunden, Garten und Lusthaus. Hatsan Schahum, der vom Luftdrucke zu Boden geworfen war, erhob sich langsam und sah zu seinem Entsetzen, daß er sich auf einem

wüsten, dürren Anger vor den Thoren von Ispahan befinde, der nur Disteln trug.

Hatsan Schahum kehrte in seine Heimat zurück und wurde noch viele Jahre in Teheran gesehen als ein verarmter, gebrochener Mann, der das Erlebniß seiner Jugend gern erzählte und dabei seinen verstümmelten Finger zeigte.

Viele haben ihn für verrückt gehalten, Andere haben an die Geschichte geglaubt."

Das war's, was mir der junge Armenier während einer schönen Mondnacht unter den Procuratien erzählte. Ich sehe, daß ich unabsichtlich dazu gekommen bin, zur fort und fort anschwellenden Literatur über die Tannhäusersage einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

Das Gastmahl des Skopas.

Unter den vielen wunderbaren Geistergeschichten, welche von den Alten erzählt werden, scheint mir die des Simonides eine der schönsten, und der Wiederholung und Erneuerung nicht unwerth. Ihre Wahrheit ist wohl unanfechtbar; es berichtet sie der höchst ernsthafte Quintilian in seinem Buche der „Institutionen".

Die Stadt Pharsalus in Thessalien feierte ihren Mitbürger Skopas, der als Sieger aus den Spielen zu Olympia hervorgegangen war; er hatte den Preis im Ringkampf erhalten. Das war nichts Geringes in einer Zeit, welche unendlich viel gab auf einen kräftigen Leib und gelenke Glieder, auf starke Fäuste und rasche Beine. Der Mann, der sich in den öffentlichen Spielen, sei's in Pytho, sei's zu Olympia hervorgethan und dort mit den Zweigen des wilden Oelbaumes gekrönt worden, war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Alle Stamm- und Zunftgenossen, mit ihm durch gemeinsame Opfer verbrüdert, meinten, einen Antheil

an seinem Siege zu haben. Er wurde feierlich eingeholt, es war sogar Brauch, ein Thor oder einen Theil der Stadtmauer einzureißen, damit der Sieger durch eine offene grüne Triumphpforte schreite. Daheim angelangt, verfügte sich dieser mit allen seinen Verwandten und Freunden in den Tempel, den Göttern ein Opfer darzubringen; ein großartiges Gastmahl mit einem langandauernden Trinkgelage pflegte das Fest zu beschließen.

Bei solchen Feierlichkeiten durfte auch eine poetische Verherrlichung nicht fehlen. Irgend ein namhafter Dichter wurde mit der Anfertigung einer Ode beauftragt, die ein lyrisches Kunstwerk und für musikalischen Vortrag berechnet sein mußte. Sie wurde von einem wohlgeübten Chor von Jünglingen und Mädchen im Wechselgesange vorgetragen. Doch von Lyrik und Musik war nach antiken Begriffen ein mimischer Tanz unzertrennlich und dieser begleitete denn auch, meist feierlich und würdevoll, die Dichtung.

Diesmal war es unzweifelhaft, daß der Festgesang, das Epinikion, nach Wunsch der Stadt Pharsalus und des Siegers ausfallen werde. Der Dichter Simonides, der in seiner Heimat Athen lange Zeit festliche Chöre geleitet und zahlreiche Lieder auf Sieger in Wettkämpfen gedichtet, lebte seit dem Sturze Hipparchs in Thessalien, am Hofe der Aleuaden. Er hatte das Siegesgedicht zu liefern übernommen; Skopas hatte ihm für diese Arbeit

ein Talent Goldes versprochen, kein geringes Honorar, wenn wir bedenken, daß die Gelehrten das athenische Talent mit 1350 Thalern berechnen.

Selten aber war noch dem Simonides ein ähnliches Gedicht so schwer geworden wie dieses. Es war wirklich von Skopas wenig zu sagen, außer daß er ein ungemein muskulöser junger Mann sei. Auch an den Ruhm seiner Vorfahren und Verwandten ließ sich nicht anknüpfen. Er stammte nicht von Göttern ab. Großvater, Ahn, Bruder und Oheim waren Krämer, Kaufleute gewesen, hatten im offenen Laden mit Oel und Korinthen gehandelt und nie im Rennwagen oder im Faustkampf gesiegt. In seiner Verlegenheit half sich aber Simonides nach Möglichkeit. Nachdem er an Skopas gelobt hatte, was zu loben war, machte er einen kecken lyrischen Sprung und kam auf die beiden göttlichen Faustkämpfer Castor und Pollux und deren heroische Thaten. So fügte es sich, daß ihnen schließlich ein guter Theil des Gedichtes gewidmet war. Als der Festgesang, trefflich vorgetragen, zu Ende war, stellte sich ein Zuruf von allen Seiten ein.

„Ein schönes Gedicht!“ rief Alles.

„Herrlich, des gefeierten Sängers von Ceos würdig!“

„Und würdig des edlen Skopas!“ fügten die Schmarotzer und Schmeichler des reichen Festgebers hinzu.

„Ja, Dein Gedicht ist wohlgelungen, schwung-

haft und voll Anmuth!" wandte sich der Gefeierte an Simonides. „Mache Dir aber, Bester," setzte er mit kaufmännischer Kälte hinzu, „doch nur auf ein Drittheil der versprochenen Summe Rechnung. Ein Kaufmann ist ein Mann von Wort, Du aber hast auch nur zum dritten Theile Wort gehalten! Dreißig Strophen hast Du niedergeschrieben; zwanzig davon feiern die Tyndariden. Drum zahle ich nur meinen Theil, zwanzig Minen, die weitern vierzig laß Dir von Castor und Pollux entrichten. Sie sind großmüthig und mögen Dir lohnen. . . . Und nun, Freunde, in den Tempel, den Göttern unser Dankopfer darzubringen. Sodann begeben wir uns in meines Vaters Haus, wo ein Mahl uns erwartet. Es ist selbstverständlich, Simonides, daß Du bei diesem einen Ehrensitz einnimmst . . ."

So Skopas zur allgemeinen Heiterkeit der Gäste; sein Wortbruch hatte bei keinem ein Wort der Mißbilligung gefunden. Und hier muß ich dem Simonides den ernstlichen Vorwurf machen, daß er nicht stracks davonging. Doch er sagte zu sich: „Bleib' ich weg, so ärgert er sich; ich habe Zank mit ihm und er prellt mich auch noch ums letzte Drittheil. Ich muß gute Miene zum bösen Spiel machen . . . ."

Nach beendigtem Gottesdienst hatte man sich in den Festsaal begeben, wo die lorbeergekrönte Büste des Skopas und die ihm gespendeten Gaben aufgestellt waren. Ein großartiges Mahl nahm

seinen Anfang. Vom Hintergrunde des Saales her erklang sanfte Musik von Cithern und Flöten.

Simonides war noch unter dem Eindrucke der erlittenen Kränkung. Der Bissen blieb ihm im Munde stecken, kaum berührte er den Becher, er bereute jedes Wort, das er zum Lobe des Wichts gesprochen. „Welche Narren," dachte er bei sich, „sind wir, der schwülstige Pindar an der Spitze, daß wir solche Helden der Faust besingen!"

Schon ein paarmal hatte sich indeß ein Krachen im Gebälk vernehmen lassen, war aber im allgemeinen Tumult der Unterhaltung, der Musik und der Tänze weiter nicht beachtet worden.

Da trat ein Sklave ein, näherte sich Simonides und meldete, daß zwei wunderschöne, ungewöhnlich hochgewachsene Jünglinge, beide zu Pferde, vor dem Thore hielten und den Dichter zu sprechen wünschten.

„Wohl ein Irrthum, sie werden Skopas beglückwünschen wollen," meinte Simonides, noch ganz in seinem Aerger verloren.

„Es sind sonderbare, gar gewaltige Leute," setzte der Sklave hinzu. „Ihr Wesen, ihre Stimme, ihre Kleidung sind, wie ich Aehnliches an Menschen nie gesehen . . ."

„Ei, so geh', heiße sie absteigen und führe sie herein!" rief Skopas. „Sie sollen mir willkommen sein. Unsere Gesellschaft begehrt nach Neuem. Sie kommen eben recht zum Symposium. Eben wurden

die Mischkrüge aufgestellt. Du Simonides, magst ihnen noch einmal Dein Gedicht vorlesen! . ."

Simonides trat in die sternenhelle Nacht hinaus und sah in der That zwei Reiter vor dem Peristyle halten. Es waren heroische Gestalten, auf ganz unbändigen Pferden. Ein Band war jedem um die Stirne geschlungen, armdick ringelten sich die Locken um den Hals.

Der Eine sah den Dichter mit großen leuchtenden Augen an und winkte ihm freundlich näher zu treten.

„Simonides," rief er, „habe Dank von denen, die Du in einem unsterblichen Liede gefeiert hast! Wir sind die Tyndariden, Castor und Pollux. Lebe lange und sei glücklich bis ins höchste Alter!"

Beide winkten freundlich, dann spornten sie die Pferde und diese sausten davon, doch nicht die Straße dahin, sondern durch die Luft hoch hinauf, über den Festsaal hinweg.

Unter ihren Hufen dröhnte es sonderbar.

Simonides blieb durchschaudert, von Geisterhauch angeweht, stehen.

„Wer so etwas erlebte," dachte er, „geht sobald nicht mehr unter Menschen. Ich kehre nicht mehr in den Festsaal zurück. Nein, nicht mehr! Nicht mehr!"

Da erschütterte ein furchtbares Krachen, von hundertstimmigem Wehgeschrei begleitet, die Luft. Eine Staubwolke wirbelte empor und verhüllte den

Blicken das Nächstgelegene. Als sie sich verzog, sah Simonides einen furchtbaren Riß im Gebäude, vor dem er stand. Die Decke des Festsaales mußte eingestürzt sein, sie hatte aller Wahrscheinlichkeit nach alles, was da geathmet, unter Trümmern begraben.

Es war eine Katastrophe, als ob ein Erdbeben gewüthet.

Simonides stand starr vor Entsetzen da. Dann befühlte er Stirn und Brust, denn er begriff kaum, daß er unverletzt sei. Da und dort löste sich noch ein Balken unter dem Dache, riß einen Pfeiler mit fort und stürzte in den Schutt.

Simonides beugte sich tief, seine Stirne berührte den Boden. Er begriff, was geschehen: Die allsehenden Göttersöhne hatten ihm durch Lebensrettung ihren Dank abgetragen!

Und nun war in Pharsalus, das sich noch eben einer ungemessenen Freude hingab, ungemessene Trauer und Wehklage. Es gab fast keine Familie von Ansehen im Orte, die nicht einen Angehörigen verloren.

Die Nacht verging mit dem Wegräumen des Gebälkes. Stellenweise waren die Leichen so unkenntlich gemacht, daß die Herbeigeeilten sie nicht unterscheiden konnten. Da soll nun Simonides mittelst seines wunderbaren Gedächtnisses die Ordnung, in der die Gäste gesessen, angegeben und so jede Leiche den Ihrigen angewiesen haben.

Skopas war unter den Wenigen, die lebendig aus dem Schutte hervorgezogen wurden. Er hatte beide Beine gebrochen, aber seine ungeheure Natur half ihm durch. Man sah ihn noch Jahre lang auf Krücken in den Gassen von Pharsalus herumhinken.

* *
*

Das ist die Geschichte von Simonides. Sie zeigt uns, welchen Schutzes, welcher hohen Protection in alter Zeit sich die Sänger erfreuten, wie man im Olymp auf ihre Lieder Acht hatte und wie die Götter zürnten, wenn literarische Auftraggeber ihnen den Lohn verkürzten. Aber das ist nun lange her. Noch immer besteht ungeschwächt der Gegensatz kaufmännischer Geriebenheit und idealistischen, unpraktischen Vertrauens. Und auch heute noch finden sich einzelne in der so ehrenwerthen Schaar der bücherverlegenden Geschäftsleute und en gros-Händler mit Geistesprodukten, bei denen es leider fast stehender Brauch zu sein scheint — ich spreche aus mancher Erfahrung — eingegangene Verpflichtungen streitig zu machen, und zum geringsten Theile zu erfüllen. Aber diese Nachkommen des Skopas tafeln, vom Zorn der Götter ungestört, weiter, und ihre Häuser krachen ihnen nur in den seltensten Fällen über dem Kopf zusammen.

Es ist doch schade um die alten Götter!

Die Frühmesse.

So oft ich in die benachbarte Stadt komme, der das dortige Jesuitenkollegium eine gewisse Berühmtheit verleiht, reizt es mich, die Persönlichkeiten ins Auge zu fassen, die dort als Besucher aus aller Herren Ländern einkehren.

Es sind fast ohne Ausnahme düstere Persönlichkeiten mit charakteristischen Köpfen, Leute, die sich sehr kriegerisch gegen unsere Zeit und unsere heutige Gesellschaft stellen.

Ihre Söhne wollen sie zu Kämpfern gegen den Zeitgeist heranwachsen sehen und bringen diese bei den Jesuiten unter; die Mädchen wollen sie mit dem auserlesensten Geist katholischer Gesinnung tränken und übergeben sie den Damen vom Herzen Jesu zur Erziehung; beide Klöster sind nämlich hier einander so nahe, daß die regsten Beziehungen zwischen ihnen leicht und ungezwungen unterhalten werden können.

Aber in welche Kategorie der Frommen — so fragte ich mich im Herbste des vorigen Jahres —

gehört wohl die stolze, blonde Engländerin, jetzt Vicomtesse de Nenuphar aus Paris, die ihre Söhne, zwei Knaben zwischen zehn und zwölf Jahren, zu den Jesuiten in die Schule schickt, sich aber von ihnen nicht trennen mag und Monat um Monat fern von der Weltstadt in der schaurigen Oede des kleinen Orts verlebt? Eine prachtvolle Frau. Sie müßte die Aufmerksamkeit selbst auf dem Boulevard des Italiens erregen. Dabei versteht sie es unvergleichlich, ihre Erscheinung durch alle Mittel der Toilette zu heben. Als wandelte sie noch dort, wo tausend Gasseraugen prüfend jede Erscheinung mustern, umspannt sie ihre Taille mit dem engsten Metallgürtel und hat das kunstvolle Lockengebäude von blondem Haar mit Goldstaub gepudert. Und diese Frau lebt in der Stadt, der die feuchten, kalten Laubengänge einen eigenen düsteren Charakter verleihen, in der Stadt, wo man immer den Weihrauch der Kirche zu riechen meint.

Geschieht das Alles wegen des jungen, fast knabenhaften Lieutenants, der allwöchentlich auf einen Tag aus der benachbarten Garnisonsstadt herkommt, im selben Gasthaus wohnt und dann immer an der Seite der Vicomtesse zu sehen ist? Doch wohl nicht. Er ist gar zu jung, zu unbeholfen und bengelhaft. Selbst der aus Scribe's Lustspiel wohlbekannte Masham muß die Gabe haben, etwas aus sich zu machen, sonst begreift man nicht, wie die Damen ihm nachlaufen.

Wie komisch er aussieht in seiner polnischen Mütze, seinem blauen, mit Goldtressen besetzten kurzen Jäcklein, seinen scharlachnen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Er spricht näselnd; sein Regiment liegt in Bosnien. Er nun giebt sich die Miene eines Mentors bei den beiden Knaben, die als externe Schüler des Instituts fortwährend um die jugendliche Mutter sind, und doch erscheint er eher als deren Freund und Gespiele.

Gar fromme Knaben, die jungen Franzosen! Auf der allerdings einsamen Promenade saß jeder mit einem Buch in der Hand im Schatten und las. Ich beobachtete die Knaben und den hohen Ernst ihrer Gesichter. Nach einer halben Stunde eifriger Lektüre sahen sie ihren jungen Freund zwischen den Bäumen daherkommen; das dicke Buch wurde zugeschlagen, es bekreuzte sich zuerst der Aeltere, dann der Jüngere — das, was ich für ein Schulbuch gehalten, mußte ein Gebetbuch gewesen sein.

„Nein! nein," sagte der Wirth, der mich seiner besonderen Freundschaft würdigte, „zwischen der Frau Vicomtesse und dem Herrn Lieutenant besteht lediglich eine Freundschaft; er ist nämlich ein besonderer Kinderfreund und übt sich auch gern in der französischen Umgangssprache. Dazu hat er hier die schönste Gelegenheit. Und sie ist eine gute Mutter. Zuerst hat es ihr hier, man kann es wohl begreifen, gar nicht gefallen wollen. Gleich nachdem sie die Knaben hergebracht, wollte sie wieder

fortreisen. Weiß nicht, auf einmal hat sie doch ein Wohlgefallen gefunden an unserer Gegend, und hat erst eine Woche zugegeben, dann wieder eine und jetzt ist sie schon bald ein Vierteljahr lang da.

Nun ja, sie ist die beste Mutter! Um bei den zwei Knaben zu sein, wohnt sie hier jetzt schon monatelang fern von ihrem Gemahl, der große Güter in der Normandie hat, und geht eigentlich in gar keine Gesellschaft. Sie sucht sie auch gar nicht auf. Samstag Abends kommt der Herr Lieutenant herüber, da machen sie ein paar Spaziergänge zusammen mit den Kindern, und er speist mit ihnen an der Wirthstafel.

Alles in Ehren! Die Vicomtesse — sie hat übrigens an den Kindern eine gute Schutzwehr — ist so besorgt um ihren Ruf, daß ich dem Herrn Lieutenant nie ein Zimmer auf demselben Flur geben soll. Aber wie ist das möglich in einem besuchten Hotel? Heute, zum Beispiel, habe ich dem Herrn Nummer 6 geben müssen. Nummer 5 war auch frei, ehe Sie da eingezogen; aber nein, nein, sagte die Vicomtesse, neben unserem Zimmer dürfen Sie ihn nicht einlogiren. Das könnte ja zu Gerede Anlaß geben."

„Die Vicomtesse wohnt also auf Nummer 4?"

„So ist es. Und auf Nummer 6 der Herr Lieutenant. Sie sind mitten drin."

Mit dem Bilde der schönen Frau in der Seele ging ich nach diesem Gespräch auf mein Zimmer.

Es war halb zehn. Links ist der Lieutenant vermuthlich zu Bett gegangen, im Nebenzimmer rechts, auf dessen durch eine Kommode verbarrikadirte Thür mein erster Blick fiel, war auch Alles still, die Knaben schliefen wohl schon längst, aber ein feiner Lichtstreif, der durch die obere Thürspalte hereinfiel, zeigte an, daß die Vicomtesse noch wache, vermuthlich bei einer Handarbeit oder bei einem Buche. Was sie wohl lesen mag? Einen Roman oder ein Erbauungsbuch? Vermuthlich ein Erbauungsbuch. Es kann Eins und das Andere sein, denn jetzt höre ich sie gähnen. Sie stand auf, die Dielen knisterten unter leisen Schritten. Es schlug zehn.

Ich hörte ein Gewand rauschen, ein Seidenkleid rieselte zu Boden, das Licht wurde ausgeblasen, die Vicomtesse war schlafen gegangen.

Es giebt nichts Beunruhigenderes als die Nachbarschaft einer schönen Frau. Da erst weiß ein Einsamer, was er entbehrt. Giebt es etwas Reizenderes, als einem schönen Weibe zuzusehen, das sich für die Nachtruhe vorbereitet. Das Fenster geöffnet, und eine Weile hinaus gesehen zu den Sternen, das beschwichtigt das Blut!

Wirklich hatte ich lange im Fenster gelehnt. Wie still Alles! Es versetzte mich in eine gewisse Unruhe, daß ich ihr Nachbar sei. Dennoch schlief ich ein; da weckte mich, nachdem ich ganz kurze Zeit geschlafen zu haben glaubte, ein Gespräch im Nebenzimmer. Ich konnte es durch die dünne

Wand und die schlecht schließende Thür genau hören, wiewohl es nur leise geführt wurde.

Der Knabe sagt: „Aber, Mama, was willst du? Warum stehst du auf?"

„Warum? Ich kleide mich an, mein Kind."

„Und wohin gehst du?"

„In die Frühmesse, lieber Cäsar, es ist ja Sonntag."

„Aber es ist ja noch ganz finstere Nacht!"

„Kind, zum Beten ist es nie zu früh. Uebrigens irrst du dich. Die Fensterladen machen es so dunkel. Es hat auch schon zur Frühmesse geläutet."

„Ach ja, die versäumst du keinen Sonntag."

„Das ist auch nur Pflicht, mein Kind. Schlafe nur wieder ein, mein Kind, und wecke den Bruder nicht."

Ich höre das Rauschen eines Kleides, das man anzieht, eilige Schritte durchs Zimmer, ein Oeffnen und ein Schließen der Thür.

Wie fest ich doch geschlafen haben muß, und wie man doch im Schlaf alles Zeitmaß verliert! Es ist also schon Tag. Ich hätte gedacht, um diese Stunde könnte höchstens eine Christmette gehalten werden. Immerhin, so früh hinaus in die scharfe Morgenluft, in die kalte, düstere, gruftähnlich riechende Kirche — es ist etwas Eigenes um die Frömmigkeit. Die Frommen legen sich Opfer auf, die sonst kein Anderer begreift.

Aber schon regt sich's im andern Nebenzimmer.

Die Thür ist aufgegangen. Sollte der Offizier auch schon zur Kirche eilen, etwa als Begleiter? Gewiß ist es so. Doch nein, er ist im Zimmer geblieben. Ich höre von seiner Seite her ein rastloses Zischeln. Es sind zwei Stimmen zu unterscheiden. Die eine ist eine männliche; sobald sie sich ein wenig erhebt, wird sie durch ein leises Pst beschwichtigt. Ist das nicht der Laut gewechselter Küsse?

Ich bin empört, wirklich empört. Ja gewiß, sie ist bei ihm. Und immer unruhiger wird mein Nachbar. Und dabei soll man schlafen? Schließlich hör' ich ihn sagen:

„Bist du gut von den Kindern losgekommen?"

„Cäsar wurde wach, aber ich habe ihn beschwichtigt."

„Womit doch?"

„Du weißt es."

„Mit der Frühmesse?"

„Allerdings. Was macht man den Kindern nicht weiß."

„Es lebe die Frühmesse!"

„Es lebe die Frühmesse!"

Und von seinem, mit zwei Stimmen geführten Monolog belustigt, tummelt sich der Lieutenant wie freudebesessen.

Als ich wieder erwache, ist die Vicomtesse von der Frühmesse zurück und wieder auf ihrem Zimmer Nr. 4 angelangt.

„Die Kirche hat heute lange gedauert," sagt der kleine Cäsar mit einer kläglichen Stimme. „Es ist finster gewesen, und ich habe mich gefürchtet...."

„Der Caplan ist jung und liest nicht so rasch wie der Pfarrer. Schlafe nur weiter, mein Cäsar, du bist zart und Schlaf ist dir ein Bedürfniß. Auch ich lege mich noch ein Weilchen."

Alles beruhigt sich auf Nr. 4. Aber von Nr. 6 herüber stört mich das Schnarchen des Nachbars.

Man steht nicht ungestraft so früh auf und hält dabei so sonderbare Selbstgespräche . . .

Um die Frühstücksstunde sah ich sie Alle wieder; die schöne Mutter mit dem goldgepuderten Lockengebäude und dem funkelnden, amazonenhaften Metallgürtel, die sittigen Knaben und schließlich den Lieutenant. Er nahte voll Rücksicht und Anstand und machte der Dame ein Compliment über ihr herrliches Aussehen.

* * *

Als ich in diesem Jahre wieder ins Hotel kam, fragte ich den Wirth: „Nun, und die schöne Anglo-Französin, die vorigen Herbst hier war —?"

„Die Vicomtesse Nenuphar aus Paris? Sie lebt noch immer in der Nähe und besucht zeitweise unser Haus. Ihre Söhne sind noch immer bei den frommen Vätern, jetzt ganz im Collegium untergebracht. Eine liebenswürdige Dame, ganz Mutter, die Frau Vicomtesse."

„Und was ist aus dem jungen brünetten Lieutenant mit dem schwer auszusprechenden Namen geworden?"

„Ja, der Lieutenant, der Lieutenant. Unter uns, über die Beziehungen der Beiden denke ich doch jetzt anders . . . Der Herr Lieutenant kam noch immer jeden Samstag, bis tief in den Herbst hinein. Dann aber zeigte er sich seltener, kehrte auch in einem andern Gasthof ein. Er hatte eine reiche Fabrikantentochter aus der Umgegend kennen gelernt und fing an, ihr den Hof zu machen. Beim letzten November-Avancement ist er Oberlieutenant geworden. Nun hieß es, er werde heirathen. Dem Schwiegervater wär's eine Kleinigkeit, die Caution zehnfach zu erlegen. Aber es gab Streit mit der Vicomtesse, die konnte sich mit dem Gedanken seiner Heirath gar nicht befreunden. Es hat Streit gegeben und heftige Auftritte. Zuletzt kam auch der Herr Gemahl."

„Nun, und wie ist die Sache schließlich ausgegangen?"

„Vor vier Wochen hat der Herr Oberlieutenant wirklich geheirathet. Seitdem lebt die Vicomtesse ganz für die Kinder. Eben jetzt macht sie die Exercitien mit den Damen vom Herzen Jesu mit. Ist ganz dort einquartirt. Es heißt aber, der Herr Vicomte werde bald herkommen und Frau und Kinder wieder heimnehmen."

Klingenberg's Jugend.

Im Erdgeschosse des herzoglichen Hoftheaters zu . . . . . befindet sich eine Restauration mit Billard, in welcher sich während der Theatersaison alle Vormittage ein Cirkel von sieben bis acht regelmäßigen Gästen versammelt. Es erscheint in den gastlich dämmrigen, altdeutsch möblirten Räumen der Bonvivant Herr Palmer, der Komiker Herr Hagemann, der Père noble und noch Der und Jener. Man bleibt am gemüthlichen Kneiptisch längere oder kürzere Zeit, wie es einem Jeden die größere oder mehr episodische Rolle gestattet. Ein freundlicher Theatergeist ruft Jeden rechtzeitig ab, wenn er gebraucht wird. Die Hauptperson in diesem Kreise ist der Heldenspieler Klingenberg, ein Schauspieler von noch kräftigen, aber schon stark abgebrauchten Mitteln, ein pathetischer Mann, hoch und hager, mit einem braunrothen pergamentenen Gesichte, in welchem eine gewaltige Nase dominirt. Er steht am Rande der Vierzig, aber das verhindert ihn nicht, sich auf den weltbedeutenden Brettern der kleinen Residenz dann und wann noch als Prinz

in der „Emilia Galotti“, ja sogar als Romeo zu zeigen. Ursprünglich für Liebhaberrollen engagirt, hält er den Besitz derselben mit einer eisernen Hand fest. Er ist der Tyrann des Repertoires und ein durch seine Energie gefürchteter Mann.

Eines Vormittags im Januar — die Wintersonne drang nur matten Strahles durch die Doppelfenster und zeigte den Residenzplatz, wo das Standbild des seligen Fürsten emporragt, in abschreckender Oede — war ein Reisender mit Pelz und Pelzmütze in die Restauration getreten. Ihn begleitete ein mächtiger Hund von Bulldog-Race. Der Reisende entledigte sich seiner überreichen Erwärmungsmittel und entpuppte sich schließlich als ein rundlich wohlbeleibter junger Mann von überquellender Gesundheit und jovialem Aussehen. Er lächelte aber auch die Gesellschaft am runden Mitteltische so harmlos und lebensfroh an, daß diese sofort instinctiv zusammenrückte, ihm freundlich Platz zu machen. Der Ankömmling war, wie einem auch wenig Lebenskundigen ersichtlich, ein deutscher Handlungsreisender und gab sich sofort als solcher zu erkennen.

„Meine Herren,“ sagte der junge Mann, nach rechts und links sich verbeugend, „mein Name ist Manz, es ist mir außerordentlich erfreulich, unter den Heldensöhnen der Bühne Platz nehmen zu dürfen. Sie sehen in mir, obwohl ich Kaufmann bin, einen glühenden Verehrer der Kunst. Das war gestern wieder einmal ein famoser Abend! (Man hatte das

„Wintermärchen“ gespielt.) Ihr Tityrus, Herr Hagemann, war köstlich; über Ihren Autolykus, Herr Palmer, hätte ich mich beinahe krank gelacht. Aber da erkenne ich sofort Leontes — Herr Klingenberg, Sie haben mich zu packen gewußt. Sie haben die Eifersucht, die in Schmerz getränkte Rachbegierde in Verkörperung vorgeführt. Wie Sie als König und Ankläger zum öffentlichen Gerichte schritten — das spielt Ihnen Niemand nach! Herr Klingenberg, Sie sehen in mir Ihren wärmsten Verehrer!“

In diesem Tone fuhr der junge Mann eine ganze Weile fort; aber der Heldenspieler, an den er vornehmlich seine Rede richtete, wurde dabei nicht froh. Kaum hatte nämlich der junge Mann wieder ein großartiges Compliment vom Stapel gelassen, so schlug ein ironischer Ton durch. Klingenberg wurde mißtrauisch und zog sich in eine imponirende Ruhe zurück. Aber dies schüchterte den Reisenden nicht ein. Er hatte Flaschenwein aufsetzen lassen und wurde immer lebendiger.

„Sie müssen doch ein fabelhaftes Glück bei den Damen gehabt haben,“ sagte er plötzlich, den Helden wieder ins Auge fassend. „Wenn ich Sie so betrachte — diese Nase — diese römische Nase — diese siegreiche Caesaren-Nase — o, Sie müssen viel Glück gehabt haben . . .“

„Man hätte vielleicht heut noch Glück,“ versetzte Klingenberg, „wenn man es aufsuchen und verfolgen wollte —“

„Sie dürfen es keck mit den Jüngsten aufnehmen," fuhr Manz fort. „Der junge Stugau, der so gerne Ihre jüngeren Rollen spielen möchte, wird noch eine gute Weile warten können, bis er darankommt. Sie haben eine unverwüstliche Kraf und Frische. Dazu diese Perrücke — schlicht über die Stirn gekämmt à la Sonnenthal, famos! Sie kleidet Sie vorzüglich. Eine ganze Weile habe ich geglaubt, Sie trügen Ihr eigenes Haar . . ."

Dem Helden wurde der Mann fatal. Gewohnt, daß man sein falsches Haar ignorire, erwiderte er sehr ernst:

„Eine Perrücke trage ich nicht. Was ich da oben sitzen habe, ist einfach eine Haartour, groß wie ein Handteller, eine winzige Atzel. Haben Sie etwas dagegen?"

„Ich etwas dagegen?" versetzte Manz. „In nicht allzu ferner Zeit steht auch mir solch ein Ding bevor. Wenn ich aber offen sein soll — ich denke, Sie müßten im Leben ohne Haartour noch besser aussehen. Die Glatze ist die Tonsur des Weltmannes — Sie sind Weltmann durch und durch — Sie sollten das Abzeichen desselben auch offen tragen."

Klingenberg stutzte, abermals wußte er nicht, ob das Gesagte Ernst oder Hohn sei. Rings im Kreise lachte man, aber der Reisende ließ nicht los.

„Sie gestatten doch, daß ich mir das Ding näher ansehe?" fragte er harmlos, und mit einer Gewandtheit, die jedem Friseur Ehre gemacht hätte,

hob er Klingenberg mit einer einzigen raschen Handbewegung die Perrücke vom Kopfe.

Der Held war sprachlos vor Erstaunen ob solcher Dreistigkeit. So unverschämt war ihm im Leben noch Niemand begegnet! Seine Augen glotzten, sein braunes Gesicht wurde dunkelroth. Zudem hatte er das Bewußtsein, in diesem Momente um zwanzig Jahre gealtert auszusehen.

Indeß hatte die Axel in der Hand des jungen Mannes längst schon die Aufmerksamkeit des ihn begleitenden Bulldoggs erregt. Mit funkelnden Augen betrachtete er sie, plötzlich hatte er sie gefaßt und begann, sie hin und her zausend, im Zimmer herumzugaloppiren.

„Das ist zu viel der Frechheit!" lärmte Klingenberg, sich erhebend. „Befehlen Sie dieser Bestie, meine Tour hinzulegen. Doch, was sage ich! Soll ich die Tour wieder aufsetzen, die Ihr Hund im Maule gehabt?"

„Hieher, Block!" herrschte der Reisende seinen Hund an. „Hieher, niederlegen!" Der Hund folgte. „Ich bin untröstlich über den Streich, den das Thier uns gespielt," setzte Manz hinzu.

„Ihre Entschuldigung genügt mir nicht. Ich verlange Schadenersatz."

„Auch zu diesem bin ich bereit. Was kostet die Haartour?"

„Diese Haartour," sagte Klingenberg, „ist sehr werthvoll, eine Pariser Arbeit, ein Meisterstück, das Sie gar nicht zu schätzen wissen . . ."

„Was ist ihr Preis?"

„Zweihundert Francs hat sie mich selbst gekostet."

Alles lachte.

„Sie glauben mir nicht? . . . Wenn Sie etwas von der Sache verstünden . . ."

„Mann Gottes, Ihr Wort genügt." Der Reisende griff in die Brusttasche und zog ein großes Portefeuille hervor, in welchem er eifrig umherzusuchen anfing. Endlich hatte er zwei blaßblaue Noten gefunden und sagte, indem er sie mit einer gewissen Feierlichkeit überreichte:

„Empfangen Sie hier den Werth der geschädigten Atzel! Zwei Banknoten à hundert Francs."

Die Bereitwilligkeit, die Summe zu zahlen, setzte Klingenberg in Erstaunen, aber er blieb sehr ruhig. Er nahm die Banknoten, steckte sie ein, drehte sich auf dem Absatz um und sagte:

„Es sei Ihnen dies eine Warnung, junger Mann, künftighin in Ihren Handlungen weniger vorschnell zu sein. Guten Morgen, meine Herren!"

Und in gewohnter Weise den Hut über das Haupt schwingend, daß er schräg über dem rechten Ohr zu sitzen kam, ging Klingenberg, jeder Zoll ein Held, stolzen Schrittes davon. Er hatte auf der Probe zu thun.

Die Gesellschaft blieb zurück, getheilt zwischen Mißbilligung des Helden und Bewunderung der Großmuth des jungen Mannes. Man musterte die Perrücke und fand sie alt, verwittert, kein Friseur

hätte einen Groschen für sie gegeben. „Sie sind schmählich barbiert worden," meinte Hagemann, der Komiker. „Es wird wohl wahr sein, was man erzählt, daß Klingenberg, bevor er ein Schauspieler geworden, ein Bartkratzer gewesen."

„Mag er was immer gewesen sein," erwiderte Manz, „heute ist Klingenberg ein großer Künstler. Sein edler Scalp ist mit den zwei Noten nicht zu theuer bezahlt. Er hänge hier in der Restauration, wo er gelöst wurde, und bleibe Späterkommenden ein Gegenstand der Verehrung."

Er sprang auf einen Stuhl und befestigte die Haartour an der lichtertragenden Seejungfrau, die vom altdeutschen Plafond herabhing.

Erst gegen 1 Uhr zerstreute sich die Gesellschaft.

* * *

Wenn nun auch Klingenberg mit dem Mienenspiel eines Schwergekränkten und mit allen Zeichen der Entrüstung das Local im Erdgeschosse des Theaters verlassen hatte, in welchem an seiner Würde so arg gefrevelt worden, so war er doch mit seinem Vormittage nicht übel zufrieden. Er war einem jungen Fant imponirend entgegengetreten, hatte diesen ganz gehörig geduckt und für eine alte, abgenützte Haartour, die er demnächst wegzuwerfen gedachte, den Preis von zehn neuen erhalten. Man konnte sagen, daß sein specieller Bedarf an Perrücken auf Jahre hinaus gedeckt war. Was etwa im kleinen

Orte über seinen Handel gesprochen werden konnte, war ihm vollständig gleichgiltig; er stand ja hocherhaben über der öffentlichen Meinung da.

In dieser Stimmung trat er auf das Theater, auf dem die Probe bereits begonnen hatte. Er konnte das um so leichter, als er unter allen Umständen sicher war, den Hut nicht lüften zu müssen: es war bei der auf der Bühne herrschenden Zugluft Sitte geworden, den Kopf aufs nachdrücklichste zu schützen. Ein militärischer Griff an den Hutrand gehörte übrigens seit Jahren zu seinen stereotypen Gewohnheiten. So trat er denn ruhig und als ob er keine Blöße zu decken habe, in die Aktion ein.

Nun aber existirt eine koboldartige, dämonische Macht, die es darauf abgesehen zu haben scheint, dem, der sich am sichersten fühlt, einen Streich zu spielen. Sie springt, so bald und so oft es ihr beliebt, in den Kreis menschlicher Berechnungen, vereitelt Absichten und Entschlüsse, macht die freie Selbstbestimmung zu Schanden und wirft im Nu eine feste Situation über den Haufen. Diese Macht — man nenne sie meinetwegen den diabolischen Zufall — stellte sich sofort ein. Hinter den Coulissen und an der hintern Ausgangspforte entstand eine gewisse Unruhe, Schritte mehrerer Eintretender ließen sich vernehmen, auf die Bühne trat, was seit Jahren nicht zu dieser Stunde geschehen war, Serenissimus.

Die Häupter aller Schauspieler entblößten

sich. Es war ein schrecklicher Moment, in welchem Klingenberg, die hohe Gestalt des Landesfürsten gewahr werdend, ihrem Beispiele folgen und den Hut abnehmen mußte.

Der Souverain, ein Herr in den mittleren Jahren, blickte im Kreise umher und sagte leutselig:

„Wir überraschen Sie — stören aber nur ganz vorübergehend. Das große Unglück in Nizza fordert zur Vorsicht auf. Wir kommen, die Feuersicherheits-Verhältnisse des Hauses zu prüfen."

Der Fürst wendete sich kurz um und wollte durch die Coulisse abgehen, hinter die sich Klingenberg still bescheiden zurückgezogen hatte.

Aber die Lampe auf dem Regisseurtisch warf ein verrätherisches Licht herüber.

„Ei, Klingenberg," sagte der Fürst, einen Schritt zurückweichend. „Ich hätte Sie kaum wiedererkannt. Ist das wirklich Klingenberg? Es ist mir neu, daß unser Romeo des Morgens im Négligé ein so würdiges Aussehen hat. Bedecken Sie sich, Klingenberg, bedecken Sie sich, sonst holen Sie sich eine Erkältung."

Damit entfernte sich der Fürst, immer guter Dinge, wie es seine Art war.

Eine ganze Weile lehnte Klingenberg an der Coulisse, wie von einem Streiche auf das Haupt getroffen. Der Sarkasmus des Fürsten schien ihm blutig. O, das nimmt kein gutes Ende! war sein erster Gedanke. Da ließ sich die Stimme des

Ober-Regisseurs vernehmen, man wollte mit der Probe fortfahren. Indeß wirkte die schreckliche Situation, in der Klingenberg gestanden, mit steigender Macht in ihm nach. Ein- ums anderemal ließ ihn sein Gedächtniß im Stich; bei sich wiederholte er die bösen Worte: „Es ist mir neu, daß unser Romeo des Morgens ein so ehrwürdiges Aussehen hat.“

Ganz verstört kam er nach Hause.

Unserm Heldenspieler gefiel sein Handel mit der Perrücke schon lange nicht mehr. Am Morgen des andern Tages saß er, mit seiner Toilette beschäftigt, noch vor dem Spiegel, als der Theaterdiener eintrat und meldete, der Herr General-Intendant lasse Herrn Klingenberg auf einen Moment in sein Bureau bitten.

Der Gerufene verfügte sich sofort elastischen Schrittes dahin.

Der Herr General-Intendant, ein Baron in der Mitte der Fünfzig, mit den Manieren eines vieux marquis, pedantisch und förmlich, saß, das dünne ergrauende Haar schön gescheitelt, die gesteiften Spitzen seines Schnurrbartes hornartig nach oben gedreht, vor seinem Arbeitstische zwischen Papieren, die er zu prüfen und signiren hatte.

Er empfing den Eintretenden nicht eben kalt, aber auch nicht mit jenem zauberischen, lächelnden Wohlwollen, mit dem er sonst alle Herzen zu gewinnen verstand.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, lieber Klingenberg," begann er leichthin, „steht Ihrer bühnlichen Wirksamkeit ganz ferne, es betrifft das Privatleben. Ich habe mich, streng genommen, darum nicht zu kümmern — doch, Sie wissen, ich wache mit der ängstlichen Sorge eines Hausvaters über das meiner Aufsicht anvertraute Institut. Alles und Jedes, was das Ansehen des Instituts oder das Ansehen eines seiner Mitglieder zu schmälern, zu schädigen geeignet ist, geht mir nahe — sehr nahe. Zudem, lieber Himmel, existiren in der Welt so viele Vorurtheile gegen den Stand des Schauspielers, daß Alles und Jedes vermieden werden sollte, was der Uebeldeutung, dem Tadel verfallen kann, was zum Tagesgespräch Nahrung zu geben fähig ist. Da ist mir nun ein Geschichtchen, das sich gestern oder vorgestern in der Theater-Restauration zugetragen haben soll, sehr peinlich zu hören gewesen. Ich wiederhole noch einmal, daß, was beim Frühstück vorkommt, mich, streng genommen, gar nichts angeht, indeß —"

„Ich errieth sofort, worauf Excellenz anspielen," fiel Klingenberg ein, als sich hier der ölglatt hinfließende Redestrom des Barons staute. „Excellenz meinen die Geschichte mit meiner Atzel —"

„So ist es," sagte der Baron, „die Geschichte mit Ihrer Atzel! Sie sollen diese von Ihrem Kopfe weg einem jungen Handlungsreisenden für einen horrenden Preis verkauft haben, den Ihnen dieser

auch, allerdings nur wie zum Hohne, ausgezahlt haben soll. Ihre Collegen haben nun, wie Ihnen bekannt sein wird, besagte Tour gleichsam zur Schau ausgestellt. Sie hängt in der Restauration, mit einem Zettel daran: „Klingenberg's Jugend, Preis zweihundert Francs." Schlechter Witz, sehr schlechter Witz, giebt aber Anlaß zu Stadtgespräch, Redereien aller Art. Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß die Sache in Ordnung komme."

Klingenberg, der dies Alles bisher gesenkten Kopfes über sich hatte ergehen lassen, warf nun das Haupt zurück und sagte: „Ich sehe, Excellenz kennen die ganze Geschichte; Excellenz dürfen somit auch von meiner Seite eine heftige Zornesaufwallung über einen ungezogenen jungen Menschen und den Wunsch, ihn empfindlich zu strafen, begreiflich finden. Ich sah meinen Scheitel von frecher Hand entblößt, meine Kopfbedeckung das Spielzeug eines Hundes geworden. Da beherrsche und meistere ein Anderer das leicht überwallende Künstlerblut! Habe ich für die Haartour einen zu hohen Preis gefordert — nun, der junge Mensch sollte seine Strafe haben! Indeß gestehe ich meine Uebereilung ein; ich bin auch gewillt, die Schwierigkeit, in die ich hineingerathen, auf noble Weise zu lösen."

„Haben Sie den Handel rückgängig gemacht und dem jungen Manne sein Geld zurückgestellt?" fragte der Bühnen-Chef rasch.

„Das zu thun, liegt nicht in meiner Macht,"

erwiderte Klingenberg, „da der junge Mensch abgereist ist und Niemand mir zu sagen weiß, wohin er sich gewendet. Doch zeigt sich mir ein Ausweg. Ein neu zusammengetretenes Comité sammelt für die Abgebrannten unserer Nachbarstadt. Ich gedenke, diesem Comité die volle Summe, wie ich sie erhalten, zu übersenden."

„Ja, so macht es sich in der That!" rief der Baron plötzlich erheitert. „Ein guter Gedanke! Es wird mich freuen, Ihren Namen mit dieser Spende in der Zeitung zu lesen. Und dann sorgen wir dafür, daß das Corpus delicti aus der Restauration entfernt werde. Ich will selbst dazu den Auftrag geben. Guten Tag, Klingenberg."

Der Heldenspieler verbeugte sich und wollte sich entfernen, der Baron winkte ihn noch einmal zurück.

„Noch Eins!" sagte er. „Sie werden sich demnächst für einen größeren — theilweise neuen Rollenkreis vorzubereiten haben. Hoheit äußerten sich gestern dahin, daß wir das schöne Talent Herrn Stugau's nicht so unbenützt liegen lassen sollen. Ich fürchte, Hoheit haben an einigen Ihrer letzten Rollen die eigentliche jugendliche Frische vermißt. Wir werden auf ein neues Feld hinüberzuschreiten haben . . . . ."

Klingenberg senkte das Haupt und verließ das Gemach mit gedämpftem Heldenschritte.

* *
*

Nicht ohne inneren Kampf hatte sich Klingenberg von den beiden blaßblauen Blättchen getrennt, die ihm der handlungsbeflissene Manz feierlich in die Hand gelegt hatte. Schließlich waren sie doch dem Comité für die Abgebrannten in X . . . . . übersendet worden.

Das Bewußtsein einer edlen That stärkte Klingenberg in diesem Momente, wo ohnehin schon der Zweifel an seiner Jugendlichkeit schwerer als sonst auf seiner Seele lastete, und gehobenen Hauptes, ein heroisches Lächeln um den Mund, betrat er die drei Tage hindurch gemiedenen Räume der Restauration, überzeugt, daß er den alten Theil seines Selbst in der Hand der Seejungfrau dort nicht mehr gewahr werden würde.

Das war auch der Fall. Der leidige Gegenstand war entfernt worden.

Klingenberg fand die gewöhnliche Gesellschaft beisammen und theilte ihnen sofort seine edle Handlung mit.

„Nobel, nobel," sagte der perfide alte Komiker Hagemann. „Das läßt sich von einem Klingenberg gar nicht anders erwarten. Du hast damit auf manchen edlen Tropfen verzichtet, aber — noblesse oblige! Es geht ja die Sage, daß Du ein heimlicher Baron bist! . . . ."

„Ich habe mich gern von dem Gelde befreit, das ich besser nie angerührt hätte," sagte Klingenberg. „Der Mensch war doch recht ordinär . . . ."

„Da, glaube ich, thust Du dem jungen Manne Unrecht," sagte Hagemann. „Er war nur keck und übermüthig. Du hast an ihm den wärmsten Verehrer . . . ."

Da trat der Kellner heran und übergab dem Heldenspieler einen Brief großen Formats, der eben an ihn eingelaufen war.

„Das Comité meint sich für die ungewöhnlich große Gabe eigens bedanken zu müssen," sagte Klingenberg zu sich selbst und riß das Couvert auf.

Seine beiden Banknoten blickten ihm daraus entgegen; das sie begleitende Schreiben lautete:

„Das unterzeichnete Comité spricht Herrn Hofschauspieler Klingenberg für seine hochherzige Gabe von zweihundert Francs den besten Dank aus, muß demselben jedoch bekannt geben, daß die beiden eingesendeten Banknoten seit Jahren außer Curs gesetzt sind und der Einlösungstermin derselben unlängst abgelaufen ist. Da E. W. die Spende zweifellos aufrechthalten, sieht das unterzeichnete Comité der erneuerten Zusendung in anderweitiger Münze entgegen."

Klingenberg blieb nach Lesung dieser Zeilen einige Minuten sprachlos. Er mußte ans Fenster treten, um seine Aufregung zu verbergen.

„An diesen Verehrer werde ich denken!" sagte er endlich zu sich. „O nun erst sehe ich Alles! Traue Einer noch einem so gutmüthig dummen Gesichte! Darum, weil er etwas ganz Werthloses

hergab, war er so schnell dabei, mir den Schaden zu ersetzen! Mit welcher spöttischen Feierlichkeit er mir die beiden Noten überreichte! Erst jetzt verstehe ich dies Lächeln: er dachte sich, da gebe ich dir, was ebensoviel werth, als deine Atzel — auch sie ist außer Curs! Er gab mir unbrauchbares Zeug, das er in seinem Portefeuille bei Seite gesteckt hatte. Er ist auch nicht zu verfolgen, er redet sich aus, daß Alles ein Scherz gewesen, er hat ja auch darum die Tour zurückgelassen, daß ich sie, wenn mich der Handel gereue, jeden Moment wieder abholen könne. O ich Thor! Mit dem hohen Preise, den ich verlangte, habe ich mich nur selbst geschädigt. Und das geschieht mir, der ich immer zu knapp bei Gelde bin! Daß ich die Noten nicht zuvor habe prüfen lassen! Nun muß ich für meine colossale Großmuth einstehen, und noch gute Miene machen, um nicht zu allem Schaden noch den Spott zu tragen. Es hilft nichts, als das Opfer rasch beendigen, wenn nicht die Sache public werden soll."

Er griff nach Hut und Stöckchen und brauste davon mit einem Gesichte, das für Macbeth's Abgang in die Schlacht am Platze gewesen wäre.

Auf dem Heimwege konnte er sich's nicht versagen, noch im Hotel, in welchem der Handlungsreisende aller Wahrscheinlichkeit nach abgestiegen war, anzufragen.

„Kennen Sie einen Reisenden Namens Manz?"

„Gewiß," erwiderte der Oberkellner. „Er war erst vor drei Tagen da."

„Kommt er bald wieder?"

„Herr Klingenberg, wie soll ich das wissen?"

„Wenn er wieder erscheint, setzen Sie mich davon sofort in Kenntniß. Ich habe mit dem ein Wörtchen zu reden."

„Soll geschehen, Herr Klingenberg."

Damit wendete sich der Held heimwärts, die Seele voll kochenden Zornes, aber die Demüthigungen, die dieser Tag ihm bringen sollte, waren noch nicht zu Ende.

Der Theaterdiener erschien im Namen des General-Intendanten, eine Anzahl Rollen abzuverlangen.

Es waren jüngere Heldenrollen, und es war kein Zweifel, wem sie übergeben werden sollten.

Klingenberg knirschte. Es war wirklich, als sei ihm mit jener verhängnißvollen Aßel zugleich die mühsam vorgehaltene Maske der Jugend, eine theure Fiction, entrissen worden.

„Sie haben zweifelsohne diese Rolle zu Herrn Stugau zu tragen?" fragte Klingenberg mit finster verzogenen Brauen. „Ich gedenke, Beschwerden gegen dieses Gebahren zu erheben. Uebrigens — können wir eigentlich lächelnd zusehen, wie sich Herr Stugau seine Blamagen holt. Hier sind die Rollen! . . ."

Das ist die Geschichte von Klingenberg's Aßel. Seit sie sich zugetragen, hat sich an der Bühne

der kleinen Residenz Manches verändert. Herr Stugau ist in den Besitz der jüngeren Heldenrollen getreten, ohne sich, wie es Klingenberg vorhergesagt, Blamagen zu holen, dieser aber tragirt ältere Helden und Väter. Nun ist aber Eines sehr bemerkenswerth: Klingenberg erzielt mit denselben eine Wirkung, die er in den letzten Jahren mit jugendlichen Rollen zu erreichen nie im Stande war! Das versöhnt ihn mit dem Schicksale und läßt ihn sogar seinen Uebergang zum ältern Fache als eine glückliche Wendung erkennen. „Beim Himmel," sagte er neulich, nachdem er als Götz von Berlichingen einen großen Erfolg erzielt und zum Schlusse mehreremal gerufen worden war, „ich bin ein Thor gewesen, daß ich fort und fort nur junge Laffen spielen und keinen Fuß auf den Fleck setzen wollte, wo meine eigentlichen Lorbeeren gedeihen. Gereifte Männlichkeit, das sehe ich jetzt klar, ist mein eigentliches Gebiet! Zu dieser Erkenntniß habe ich gewaltsam gestoßen werden müssen, von selbst wäre ich nie dahin gelangt. Und so kann ich sagen: Böses hat zum Guten ausgeschlagen. Darum bleibt aber doch aufrecht, daß ich dem Reisenden mit dem Hunde ewige Rache geschworen. Er soll sich vorsehen, wenn er jemals wieder hier erscheint . . . ."

Indeß hat sich der junge Mann im Weichbilde der Residenz nie mehr blicken lassen.

Isabella von San Felice.

In einem Bündel alter Familienpapiere, die mir vor vielen Jahren von befreundeter Seite zur Durchsicht, allenfalls auch zur Benützung, eine Zeit lang anvertraut wurden, habe ich zuerst den Namen gefunden, der an der Spitze dieser Zeilen steht. Die geschichtlichen Verhältnisse, in die er verflochten war, fesselten mich außerordentlich, und es reizte mich, sie in umfassender Darstellung wiederzugeben. Aber dies war nicht ohne große Studien und Durchforschung einer ganzen Geschichtsperiode möglich. Es waren Zustände zu malen, denen Roms nach Vitellius' Tode ähnlich, Neapel und Palermo, Scenen des Bürgerkrieges, Kämpfe zwischen Despotie und Freiheit, ein Hof voll schamloser Günstlingswirthschaft, höllische Glaubensschaaren, furchtbare Tribunale, wo Habsucht und Privatrache als Richter sitzen, mitten darin das Bild einer hohen Frau, die wehrlos mit römischem Stoicismus untergeht. Der Stoff war unendlich lockend, dessenungeachtet ist die Arbeit daran nie

begonnen worden . . . Erst jetzt, da ich dem Namen San Felice als Titel des in Mannheim mit einem Preise gekrönten Trauerspieles wieder begegne, suche ich die einst niedergeschriebenen Notizen aus der alten verwitterten Handschrift, die ich seit sechzehn Jahren nicht in Händen gehabt, wieder hervor. War es möglich, frage ich mich, das reiche Ereigniß- und Personenleben jener Epoche in den knappen Rahmen eines Trauerspiels zu bannen, so daß dem Zuschauer ein richtiges Bild jener gewaltigen Katastrophen werde? Meiner Meinung nach hätte das nur ein Roman gekonnt. Und da ohnehin unsere Hoftheater sich nicht beeilen dürften, einen Stoff dem Publicum vorzuführen, aus dem so wenig Achtung der bestehenden Gewalten zu schöpfen ist, sei die Geschichte der Isabella von San Felice, wie ich sie nach jenen streng wahrhaftigen Aufzeichnungen geben kann, hier ohne Weiteres, wenn auch nur skizzenweise, erzählt.

* * *

In Neapel hatte, entsetzlich lange, die wildeste Anarchie gewüthet. Vor einem furchtbaren Aufstand war der königliche Statthalter nach Sicilien, der neapolitanische Oberbefehlshaber sogar in das französische Lager geflüchtet. Die Sturmglocken läuteten ohne Unterlaß, die Landleute zur Hilfe herbeizurufen. Drei Tage hindurch hatten die bewaffneten Lazzaroni Straße um Straße gegen die

vordringende französische Armee vertheidigt. Jeder Schritt vorwärts hatte blutig erkämpft werden müssen. Am vierten Tage waren die Mittel des Widerstandes erschöpft, war der Sieg den Franzosen gesichert. Nun kamen zwei Tage, an denen Mord und Plünderung von beiden Seiten verübt wurden, bis endlich am 25. Januar 1799 Championnet mit dem Kern seiner Truppen einrückte.

Der französische General suchte eine Behörde, mit der er verhandeln könne; alle waren verschwunden, die Stadtregierung aufgelöst. Endlich gelang es Championnet, die einheimischen, den gebildeten Ständen angehörigen Republikaner um sich zu sammeln. Die parthenopeïsche Republik wurde proclamirt.

Es war ein gar seltsamer Hof, der von den Ereignissen hinweggefegt worden war. Man möchte die Sitten, die dort herrschten, nicht für möglich halten, wenn nicht die übereinstimmenden Berichte von Gorani, Dutnes de Campan und Anderen vorlägen. Der König, völlig ungebildet und einzig der Jagdleidenschaft hingegeben, hatte seit Jahren die oberste Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin und dem Günstling Ritter Acton überlassen. Was seitdem unternommen wurde, war das Werk dieser Beiden. Von tödtlichem Hasse gegen die Revolution erfüllt, hatten sie die Zeit nicht abgewartet, bis die Alliirten Frankreich den Krieg erklärten, vielmehr den König bestimmt, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen. Ein ungeübtes, von einem

unfähigen General befehligtes Heer war in den Kirchenstaat eingerückt. Rom wurde besetzt, die neapolitanischen Truppen drangen bis Toscana vor, zogen sich jedoch ebenso schnell wieder vor den Franzosen zurück, die in Neapel einfielen. Bestürzt und rathlos hatte der König seine eigene Kriegsflotte in Brand schießen lassen, sein Land den Siegern preisgegeben und war, von Nelson escortirt, nach Palermo geflüchtet.

Neapel zählte Republikaner aus Ueberzeugung, wie jedes Land, in welchem die Monarchie unfähig oder ihrer Aufgaben und Pflichten uneingedenk ist; sie gehörten aber sämmtlich den mittleren und oberen Ständen an und standen dem Volke fremd gegenüber. Konnte man es ihnen verübeln, daß sie sich bei steten Verhaftungen, Dienstentsetzungen und beständig vermehrten Auflagen übel zu befinden glaubten? Am lautesten äußerte sich der Oppositionsgeist unter dem sicilianischen Reichsadel. Nun aber war, die gemachte Eroberung für das raubgierige Directorium auszubeuten, ein Heer von Blutsaugern aus Frankreich mitgekommen, das den edlen Namen der Republik in Verruf bringen mußte. Schändliche Erpressungen begannen. Neapel sollte eine bedeutende Contribution zahlen. So begründet man keine neue Ordnung. Aeußerliche Ruhe, durch Bajonnette erzwungen, trat ein, während tief unten unversöhnlicher Zwiespalt wüthete.

Auf diesen Zwiespalt aber setzte die vertriebene

Dynastie alle ihre Hoffnungen. Fort und fort wurden Agenten verhaftet, die ihr Einverständniß mit dem Hofe von Palermo oder mit den Engländern eingestanden, die sich auf Capri festgesetzt hatten.

Zu den ersten Frauen Neapels gehörte Isabella von San Felice — Isabella, nicht Luigia, wie im Trauerspiele von Richard Voß, heißt sie in meinen Mittheilungen. Sie stand im vierundzwanzigsten Jahre, war schön, lebhaft, von gebildetem Geiste. Ihre Salons waren die Vereinigung von Allem, was Neapel an Talenten besaß. Isabella war eine aufrichtige Royalistin, konnte ihrer Erziehung nach gar nichts Anderes sein; ihr Gemahl hatte eine Stellung am Hofe. Aber versöhnlichen Geistes, war sie dazu angethan, ein Bindemittel zwischen Extremen zu sein. Um sich ihr nähern zu dürfen, ließen Republikaner ihre strenge Gesinnung draußen. Sie war von einer Liebenswürdigkeit, die den schroffsten Parteimann gefangen nahm, und ausgezeichneten Männern befreundet. Der alte Admiral Francesco Caracciolo, Bruder des Herzogs von Roccaromana, jetzt im Dienste der republikanischen Regierung, war mit ihr verwandt. Cimarosa, der Tondichter des „Matrimonio secreto“ und so vieler anderer melodiöser Opern, war als Hausfreund ein- und ausgegangen.

Isabella hatte aber mächtige Feinde. Der von Winckelmann und Goethe gepriesene Sir William Hamilton, ein italienisirter Schotte und alter Epi-

kuräer, hatte in seiner consequenten Kunstliebe das Aeußerste gethan und seine Mannesehre geopfert, um ein Weib sein zu nennen, das ihm die plastischen Marmorbilder von Hellas lebendig vorführen konnte. Emma Harte, jetzige Lady Hamilton, hatte eine merkwürdige Laufbahn hinter sich. Zuerst Magd in einer Taverne, Malermodell, sodann von Dr. Grahom — dem Erfinder des „wunderbaren Bettes" — für die Rolle der Göttin Hygiea engagirt, die sie schleierlos spielte, war sie die Maitresse Charles Greville's geworden, der sie schließlich seinem kunstbegeisterten Oheim, Sir William Hamilton, abtrat. Jetzt war Nelson der Sklave ihrer Reize geworden, die sie noch immer einem Kreise bevorzugter Persönlichkeiten, sei's im Tanze, sei's in plastischen Attitüden, zeigte. Der Hof von Neapel stieß sich nicht an der Vergangenheit dieser Dame; im Gegentheile, Lady Hamilton war die Freundin und Vertraute der Königsfamilie geworden. Welche Zeit, welche Sitten! Die ehemalige Göttin Hygiea war eine allmächtige Frau. Unverhehlter Widerwille vor der emporgekommenen Hetäre zog Isabella von San Felice schließlich eine hohe Ungnade zu, und während ihr Gatte mit dem Hofe nach Palermo zog, blieb sie in Neapel zurück. . .

In den Schreckenstagen war ihr Haus der Plünderung und Verheerung entgangen. Es öffnete sich wieder, und mancher Unglückliche und Hilfsbedürftige fand dort ein Asyl.

Eines Tages fiel Isabellen bei einer jungen Verwandten, die im Hause lebte, ein roh aus Olivenholz gearbeitetes, mit einzelnen Buchstaben bezeichnetes Crucifix auf, das diese bei sich trug. Das Mädchen legte eine eigenthümliche Befangenheit an den Tag und wich der Frage nach der Bedeutung dieses Kreuzes scheu aus. Einige Tage vergingen, Isabella erneute ihre Frage. Da endlich entschloß sich das Mädchen, zu sprechen. „Nehmt es," sagte sie, „ich werde mir ein zweites zu verschaffen wissen. Es nahen schwere Zeiten. Nur diejenigen werden verschont bleiben, die sich durch Besitz solch eines Kreuzes ausweisen können, getreue Unterthanen des Königs zu sein." Kurz, Isabella erfuhr, daß eine Liga, ein Blutbund bestehe und eine Verschwörung im Gange sei, die alle Häupter der neuen Ordnung, nebstdem auch alle Lauen und Unzuverlässigen vernichten sollte.

Also Wiederkehr aller schon erlebten Greuel, eine ausgedehnte Verschwörung! Was da kommen würde, sollte möglicherweise noch schrecklicher sein als Alles, was gewesen.

Isabella rief nun diejenigen ihrer Familie, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, zusammen und forderte sie zu Rath und Beistand auf. Alle waren voll Entsetzen, aber Niemand wollte eine Anzeige beim Sicherheits-Tribunale machen. Man rieth, zu schweigen; seit langer Zeit schon war man vor keinem Freunde, keinem Be-

kannten, keinem durch Wohlthaten Verpflichteten mehr sicher; man rieth zur Abreise. Isabella, im Widerspruche mit all den Ihrigen, wendete sich an ihren Rechtsanwalt, Fiani, um Rath. Der vorsichtige Mann erwiderte: „Der Urheber der Anzeige ist verloren, wenn es nicht gelingt, alle Verschwörer zu fassen. Also schweigen Sie. Ich kann Ihnen sagen, daß Tausende von dem Blutbunde wissen und auch schweigen. Was geht Sie die sich vorbereitende neue sicilianische Vesper an, da Sie jetzt das Sicherheitskreuz besitzen? Auch ich habe eines!"

Er wies es vor.

Dabei aber konnte sich Isabella nicht beruhigen. Es lebte in dieser Frau ein heiliger Rettungseifer, der sie jede Gefahr gering achten ließ. Sie begab sich auf das Tribunal und machte die Anzeige, erwirkte aber zugleich die Zusage, daß nur die Haupturheber des Bundes zur Strafe gezogen werden sollten . . .

Man war von der sich vorbereitenden Verschwörung ohne jede Kunde gewesen; nun wurden Maßregeln getroffen, die Untersuchung begann. Die Verwandte Isabella's, bei der zuerst das Kreuz zum Vorschein gekommen, wurde des Eides, den sie geleistet, kirchlich entbunden und machte den namhaft, von dem sie es erhalten; nun galt es, weiter bis an die Quelle zu kommen. Wer den Empfang des Sicherheitskreuzes aus den Händen

eines Andern nachweisen konnte, wurde nach gelobtem Stillschweigen entlassen. Hunderte kamen vors Gericht. Schließlich gelangte die Nachforschung auf einen gewissen Baccherio. Er war deutscher Abkunft, sein noch lebender Vater hatte seinen Namen italienisirt. Alle tausend Zeichen kamen von ihm. Er wurde als ein Haupt der Verschwörung gefaßt, er hatte sich bei seiner Verhaftung wie ein Teufel gewehrt. Es stellte sich Baccherio's Verbindung mit den Engländern auf Capri heraus. Diese sollten auch auf Procida und Nisida Fuß fassen und von da nach Neapel gelangen. In diesem Momente sollte die Verschwörung losbrechen und ein Blutbad alle Republikaner, sowie alle zweideutigen Anhänger des Königthums vernichten.

Wirklich bemächtigten sich die Engländer während der Untersuchung beider Inseln, auch eine Landung am Cap Misene wurde versucht, von den vereinigten Republikanern jedoch zurückgeschlagen. Die Verschwornen blieben seit der Verhaftung Baccherio's ruhig.

Neapel war durch Isabella von San Felice's muthige That einer neuen sicilianischen Vesper entgangen.

Baccherio zeigte eine seltene Festigkeit; er nannte keinen seiner Mitverschwornen. Als ihm die Wahl zwischen Tod und Begnadigung gestellt wurde, wofern er seine Mitverschwornen nenne, erlitt er den Tod, ohne sich des Verrathes der Seinigen schuldig gemacht zu haben.

Indeß gewannen die Verbündeten einige Siege; in Apulien und Calabrien aber, wo sich seit den letzten Monaten 1798 bereits räuberisches und fanatisches Landvolk gegen die Städter zusammengerottet hatte, brach ein gewaltiger Aufstand los. Die gefährdete Religion und Monarchie wurden vorgeschützt, um zu sengen und zu rauben. Frühere Mörder und Räuber von Profession, wie Michael Pazza, genannt Diavolo, erschienen an der Spitze zahlreicher Banden. Cardinal Ruffo, wegen Unterschleifen aus dem Vatican verjagt, doch unmittelbar darauf zum päpstlichen General-Vicar ernannt, erschien in Calabrien und rief das Landvolk auf. Er hatte vom Königshofe zu Palermo unbedingte Vollmachten erhalten.

Die Sanfedisten, wie sich die Rotten Cardinal Ruffo's nannten, waren Bluthunde, die vor keiner Grausamkeit zurückscheuten, jedoch religiösen Bräuchen blind ergeben. Jeder trug Scapulier und Rosenkranz. Mord, Plünderung, Unzucht war gestattet, aber jeden Freitag und Samstag wurde gefastet und nach jedem Blutbade wurden Wachskerzen der Madonna angezündet. Die Mordbrennerbanden zogen unter dem Rufe: „Viva il re e viva la santa fede!“ Es war ein Kreuzzug, der mit dem gegen die Albigenser die größte Aehnlichkeit hatte.

Die Republikaner in den einzelnen Städten wehrten sich wie Verzweifelte. Aber Stadt um Stadt wurden genommen und der Plünderung über-

geben. Die Sanfedisten mordeten und sengten Alles nieder, was ihnen in die Hände fiel. In Alta Nuova entgingen höchstens hundert Einwohner dem Massacre. Sie sammelten sich wieder in Aquaviva, wo ein Regiment Franzosen und einige neapolitanische Truppen unter Hector Caraffa ihnen Schutz boten.

Zwei Monate erst waren vergangen und schon brach die parthenopeïsche Republik — ohne Heer, ohne Finanzen — einzig durch die von Macdonald befehligten Franzosen gestützt, in sich zusammen.

Noch sind die beiden Proclamationen, die republikanische, bei der Flucht des Königs erlassene, und die sanfedistische erhalten. Es ist heute noch interessant und lehrreich, beide mit einander zu vergleichen.

Die republikanische lautete:

„Neapolitaner, euer Claudius ist entflohen . . . Endlich tritt der Mensch in seine Rechte ein. Neapolitaner, ihr werdet eine freie, auf den Principien der Rechtsgleichheit begründete Regierung erhalten! Möge ein heiliger Enthusiasmus Alle entflammen. Die dreifarbige Fahne, der Regenbogen einer neuen Aera von Friede und Wohlstand, wehe in euren Städten und Landschaften! Man pflege den Freiheitsbaum und er wachse in eurem Boden. Laßt municipale Verwaltungen, laßt die Nationalgarde sich organisiren, die Schicksale Italiens mögen sich erfüllen . . .“

Die Proclamation Cardinal Ruffo's dagegen lautete:

„Meine Kinder, der Heilige Vater und euer vielgeliebter König, der von eurem Unglück und Leid tief ergriffen ist, senden mich unter euch! Trotz des Undankes Einiger bringe ich euch in ihrem Namen Worte des Friedens und der Verzeihung! Die Republikaner, wie es ihre Thaten bezeugen, wollen eure Altäre umwerfen, die heiligen Bilder der Gottesmutter und eurer himmlischen Fürsprecher zertrümmern, den König ermorden, den Gott euch in seiner Barmherzigkeit gegeben, den Papst und die Diener eurer heiligen Religion ausrotten. Der Statthalter Christi dagegen in so unendlichem Erbarmen bietet eine General-Indulgenz Allen, die sich waffnen, die bedrohte Kirche zu vertheidigen! Der König, euch nicht minder geneigt, bietet die Güter der Aufrührerischen, die unwerth geworden sind, sie zu besitzen, und eine zweijährige Steuerfreiheit allen Soldaten des Glaubens und des Thrones, noch mehr: eine General-Amnestie Allen, welche, verführt und irregeleitet, die Strenge der Gesetze zu fürchten hätten. Euch, die ihr der Kirche und der legitimen Königsgewalt treu sein werdet, alle geistigen Güter des Paradieses und die zeitlichen Güter der Welt! Meinen Segen im Namen Gottes und des Heiligen Vaters! Vorwärts mit dem Rufe Es lebe die Santa fede! Es lebe der König!"

Man sieht den Unterschied. Das eine Programm führt Dinge auf, die den Betreffenden ganz unbekannt sind, Freiheit, Rechtsgleichheit. Das

andere Dinge, die sie ganz richtig zu taxiren wissen: Paradies, General-Absolution, confiscirte Güter! „Endlich seid ihr frei!“ Und sie wissen nicht, was Freiheit? „Euer Claudius ist entflohen“ — und ihr König heißt ja Ferdinand! Welcher Wortschwall, den das Volk nicht verstehen konnte! Da kann es nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrifft.

Wirklich bemächtigte sich Cardinal Ruffo am Schreckenstage des 13. Juni Neapels. Was die cannibalische Wuth der Calabresen an Greueln verübte, ist unsagbar. Zwei volle Tage dauerte das Blutvergießen auf den Straßen und in den Häusern. Die angesehensten und compromittirtesten Persönlichkeiten unter den Republikanern hatten sich in die Castelle geflüchtet und vertheidigten diese. Auf San Elmo saß der französische Befehlshaber mit den Häuptern der Regierung. Von diesen Punkten aus konnte die Stadt in Brand geschossen werden, also wurde Capitulation, eine Uebergabe mit Bedingungen angetragen. Ruffo als Reichsverweser sicherte den größtentheils zur Auswanderung bereiten Republikanern freien Abzug zu, und die Castelle wurden geräumt.

Nun hatte man, was man wollte. Sofort erschien Nelson vor der Rhede von Neapel, an seiner Seite Emma Hamilton. Die ohne Genehmigung des Königs geschlossene Capitulation wurde für null und nichtig erkärt. Es wurde eine Staats-

junta ernannt unter dem Vorsitze N. Speziale's. Dieses Scheusal hatte bereits auf der Insel Procida, durch Nelson's Flotte geschützt, seine Blutarbeit begonnen. Speziale hatte Galgen aufrichten lassen, sich mit Henkern umgeben und keinen Tag ohne Opfer vorübergehen lassen. Nun setzte er in Neapel sein blutiges Richteramt fort. Vierzigtausend Menschen wurden zum Tode, ebensoviel zur Verbannung verurtheilt, an viertausend wurden factisch hingerichtet, die übrigen in gräßlichen Kerkern zu Tode gepeinigt; es ging zu, wie in der Pariser Schreckenszeit. Tortur wurde angewendet, um Geständnisse zu erpressen. Spietato come sopra cadaveri! (Erbarmungslos, wie wenn es Leichnamen gälte!) war die Parole des Richters Vanni!

Am zehnten Juni war der König in seiner Hauptstadt eingekehrt. San Felice war mit ihm. Er traf sein Weib gefaßt, gefaßter als er selbst war. Sie hatte dem öffentlichen Wohle gedient, das konnte jetzt nichts anders als ihr Verderben sein! Man wollte sie heimlich nach Rom flüchten, sie widersetzte sich.

Acht Tage gingen hin; schon trug man sich mit der Hoffnung, daß das Tribunal über sie hinwegsehe. Doch das war Täuschung; am neunten Tage nach der Rückkehr des Königs wurde sie verhaftet. Verwendung nützte nichts. Isabella wurde in die „Conforterie" gebracht, von wo nach drei Tagen, in denen „geistlicher Zuspruch" zur An-

wendung kam, die Verurtheilten zum Tode geführt wurden. Die Junta unter Ritter Acton hatte die Anzeige der Verschwörung Baccherio's als Hoch- und Landesverrath bezeichnet und die Todesstrafe über Isabella ausgesprochen. Von diesem Gerichtshofe gab es keine Berufung.

Alles Mögliche wurde versucht, die Unglückliche zu retten. Endlich wurde ein Aufschub bewilligt, weil sie gesegneten Leibes war.

Nun blieb sie verhaftet, der Stunde ihrer Entbindung entgegensehend.

Endlich erschien die Stunde der Niederkunft. Isabella genas eines todten Kindes. Drei Tage später wurde sie hingerichtet. Mit der Standhaftigkeit einer Römerin bestieg sie das Blutgerüst.

Als Isabella von San Felice unter den Händen der Henker geendet hatte, rühmte sich Lady Hamilton, daß, wenn man ihre Vermittlung angesucht hätte, es in ihrer Macht gestanden, die Verurtheilte zu retten.

Die Untersuchungen, die Hinrichtungen gingen weiter. Schneider wurden gehenkt, weil sie für Municipal-Beamte Uniformen verfertigt hatten. Fiani, ein früherer Freund Speziale's, konnte des angeschuldigten Verbrechens nicht überführt werden. Da läßt ihn Speziale in sein Zimmer bringen, umarmt ihn und sagt mit Thränen im Auge: „Armer Freund, in welchem Zustande muß ich dich wiedersehen! Ich bin des Henkeramtes müde und

will dich retten! Nicht vor deinem Richter, vor deinem Freunde stehst du hier! Aber du mußt mir Alles entdecken, wenn ich dich retten soll . . ." Fiani ließ sich täuschen, und am andern Tage mußte er aufs Schaffot. Zu Velasco, einem braven Officier, sagte Speziale: „Ich werde dich auf das Blutgerüst schicken!" — „Du schickst mich nicht, ich gehe selbst in den Tod!" antwortete Velasco und stürzte sich zum Fenster hinaus.

Schmählich und schandvoll war die Rolle, welche die brutalen Engländer und ihr Abgott Nelson bei diesem Trauerspiele freiwillig übernahmen. Der britische Admiral gab nicht nur die Segelstangen seiner Flotte zum Aufknüpfen der Verurtheilten her, er ließ auf seinem eigenen Admiralsschiff das Blutgericht über die verdientesten neapolitanischen See-Officiere halten. Er widersetzte sich nicht nur den neapolitanischen Blutrichtern, als diese dem hochverdienten Admiral Caracciolo, der auch Nelson's Freund gewesen, einen Aufschub des Processes gewähren wollten, er verwandelte eigenmächtig den auf lebenslängliche Haft lautenden Spruch in ein Todesurtheil und ließ Caracciolo auf seiner eigenen Fregatte an den Mastbaum hängen. Als der König, der wieder nach Sicilien gegangen war, zum zweitenmale von Palermo heimkehrend, in die Bai von Neapel einlief, schwamm die ins Meer geworfene Leiche des greisen Admirals heran. Eine Welle hob den Oberleib, und der König, der vorne

am Schiffe stand, erkannte den einst ihm befreundeten Mann. „Ha, Caracciolo!“ rief er. „Was will dieser Todte von mir?“

„Er kommt, sich ein christliches Begräbniß zu erbitten,“ erwiderte ein dem Könige zur Seite stehender Mönch.

„O daß er es hätte!“ sagte der König. Aber statt die Ordre zu ertheilen, den Leichnam heraufzuholen, ging er in die Cajüte hinab.

Auf eine solche Seele versagt auch das Grauenhafteste die Wirkung.

Auch der sanfte Cimarosa hatte Schreckliches ausgestanden. Er wurde zwar durch russische Vermittlung vom Tode gerettet und durfte auswandern, starb aber an den Folgen der ihm im Kerker widerfahrenen Mißhandlungen schon 1801 in Venedig.

So war denn nach kaum fünfmonatlichem Bestande die parthenopeïsche Republik in sich zusammengestürzt. Ein kurzer Kampf zwischen Despotie und Freiheit hatte Alles hinweggerafft, was das schöne Land in der Blüthe seiner Bürger, Gelehrten, Künstler besessen hatte.

Wie Heilige entstehen.

Von jeher mit Vorliebe der Lectüre von Büchern zugekehrt, welche den Glaubens- und Gedankenkreis vergangener Jahrhunderte abspiegeln, las ich unlängst mit großem Interesse eine voluminöse Chronik: Vita Papae Benedicti XIII. „Das ruhm- und wunderwürdige Leben Papst Benedict's des Dreizehnten aus dem Hause Orsini!" Das lebendigste Bild Roms wie es zu Anfang des vorigen Säculums gewesen, stand da vor mir. Im Grunde sind die Verhältnisse von den heute bestehenden nicht gar sehr verschieden. Da giebt es hundertfache Noth und Bedrängniß des päpstlichen Stuhls, zügelloses Treiben in den Kreisen des Adels und der Prälaten, eine geleerte Staatscasse, Raub, Mord und Todtschlag in den Gassen der heiligen Stadt; mitten darin aber, wie unbekümmert um alle Zeichen drohenden Zusammensturzes, steht ein Greis, unermüdlich beschäftigt, durch Allocutionen und Heiligsprechungen, d. h. durch Vermehrung der himmlischen Schutzpatrone, das Wohl der katholischen Menschheit zu fördern.

Die Aehnlichkeit des Characters Benedict des Dreizehnten mit dem Sr. jetzt regierenden Heiligkeit*) ist unverkennbar, und sieht man nun das beigegebene Porträt Benedicts in seinem Häublein an, so ist man neu überrascht, auch in den Zügen die größte Aehnlichkeit Beider wieder zu finden.

Vor vielem Andern interessirte mich in dieser Chronik die Beschreibung der Canonisation Johanns von Nepomuk. Man müßte nicht in Böhmen geboren sein, um nicht eine besondere Devotion für diesen Heiligen im Blute zu haben. Er ist der Schutzpatron des Landes, er blickt von der uralten Steinbrücke Prags wie ein Schirmgott über Strom und Inseln, zu seinen Ehren entzünden sich allabendlich, sobald es dunkelt, die fünf Laternen über seinem Standbild, welche an die fünf Sterne mahnen, welche über seinem Leichnam schwammen. Sein Namensfest bringt Leben und Bewegung in die sonst so melancholisch und verdrießlich hinbrütende gefallene Königsstadt. Es fällt in die schönste Maienzeit. Die Tage vom 16.—22. Mai sind ihm ausschließlich gewidmet. Mehrere Tage zuvor wogen alle Landstraßen von Wallfahrern, die sich langsam, Litaneien abbetend und fromme Lieder singend, in geschlossener Heeressäule gegen Prag bewegen. Bald wimmelt die Stadt von ländlichen Ankömmlingen in den verschiedensten

*) Pius IX.

Trachten; denn auch die Schwesterländer Mähren und Schlesien haben Repräsentanten geschickt. Die Brücke und die Domkirche besonders sind das Ziel aller Wanderungen.

Man betrachtet einen braunen, mit einem Kreuze gezierten Marmorstein auf dem Brückengeländer — das ist die Stelle seines Sturzes. Man singt und betet vor seiner Statue — sie ist von zwei böhmischen Künstlern modellirt und in Nürnberg gegossen worden — seit 1683 ist sie aufgestellt. Die Waller ziehen zum Dome und sehen seinen Sarg von silbernen Engeln hoch emporgehalten; so kann man seine ganze Leidensgeschichte verfolgen bis zu der Stätte seiner Glorie. Am Vorabend des Festes gleichen die Gassen der Altstadt einem wimmelnden Ameisenhaufen. Alle Wirthshäuser sind überfüllt. Hunderte von Menschen, Männer und Frauen, welche kein Unterkommen finden oder den Schlafkreuzer sparen wollen, betten sich endlich, in landsmannschaftlichen Gruppen zusammengedrängt, einer uralten Sitte gemäß auf dem Trottoir der Steinbrücke, am liebsten in unmittelbarer Nähe des Heiligen (in vormärzlicher Zeit). Andere wählen sich die Vorhallen der Kirchen und Klöster als Schlafstätte. Tags darauf hallen alle Glocken, das Volk wandert von Kirche zu Kirche. Abends, sobald es dunkel, füllen sich die Brücken und Quais mit Tausenden und Abertausenden. Wenn dann die Raketen in den dunkel-

blauen Himmel hinansteigen, auf der Spitze der Schützeninsel das „Heiliger Johannes, bitte für uns!" in Flammenschrift erscheint und dieser sich Aller Augen zuwenden — da leugne noch Einer, daß dieser Heilige nicht lebendig im Volksbewußtsein stehe! Die Canonisationsbulle bezeichnet Johann von Nepomuk als einen Mann, der nach göttlicher Veranstaltung zur Welt kommen mußte, „als in den von Christo gepflanzten und mit seinem Blute begossenen Weingarten ein brennender Wind ketzerischer Lehren eingebrochen". Da sollte er „gleichsam wie eine Schanze aufgerichtet werden". Er war Prager Canonicus und Beichtvater der Königin Johanna, Gemahlin Wenzels des Vierten, welche an der Seite ihres ausschweifenden Gatten ein kummervolles Leben führte. Die Acte erzählt die aller Welt bekannte Geschichte: Der König beargwohnt die Tugend seiner Gemahlin; er läßt den Beichtvater rufen und verlangt zu wissen, was zuerst die Königin gebeichtet. Der Priester giebt ihm eine ausweichende Antwort, er habe die Sünden der Königin nicht mehr im Gedächtniß; der entrüstete König, des Widerspruches ungewohnt, läßt ihn in den Kerker werfen und foltern, und als er auch dann seinen frommen Widerstand nicht zu besiegen vermag, ihn in einen Sack binden und in die Moldau werfen. Da erglänzen sogleich fünf Sterne über den Wellen und verrathen den Ort, wo die Leiche liegt. Der König, erschreckt von diesem Zeichen,

eilt in die Feste Zebrak. Alles dieses geschieht nach den Canonisationsacten im Jahre 1383.

Wo es sich um eine Heiligsprechung handelt, wird vor Allem die Frage nach den Wundern ins Auge gefaßt, und die Rota Canonisationis, der römische Kirchenrath, wo die Heiligsprechungen verhandelt werden, hat vor Allem zu prüfen, welche Wunder dieser oder jener zu Canonisirende gewirkt hat. Die außerordentliche Gabe, als sterblicher Mensch auf Erden Wunder zu wirken, ist nämlich das sicherste Kriterium der das ganze Subject durchdringenden „heiligmachenden Gnade".

Neu stattfindende Canonisationen erwecken wohl bei Manchem einen Zweifel und er denkt so in seinem unvernünftigen Sinne: ist es nicht eine Vermessenheit des päpstlichen Stuhles, Jene zu bezeichnen, welche die Heiligen Gottes sind, und somit seinen allerhöchsten Hofstaat ausmachen? Sollte Gott auch wirklich Alle als Heilige acceptiren, welche ihm die Kirche vorgeschlagen hat? Aber der Theolog hat die Antwort hierauf fertig, und zwar eine schlagende Antwort. Er sagt: Eben durch die Wunder, die aus der göttlichen Gnade fließen, und welche zu wirken dem oder jenem beschieden ist, hat Gott ja bereits angezeigt, daß ihm dieser als Heiliger convenirt, und daß er ihn in den Chor der Heiligen berufen hat. Dieß ist unwiderleglich, und es wird sonach von der Rota Canonisationis nur zu erwägen sein, ob wirklich übernatürliche Thaten vorliegen. Man fordert deren vier, um

desto sicherer zu gehen; jedoch kann der Heilige auch vom vierten Wunder dispensirt werden. Je mehr der Wunderwerke vorliegen, umsomehr wird die Heiligkeit eines Heiligen geschätzt, denn desto voller scheint er der Gnaden zu sein. Dessenungeachtet kann die Heiligkeit, wie auch die Theologen eingestehen, nicht allein in den Wunderwerken bestehen, sonst müßten die Mutter Gottes, sowie auch Johannes der Täufer gar nicht zu den Heiligen zu zählen sein. Von Maria ist weder in den Evangelien, noch anderswo zu lesen, daß sie ein Mirakel gewirkt, von dem heiligen Vorläufer Johannes aber steht (Ev. Joh. 10.) klar geschrieben, daß er weder Zeichen noch Wunder gethan. Doch diese Beiden sind Ausnahmen von der Regel, im Allgemeinen gilt der alte Spruch: Keine Heiligkeit ohne Wunder! Was nun das Leben des heiligen Johannes von Nepomuk betrifft, so steht es allerdings im Punkte der Wunder gegen das des heiligen Dominicus, des heiligen Franz von Assisi, des heiligen Anton von Padua weit zurück. Das Leben dieses letzteren, welcher „das Licht der Welt" genannt wurde, ist von Wundern überfüllt.

Die Anrufung seines Namens genügte, Stürme zu beschwichtigen und die Menschen aus den drohendsten Lebensgefahren zu befreien; ja es schien, als ob dieser außerordentliche Heilige zürne und gewaltig unzufrieden werde, wenn man über seine eilfertige Hülfe nur den leisesten Zweifel hege!

Bekannt und von den Theologen beglaubigt

ist seine Antwort an den Jesuiten-Pater Colnago, die ich hier so beiläufig anführe. Ein Roß war aus dem Stalle eines armen Landmannes gestohlen worden. Die betrübte Bäuerin wußte keinen bessern Rath, als zum Pater Colnago zu laufen. Dieser, als er ihre Klage vernommen, schlug die Augen gen Himmel und rief mit gewohnter Zuversicht zu seinem heiligen Vorsprecher: „Hilf, heiliger Antonius!" Nun befahl er dem Weibe, nach Hause zu gehen, das verlorene Roß werde sich schon einfinden. Sie jedoch, die aus Furcht vor ihrem zornigen Gatten sich nicht nach Hause begeben wollte und auch der Meinung war, das Roß sei noch nicht gefunden, nahm noch einmal ihre Zuflucht zu Pater Colnago mit den Worten: „Der heilige Antonius habe noch nicht geholfen!" Nun ergriff Colnago den ersten besten Stein, legte ihn in des Weibes Hand und sprach: „Gehe flugs in die Franziskaner-Kirche zum Altar des heiligen Antonius und richte ihm die Worte aus: ‚Pater Colnago lasse ihm sagen, er habe ein härteres Herz als dieser Stein!'" Das Weib legte den Stein auf den Altar und ging davon, beim Rückweg aber, und zwar noch in der Kirche, erschien ihr der heilige Antonius mit eben diesem Stein, gab ihr diesen in die Hand und sprach: „Richte du dem Pater Colnago wieder aus, daß sein Herz härter als Stein, indem er so oft die schnelle Fürbitte Sankt Antonii erfahren und dennoch nicht trauen will, das Roß habe sich schon eingefunden." Und so war es denn auch wirklich

der Fall, und die Theologen, voran Sigismund Scholz von der Gesellschaft Jesu, führen diese Geschichte zum Beleg der besonderen Schnelligkeit der Hülfe an, welche der heilige Antonius bringt, und des Eifers, mit dem er jeden Zweifel in seine Hülfsbereitschaft widerlegt. Solch auffallende Thaten hat nun allerdings Johann von Nepomuk nicht vollbracht, weder bei seinen Lebzeiten, noch später, nach seinem Tode, wo für manchen Heiligen erst die schönste Thatenlaufbahn beginnt. Seine Wunder bestehen in einigen Heilungen, in der Wiedererweckung eines Mädchens, welches in die Wattawa gefallen war, in dem Schutz seiner Vaterstadt Nepomuk vor der Pest ꝛc. Als Heiligen bezeichnet ihn vornehmlich nach der Canonisationsbulle, daß nach seinem Morde die Moldau wie mit Flammen geleuchtet, insbesondere aber das Verhalten seiner Zunge, als der ertränkte Leichnam nach langem Liegen wieder ausgegraben wurde.

Alles an ihm war Asche, die Hirnschale mit Erde angefüllt; nur die Zunge, „des sacramentalen Beichtsigills unüberwindliche Beschützerin", war unversehrt wie die eines Lebenden, beweglich, gleichsam lebendig. Alle diese Wunder und Zeichen, wie sie theils in der Tradition lebendig vorlagen, theils noch sichtbar waren, findet man in dem Buche „Acta utriusque processus in causa canonisationis beati Joannis Nepomuceni. Romae 1729" beleuchtet und einer genauen Durchforschung durch ein Zeugenverhör unterzogen. Der Prozeß geht durch drei

Instanzen und dauert an zehn Jahre. Wohl an fünfzig Zeugen werden vernommen und bestätigen die einzelnen Wunderthaten. Der Advocatus Diaboli mußte demnach den Kürzeren ziehen und Benedict der Dreizehnte konnte die Canonisation vornehmen. Sie fand am 29. März des Jahres 1729 statt und ward noch durch ein besonderes Wunder verherrlicht, als ob der Himmel dieser Feierlichkeit noch eine ganz besondere Sanction geben wollte. Während der Papst im festlich gezierten Lateran mit seiner gebrechlichen Greisenstimme das Te Deum laudamus anstimmte, die Glocken läuteten und die Kanonen der Engelsburg darein donnerten, wurden die Massen des Volkes, das sich draußen stieß und drängte, durch einen seltsamen Eindruck erschüttert. Ein Weib, das lange vom Teufel besessen gewesen, eine Italienerin von Geburt, welche ihr Lebtag kein Wort Deutsch gekonnt, fing auf einmal in dieser Sprache zu reden an, wobei der böse Feind von ihr wich und sie, ohne daß ein Exorcismus bei ihr in Anwendung gebracht worden wäre, allerlei Glas, Nadeln, Haare durch den Mund von sich gab.

Dies Alles giebt einen festen Unterbau von Wundern und Zeichen, und doch — man muß wirklich sagen, daß es ist, als hätten alle Zweige der Forschung sich das Wort gegeben, nichts von alledem gelten zu lassen, was die Kirche statuirt. Vom Augenblicke an, wo die Geschichte Böhmens einer wissenschaftlichen Behandlung anheimfiel,

mußten die Gelehrten es auffallend finden, daß die Geschichte wohl einen Johann von Pomuk kennt, dieser aber ein ganz Verschiedener von dem ist, den die Canonisationsacte bezeichnet! Eine kritische Opposition war zwar schon 1747 rege geworden, jedoch fast unbeachtet geblieben, später erst, da die böhmische Geschichte immer mehr Bearbeiter fand, konnten arge und weit um sich greifende Bedenken nicht mehr unterdrückt werden. Des Prager Canonicus, der 1383 ertränkt worden sein sollte, erwähnte kein gleichzeitiger Chronist, ja die Archive wiesen nach, daß es keinen Canonicus dieses Namens gegeben, hingegen war allerdings zehn Jahre später ein Priester Johann von Pomuk ertränkt worden, jedoch aus ganz anderen Ursachen.

Dieser Geistliche stammte aus einem deutschen Bürgergeschlechte zu Nepomuk, sein Familienname lautet, wie seine eigenhändige Unterschrift als erzbischöflicher Notar auf einer Urkunde aus dem Jahre 1372 darthut, „Wolflin" (Wölflein). Er war in seiner Stellung als Generalvicar mit König Wenzel wegen der Abtei Kladrub in Streit gerathen, weil er den neuerwählten Abt Albert Olonus dem königlichen Willen entgegen bestätigt. Er wurde, wie man in dem urkundlichen Berichte, den Erzbischof Johann von Innstein gleich nach dem Tode seines Vicars nach Rom geschickt und dessen Original 1754 nach Prag zurückkam, mit den Details seiner Folterung und Hinrichtung nachlesen kann,

ins Gefängniß geworfen. Der König legte in der Folterkammer selbst Hand an und verbrannte die Seite des Unglücklichen derart mit Pechfackeln, daß derselbe schon in Folge dieser Verletzungen nicht länger hätte leben können, dann wurde er zur Brücke geführt und, nachdem der Mund ihm mit einem Holze auseinander gespreizt, die Füße in Form eines Rades zum Kopf gebunden, hinabgestürzt und ertränkt. Es gab, als diese Thatsache aufgestellt wurde, einen argen Lärm. Broschüren folgten auf Broschüren. Der Ritter von Steinsberg, der zuerst den Muth zu „kritischen Bemerkungen" gehabt, eilte nach München und fand im dortigen Staatsarchiv, daß die Königin Johanna bereits im Jahre 1386 gestorben, somit schon sieben Jahre todt gewesen sei, als der wahre Johann von Pomuk in die Moldau gestürzt wurde. Somit gab es keinen Märtyrer des Beichtsigills mehr, und der freche Steinsberg wagte 1783 den Ausruf, der in einer in Böhmen erschienenen Schrift kühn war (freilich war damals die Presse freier als heutzutage): „so hat man einen Heiligen canonisirt, der nie gelebt hat!"

Jetzt versuchten Andere die beiden Gestalten in eine zusammenzuschweißen, dies aber wollte durchaus nicht gehen, da einerseits die Canonisationsacten, andererseits die Geschichte so klar sprechen. Und da nun die Existenz des canonisirten Johann von Nepomuk nicht geleugnet werden durfte, die des historischen nicht geleugnet werden konnte,

suchte ein seltsamer Kauz, Pater Jos. Zimmermann, in seinem Büchlein: „Vorbothe der Lebensgeschichte des heiligen Johann von Nepomuk. Prag 1829" einen neuen Ausweg: er nahm zwei Johanne an, und nach seiner Auffassung gestaltet sich die Sache so:

In dem kleinen Städtchen Pomuk, welches dazumal höchstens dreißig Familien zählte, werden unter der Regierung Karls des Vierten zwei Kinder männlichen Geschlechts geboren, welche beide den priesterlichen Stand erwählen, beide im Laufe der Jahre zu hohen Würden gelangen, beide Johann von Nepomuk heißen und beide unter König Wenzel den Tod in der Moldau finden. Ihr Lebenslauf theilt sich folgendermaßen:

Johann, geboren zu Nepomuk, Prediger an der Theinkirche, Domherr an der Prager Hauptkirche, ist Beichtvater der Königin Johanna.	Johann, geboren zu Pomuk, öffentlicher Notar, Domherr auf dem Wischehrad, Doctor des kanonischen Rechts, ist Generalvicar.
Die Canonisationsacte weiß von ihm viele Wunder zu erzählen.	Die Geschichte weiß von ihm keine Wunder zu erzählen.
Er erregt den Zorn des Königs, weil er die Beichte der Königin Johanna nicht verrathen will.	Er erregt den Zorn des Königs, der in der Abtei Kladrub ein Bisthum errichten will, weil er bei Erwählung eines neuen Abtes diesen ohne weiteres bestätigt.
Er erleidet den Tod in der Moldau 1383.	Er erleidet den Tod 1393.
Er findet sich im Kalender, aber nicht in der Geschichte.	Er findet sich in der Geschichte, aber nicht im Kalender.

Die Annahme zweier Johanne hatte den Stempel unwillkürlicher Komik an sich.

Und doch liegt hier wohl eine Vertauschung zweier Johanne vor, wenn auch nicht gerade der Genannten. Auf die Frage, warum der legendarische Johann erfunden wurde, sagt Abl: Der 16. Mai wurde in dem Kalender der böhmischen Brudergemeinde als Gedächtnißtag Huß' angeführt. Die Bildsäule ist nur Copie der Hußstatue in Pankratz.

Der Cultus des Johann von Nepomuk ist ein Werk der Jesuiten.

Man konnte doch nicht Huß feiern lassen, da wurde das Andenken des Prager Märtyrers aufgefrischt. Es ging leicht:

Beide heißen Johann, waren Magister und Doctoren an der Prager Universität.

Huß war Beichtvater der zweiten Gemahlin Wenzels gewesen.

Beide waren mit Wenzel in nähere Beziehung zu bringen.

Davon weiß freilich Pater Zimmermann nichts.

So gut gemeint sein Büchlein war, erregte es großen Anstoß und wurde unterdrückt. Nur wenige Exemplare haben sich erhalten.

Seitdem schläft die Frage nach dem problematischen Heiligen; selbst Palacky weicht in seiner Geschichte Böhmens jeder Erörterung vorsichtig aus; nur Tomak im 3. Bande seiner Geschichte

der Stadt Prag erörtert die Thatsache ausführlich. Der Cultus der heiligen Persönlichkeit aber wächst und steigert sich mit den Jahren, deren jedes mehr Wallfahrer herbeiführt. Der Forscher, allein unter solchen Menschenwogen, sieht alle Anstalten zur Andacht, die Lichter und Lampen und geschmückten Altäre; in sich kann er es nicht verhindern, daß solche Feste ihn zu interessanten Schlüssen führen. Er sieht ja, wie die Entstehung legendarischer und mythischer Persönlichkeiten noch bis in die letzten Jahrhunderte reicht und somit vielleicht noch immer stattfinden kann. Thatsächlich verhält es sich mit dem wahren Johann von Nepomuk und seinem legendarischen Namensbruder wie mit gewissen Helden auf dem Gebiete der Poetik. Der Dichter kann zuweilen den Helden nicht so brauchen, wie die Geschichte ihn bietet, er versetzt Jahreszahlen, ändert Motive, legt ihm Ideen unter, welche ihm wirksamer scheinen, und so kommt es, daß wir manchmal, wenn das Werk geräth, zwei Persönlichkeiten, neben der historischen eine poetische, erhalten, und daß die poetische Persönlichkeit endlich die historische ganz in den Schatten drängt.

So existirt neben dem poetischen Egmont ein historischer, neben dem poetischen Don Carlos und Waldstein ein anderer geschichtlicher Don Carlos und Wallenstein, der jenem gar nicht einmal recht ähnlich sieht. Das heilige Offiz, das

den in die Moldau geworfenen Mann canonisirte, war auch ein solcher Dichter, der den Helden nicht so brauchen konnte, wie er vorlag. Einen Geistlichen zu canonisiren, weil er für die Superiorität der geistlichen Macht über die weltliche eintrat, das lag nicht im Ideenkreise des verflossenen Jahrhunderts, daher mußte das Motiv ein anderes werden und es wurde das Beichtgeheimniß substituirt. Was ist nun die Folge? Der Johann von Pomuk, der geschichtlich lebt, kein Wunder verrichtet und noch mit zwei Anderen den Tod gefunden, ist nun ganz zurückgetreten, sein Andenken erloschen, sein Name lediglich in Büchern vorhanden. Der Andere dagegen, der legendarische, ist wahrhaftig und im Bewußtsein der Menge lebend. Er lebt in Inschriften, Gebeten, Hymnen, Gemälden, Statuen, Universarien. Und wenn er auch in der Geschichte nie vorhanden war, im Kalender befindet er sich unbestreitbar und somit wohl auch im Himmel.

Eine Jesuitenpredigt.

Das Gespräch hatte sich während eines großen Theils des Nachmittags um Rom und die Curie gedreht. Ein sanguinischer Freund, vorwiegend Gemüthsmensch, hatte sich der Weissagung vermessen: wenn auch nicht der jetzt regierende, so doch der nächste Papst — werde, im Gefühl, der Welt den Frieden zurückzugeben, mit einem neugebildeten Concil die Unfehlbarkeit zurücknehmen und abermals die Auflösung der Jesuiten decretiren. Wir dagegen hatten behauptet, das Papstthum, wie es heute ist, könne ebensowenig die Unfehlbarkeit wie die Jesuiten, seine Elitetruppen, entbehren und so waren wir gespannt und fast im Zerwürfnisse auseinandergegangen.

Als wir in der Dämmerung die Gasse hinabgingen, sahen wir durch die hohen gothischen Fenster einer Kirche Lichtschimmer, allerlei Männer standen vor der Thüre und auf den Stufen. Wir fragten, was es gebe, und erhielten die Antwort: ein Jesuitenpater sei als Missionsprediger da und halte heute

Abend wieder eine „Conferenz", „blos für Männer". In der Stimmung, die von unserem Gespräche noch nachklang, konnte ich nicht vorübergehen und trat ein. Eine Menge, deren Köpfe ich in der halben Dunkelheit kaum unterscheiden konnte, füllte die Räume, die durch ein paar Kerzen auf den Wandleuchtern weniger als nothdürftig erleuchtet waren. Bald erschien der Pater im weißen Chorhemd auf der Kanzel und der Vortrag begann.

Ich hätte es schwerlich besser treffen können. Der Jesuit — nicht etwa ein obscurer Name, vielmehr eins der bewährtesten und berühmtesten Rüstzeuge seines Ordens — legte die Standpunkte der neukatholischen Dogmatik mit einer Offenheit und Klarheit dar, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Er begann mit einer gedrängten, aber schneidend scharfen Kritik der Evangelien. Selten habe ich noch von dem Complex von Schriften, die man das Neue Testament nennt, geringschätziger und despectirlicher reden hören — auf der Kanzel war es schier undenkbar! Er behandelte sie als eine Reihe zufällig zusammengerafft er, fragmentarischer Aufzeichnungen, mit denen allein, wie er sich ausdrückte, „sauber nichts anzufangen sei". Das älteste der Evangelien, das des Matthäus, ursprünglich hebräisch geschrieben, sei etwa ein halbes Jahrhundert nach Jesu Tode erschienen, die beiden anderen Schriften der sogenannten Synoptiker, offenbar aus den niedrigsten Schichten der Gemeinde

hervorgegangener Persönlichkeiten, seien, wie immer klarer werde, compilatorisch einer gemeinsamen schriftlichen Quelle entnommen, die verloren gegangen. Noch mißlicher sehe es mit dem vierten Evangelium aus, das ganz fälschlich dem Busenjünger Jesu zugeschrieben werde, in Wahrheit aber das Werk eines im zweiten Jahrhundert lebenden Gelehrten sei. Und auf diese lückenhaften Compendien, diese durch Zufall erhaltenen Broschüren möchten die Protestanten das Gebäude christlichen Glaubens erbaut wissen, das die ganze Welt umspannen soll!

Aber war es auch wirklich, fuhr der Redner fort, Jesu Absicht, daß seine Lehre aufgezeichnet werde? Nirgendwo gab er den Auftrag dazu, er selbst schrieb nichts nieder, denn er wußte, daß das Wort vieldeutig und biegsam und vieler Auslegungen fähig. Es war ihm aber Ernst mit der Erlösung des Menschengeschlechts, blutiger Ernst, es lag ihm als Gottmensch daran, daß seine Lehre bis ans Ende der Welt gewahrt bleibe, und bis ans Ende der Tage in seinem Geiste da sei. Er mußte dafür sorgen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden.

Die Evangelien allein, und gäbe es deren hundert statt vier, überhaupt Schriften allein, konnten diesen Zweck nicht erfüllen! Das vermochte nur ein mit übernatürlichen Gnaden ausgestatteter, in Wahrheit nie sterbender Nachfolger, dem ein

in Christi Geist fortwirkender Lehrkörper untersteht. Darum setzte der Gottessohn Petrus als seinen Statthalter ein und verlieh ihm übernatürliche Gaben mit dem Auftrage, sie weiterzugeben an seinen Nachfolger. Dieser Lehrkörper nun, der Papst an der Spitze, wirkt und lehrt heute noch mit denselben Gnaden wie am Tage der Einsetzung und verwaltet die Heilmittel der Kirche. Nicht auf Papier, das geduldig, auf Wort, das unsicher ist, wenn es berichtet, was durch vieler Mund gegangen und vieldeutig ist im Geiste der Menschen, baute Jesus seine Kirche, sondern auf die lebendige, jeden Tag vorhandene, greifbare, göttlich inspirirte und daher unfehlbare Autorität seines Nachfolgers.

Der katholische Lehrkörper vom heiligen Geiste erfüllt, getrieben, lehrt nun fort und fort und muß lehren, wie ihm anbefohlen wurde: gehet hin und lehret! Der Kampf mit einer dem Unglauben verfallenen Staatsgewalt ist da und muß immer erbitterter werden. Alle katholischen Priester müssen ihn aufnehmen. Die nicht mitthun, sind, um sich eines Ausdrucks der Schrift zu bedienen, jene faulen Hunde, die das ihnen anvertraute Haus schlecht bewachen.

Wer aber dem Priester widerstrebt, dem Episcopat Christi, dem vom Gottmenschen selbst zur Fortführung seiner Lehre und zur Ermöglichung seiner ewigen Zwecke eingesetzten Lehrkörper, der widerstrebt Gott selbst, „für ihn ist die Hölle da".

Dies in Kurzem der Inhalt des Vortrags. Ich muß gestehen, daß er mich frappirte. Man stellt sich aus der Ferne den Jesuitismus altmodisch, scholastisch, mittelalterlich vor und ist erstaunt, ihn mit den Resultaten moderner Bibelkritik vertraut zu finden. Das Erstaunen wächst, wenn man ihn die Quellen freier Forschung als Wasser auf seine Mühle leiten sieht. . . .

Während sich die Kirche langsam entleerte, hörte ich hinter mir einen der Hinausgehenden, es war noch dazu ein geistlicher Herr, der Pfarrer von Hellthal, zu seinem Begleiter sagen:

„So deutlich wie heute hab' ich es doch noch nie erklären gehört, wozu der Papst da ist. Freilich, freilich, wenn sonst gar nichts gilt, kann man ihn nicht entbehren!"

Und das Papstthum sollte sich je entschließen können, die Jesuiten aufzuheben, die sich mit seinen Interessen so identificirt haben?

Fragmente aus Olympia.

I. Am Vorabende.

(Esplanade. Garten mit Springbrunnen. Ein Gewühl von Spaziergängern wogt auf und nieder. Begrüßen, Wiedererkennen von vielen Seiten. Ab und zu ein „Hoch", vorübergehenden Notabilitäten gebracht. An runden Tischen Gäste; Kellner serviren.)

(Holm, Gutsbesitzer, in den besten Jahren, seine Frau am Arme, begegnet dem Baron Aaronsohn mit Gemahlin.)

Baron (den Hut ziehend): Was sehen meine Augen! Herr v. Holm und seine reizende Gemahlin — (als Holm mit dem Wiedererkennen zögert) zuletzt in Reichenhall —

Holm (rasch, gutmüthig): Allerdings, allerdings!

(Gegenseitiges Händeschütteln.)

Baronin (zu Frau Holm): Also auch hier in Deutsch-Olympia?

Holm (mit einem Seufzer, übrigens jovial): Ach ja, auch hier. Meine Frau befand sich ganz wohl auf unserem stillen Landsitz. Auch an guter Musik fehlte es nicht. Aber die Mode ist mächtig und wirkt epidemisch. Meine Frau wurde plötzlich An-

hängerin der neuen Schule und hatte keine Ruhe, bis sie die Patronatsscheine in ihrer Cassette fand. . . .

Emilie: Es war mein sehnlichster Wunsch, das Titanenwerk moderner Tondichtung kennen zu lernen. Guter Karl —

Baronin: Wer möchte versäumen, was wiederkehrt vielleicht alle hundert Jahre? Sie werden bekehrt werden, Herr v. Holm. Jeder wird hier bekehrt. Die Vorbereitungen sind ungeheuer. (An Baron Rosenstein, der neben ihr steht, sich wendend): Sie haben ihm ja auch verziehen die Broschüre, über die Sie so empört waren?

Baron Rosenstein: Mein Gott, schimpf' ich ja selbst auf die Juden!

Baron Aaronsohn (geschwätzig zu Holm): Wenn Sie nicht würden machen solche Sachen, schätzbarster Herr v. Holm, wüßten Sie nicht, wohin mit Ihrem Geld. Man ist sich das schuldig. Und ich sage öfter zu meiner Frau: Wer hier ins Theater gegangen ist, braucht dann über Jahr und Tag nicht mehr zu hören eine Oper. Er hat auf lange genug. . . . Ach, was bin ich doch für ein besonderer Verehrer von dem großen, großen Mann! In einer Oper von ihm kann ich sitzen stundenlang und vergleichen die Musik mit dem Textbuch, und Alles paßt und stimmt wie ein Contocorrent. Wenn es heißt: Pferd, so trappelt es und man hört im Orchester einen kleinen Galopp; heißt es: Vogel, so pfeift es; heißt es: Donner, so donnert es; heißt

es: Feuer, so prasselt es. Niest Einer — Sie werden es morgen hören — so niest es auch in der Musik. Was ein ungeheurer Fortschritt gegen die Kunst von die früheren Meister!

Baronin (indem sie die Gesellschaft zum Gehen einladet): Und mich hat er gewonnen durch seine urgermanische Richtung. Als Mädchen schon habe ich geschwärmt für reckenhafte Gestalten und blonde Bärte. Meine Tochter hat müssen Elsa heißen, und jetzt — bin ich ganz Nibelungenlied . . . .

(Die Gesellschaft zieht vorüber. Beowulf, aufgeregter junger, langhaariger Musiker, trifft auf die Arm in Arm daherkommenden Fasolt, Fafner und Gerdel und stellt sich grotesk vor ihnen auf.)

Nu, das ist famos. Rhein, Donau und Ostsee beisammen! Ist das ein Dreiklang! Drei bessere Kerle konnte der Teufel selbst nicht zusammenführen. Seit wann kennt ihr euch denn?

Fasolt (pathetisch): Eigentlich von aller Dinge Uranfang an, (prosaisch): seit einer Stunde.

Beowulf: Im Buffet bekannt geworden?

Fafner: Im Buffet. Gemeinsamer Cult und gemeinsamer Trunk verbrüdern schnell.

Beowulf (zu Gerdel): Nu, was sagst du? Bist doch auch in der letzten Probe gewesen?

Gerdel: Bin jeder Zoll Bewunderung.

Fafner: Götterdämmerige Anbetung.

Beowulf: Ja, das geht über Alles, was man sich gedacht. Rein um sich die Haare auszuraufen! Seht Kinder, es giebt sonst gar nichts.

Ich könnte oft vor Entzücken in die Partitur hineinheulen wie ein Kind ... Himmel voll Geigen! Man begreift gar nicht, wie Holz, Darm, Haar das zuwege bringen.

Gerdel: Riesig. Mächtig. Colossal. Das nenne ich die Sprache der deutschen Götter! Ja freilich, wenn jeder Gedanke so seine fünfundzwanzig Contrabässe oder fünfzig Geigen hinter sich hat ...

Beowulf: Und da paßt auf, Jungen (auf einen älteren grauen Mann zeigend): Nach der Photographie der leibhaftige Hagen. Ich weiß, er wurde heute noch erwartet.

Gerdel (den Hut schwenkend): Ein Hurrah dem Verfasser der „Streitschriften". — Er ist es!

Beowulf: Gestatten Sie, verehrter Mann —

Fafner: Gieb dir keine Mühe, er ist total taub.

Gerdel: Was taub? — Und doch? —

Fafner: Einer der Unserigen mit Leib und Seele. Immer mit der Partitur. Nimmt die feinsten Nuancen wahr. Hat durch den Willen einen zweiten Gehörsinn in sich entwickelt.

Fasolt: Alle Teufel!

Fafner: Philosophisch ganz gut erklärbar. Ja, Jungen, total taub, dabei aber der raffinirteste Schwelger in Tonfarben.

Hagen (sein Hörrohr hervorziehend): Ja, meine Herren, eigenthümliche Geschichte. War mit achtzehn Jahren schon musikalisch, und — ich sage es offen — gegen die jetzige Richtung eingenommen. Eine

Explosion bringt mich um das Gehör, und — ich bin ein verlorener Mensch. Lebendig todt. Da — nach Jahren und Jahren — führt mich der Zufall in ein Musikdrama des Meisters. Ich wollte nur die Ausstattung sehen. Leute, was sagt ihr? Ich, der den vorüberfahrenden Wagen nicht hörte — höre diese Musik, notabene nur diese — partienweise. Da wird Saulus zum Paulus — Dankbarkeit, neues Geschenk des Lebens treibt mich dem Meister zu. Er lebe!

Beowulf: Er lebe! Das werde beim vollen Glas besiegelt.

(Die Gesellschaft nimmt an einem der benachbarten Tische Platz. Holm und Skandersen, dessen Freund, sind inzwischen im Gespräch herbeigekommen und bleiben unfern der Gruppe stehen.)

Holm: Sie finden eigentlich hier nichts groß, als den praktischen Sinn und den unerschütterlichen Willen, den ein solches Unternehmen mit Vereinigung aller Kräfte ins Leben ruft?

Skandersen: Abstract genommen, ja. Doch wie sollte ich Kraft loben, auf solchen Inhalt gerichtet? Noch einmal betone ich es: Die echten Musen sind keusch; keusch, ursprünglich, stolz. Sie verschmähen Toilettenkünste, jede bleibt in ihrem Wesen, jede gibt nur sich selbst, keine borgt von der andern. Was sagten Sie zu einem Maler, der den Eindruck seiner Bilder durch bengalisches Licht erhöhen möchte, zu einem — Phidias, der seine Figuren bei Musik

zeigte? Und hier? Die Musik im Bunde mit Decorations-Malerei, Ballet, Pyrotechnik! Und diese mit allem denkbaren Trödel behangene Kokette nennt sich die deutsche, die echtdeutsche Muse! Sehen Sie, das empört mich, das bringt mein Blut zum Wallen —

Holm: Weniger laut, Freund. Die Gesellschaft dort wird nachgerade auf Sie aufmerksam.

Skanderson (fortfahrend, ohne ihn zu beachten): Und die Musik! Dieses formlose Ganze, aus zusammengebackenen rhythmischen Einzelphrasen, Leitmotive genannt, bestehend, dieses Convolut harmonischer und unharmonischer Wendungen... nein, was sich in keine Form schließt, ist für mich absolut nicht da. Eine einzige schöne Melodie, ein schöner aus der Seele quellender musikalischer Gedanke —

Beowulf (aufspringend, höhnisch): Sie wollen eine Melodie? Eine Arie à la Donizetti oder Bellini, gepfiffen à la Patti? Halten Sie sich einen Dompfaffen im Käfig, der wird Ihnen Melodieen pfeifen!

Gerdel: Seien Sie froh, junger Mann, daß Sie von der Melodie erlöst sind. „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen?" „O du mein lieber Augustin." Ja, junger Mann, die Melodie ist hin.

Skanderson (ruhig zu Holm): In diesen Köpfen, sehe ich, ist eine totale Sonnenfinsterniß eingebrochen. Ich sage Ihnen, meine Herren, Ihre Riesen und Zwerge, Nixen und durchs Sprachrohr singende Drachen sind für Kinder und Narren da —

Beowulf: Herr —

Skanderson: Ich bin für mein Geld hier — in einem Dachstübchen untergebracht, als unbestochener, unabhängiger Beobachter — und kann denken, wie ich will.

Gerdel: Gedankenfreiheit ist Ihnen unbenommen, reden dürfen Sie nicht so.

Skanderson: Wenn Sie reden dürfen, werde ich es auch können. Sie werden es mir nicht untersagen.

Fafner (sich erhebend): Und wer gibt Ihnen das Recht, solchen Werken gegenüber Ansichten zu haben? Wie dürfen Sie über Dinge, die so weit über Ihren Horizont gehen, sich ein Urtheil herausnehmen? Wollen Sie Ihre Spatzenseele solchen Geistescolossen gegenüber in Anschlag bringen? Wenn Sie etwas an diesen Werken nicht verdauen können, wird es an Ihrem dyspeptischen Magen liegen.

Fasolt: Ja, und hier herrscht überhaupt nur Eine Meinung. Wer hier den Einklang der Gemüther stört, wird, kurz gesagt, hinausgeworfen.

Alle: Hinaus! Hinaus! (Sie drängen drohend gegen Skanderson und Holm vor.)

Skanderson: Wollen Sie Spectakel anfangen? Ich fürchte mich nicht!

(Als der Lärm aufs Höchste gestiegen, erscheint der Meister. Er ist im Sammetrock; großes altdeutsches Barett auf dem Kopfe. Er kommt langsam, feierlich daher. Allgemeine Stille.)

Meister (groß, bedeutsam): Ich gebiete Ruhe. Habe ich schöpferisch alle Nationen in meinem Hause vereinigt — den Deutschen dem Franzmann, den Sohn der Puszta dem Russen verbrüdert, Kunstsöhne aller Weltgegenden in meinen Dienst berufen, gehorsame Elemente meines Genius zu sein, daß jetzt, in vorletzter Stunde, Mißton die allgemeine Harmonie störe? (Im Kreise der Seinigen herumblickend): Quos ego!

(Die Schüler verbeugen sich tief und stumm. Holm und Skandersen entfernen sich.)

Der Meister: Ueber die Farbe meiner Intentionen wird kein Vernünftiger mehr in Zweifel sein können. Die Narren auf eigene Faust laßt laufen, ihre Privatansicht ist bedeutungslos. Schon hält das universale Musikfest der Gesammtanschauung die Maske furchtbar tragischen Ernstes entgegen. Auf Wiedersehen morgen!

(Er thut einige Schritte vorwärts. Alles weicht zurück. Pause des Gemurmels. — Der Meister majestätisch ab.)

II. In der Werkstätte.

(Des Meisters Arbeitszimmer, als Tempel des Selbstcultus eingerichtet. Große Pracht. Porträts, Büsten des Meisters und Figuren aus seinen Werken allenthalben auf altarartigen Consolen aufgestellt.)

Der Meister (eine Partitur auf dem Pulte aufschlagend): Tag und Nacht keine Ruhe. Millionen Dinge im Kopfe und dazu noch componiren

müssen. . . . Es geht nicht anders. Die Festcantate, mit der sie mich überraschen wollen, entbehrt jedes Schwunges. Es bleibt nichts übrig, als sie mit möglichster Schnelligkeit verbessern, das heißt: die Sache selbst machen. Nur wenn ich sie selbst dichte, wird sie mir genügen können. An die Arbeit!

(Er setzt sich und springt gleich darauf wieder empor.)

Gibt's etwas, das prosaischer wäre, als solch ein heller, klarer Morgen? Er gibt mir nur das Gefühl der Leere. Bei solchem prosaischen, alltäglichen Tageslicht componire ein Anderer! Steige hernieder, magische Dämmerung!

(Er zieht die Vorhänge zu. Es wird finster. Er zieht an einer Schnur, eine Ampel schwebt in die Mitte des Gemachs herab. Auf dem Pulte entzünden sich zwei Armleuchter.)

Diese Vorrichtung, eine Spende meines erhabenen Patrons, ist allerliebst. Dies milde Silberlicht hebt, glättet, beschwichtigt. (Schreibt.) Nein, es geht nicht. Vergebens beschwöre ich den Geist der Töne. Ich soll Pracht ausdrücken, große Entfaltung, und diese Lichter sind kümmerlich. Ein Flammenkreis strahle mir von der Decke herab!

(Er zieht eine Schnur, ein Kronleuchter steigt herunter.)

So, nun verweilt, hohe Accorde! Mindestens so lange, bis ich euch banne, festhalte. Ich soll Jubel malen, in Verklärung übergehend. Mehr Licht, mehr Licht! Die Flammen sollen sich in

Kryſtall vervielfältigen — ein Funkenmeer umwoge mich . . .

(Er berührt einen Knopf. Wandſpiegel fliegen auf.)

So iſt's recht! Jetzt fühl' ich meinen Genius, jetzt banne ich dich, in mir wohnender Geiſtergeſang. (Schreibt.) Nicht ſo ſchnell . . . Laßt mir Zeit!

Geht es? Ja, ich glaube, es geht. Doch ich brauche das befreiende Gefühl des Schwebens, des Emporſteigens! Ikarusflügel, empor! empor!

(Er eilt an einen Apparat. Man vernimmt das Arbeiten einer in der Wand verborgenen Maſchinerie. Das ganze Arbeitszimmer beginnt langſam emporzuſteigen.)

Der Meiſter (an das Pult eilend): Herrlich, herrlich. Unübertrefflicher Dädalus! So ſchraubt man ſich empor, ſo ſchafft man ſich Schwingen. Hinan, hinan! Excelſior!

(Als die Aufzugmaſchine ſtillſteht): Hoch bin ich, hoch! Verlöſcht, Lichter! Ich will in die Klarheit hinausſchauen. Ein Blick von der Höhe labt.

(Die Lichter verlöſchen, er ſchlägt das Fenſter auf. Am offenen Dachfenſter des gegenüberſtehenden Hauſes ſteht Skanderſon.)

Skanderſon (ohne den Meiſter gewahr zu werden, ſingt):

Ich brauch' nicht Gold, nicht Edelgeſtein,
Ich brauch' nicht Spiegel und Kerzen,
Die Welt iſt helle überall,
Tagt es nur recht im Herzen.

Meister (zurückfahrend): Ha, der verdammte Kerl von gestern! Daß dich der Teufel — — (er wirft das Fenster zu und gibt der Maschinerie einen Fußtritt. Das Arbeitszimmer fährt mit Gepolter in die Tiefe.)

Wieder unten. Die Maschine taugt nicht viel. Veraltet. Ich will über etwas nachsinnen, der Grotte von Capri ähnlich. Blaues Licht, metallisches Wellenspiel. Das wäre vielleicht etwas. (Es klopft.)

Nicht eine Viertelstunde hat man für sich. (Geht an die Thür und öffnet.) Was gibt's denn?

Schüler: Trotz ausdrücklichen Verbots mußte ich stören. Diese Depesche —

Meister (das Couvert aufreißend): Vom Monarchen . . . . (Nach einer Pause verdrießlich:) Er trifft heute ein, verweilt aber nur einen Tag!

Schüler (die Hände zusammenschlagend): Nur einen Tag! . . . O diese Großen!

Meister: Es wäre thöricht, darüber des Längeren zu klagen. Hören Sie. Veränderte Lagen erfordern andere Dispositionen. Erstlich: Es wird heute nebst dem Vorspiel noch die ganze erste Abtheilung in Scene gehen. Und wenn es zwölf Stunden dauern sollte! Zweitens: Der gute Magistrat hat die mir zugedachte Ueberraschung schon heute in Scene zu setzen. Hier (übergibt die auf dem Pulte liegenden Blätter) der Festgesang! Die dritte Anordnung ist nicht die unwichtigste. Die Hausfrau rüste schon für heute ein größtes, allergrößtes

Souper, alle Leibeigenen mit Champagner tractiren. Alle Reptilien. Alle! Gehen Sie.

Schüler: Ich eile, die Anordnungen des Meisters ins Werk zu setzen.

III. In der Vorhalle.

(Die Vorhalle des Theaters splendid beleuchtet. Ueber den Platz daher kommt Holm und nimmt auf einer Treppenstufe Platz.)

Holm (sich die Stirne trocknend): Hieher will ich mich setzen. Ich bin erschöpft, der Kopf ist zerschellt, durch diese Exaltationen bin ich völlig unfähig geworden, noch irgend einen Eindruck in mir aufzunehmen.... An diesen alten Göttertag will ich denken! Zum erstenmale im Leben Zank mit Emilie, weil ich fort wollte — fort mußte.

Merkwürdig aber, welche Stimmung sich in uns entwickelt, wenn wir es, zwischen Fremde eingekeilt, gegen unseren Willen in uns aufnehmen sollen, was uns pervers erscheint.... Das Buch, das wir nicht mögen, werfen wir weg; aber stundenlang als Gefangener sitzen und anhören müssen, wogegen wir uns sträuben — daraus entwickelt sich ein eigener Fanatismus.... Doch — kurz und gut, trotz ihrer und Anderer zornigen Blicke — ich mußte hinaus.

Da wäre ich. Heil dir, himmlische, vom Lärm erlösende Stille! Wehe um mich, reinige meine Ohren von allen erlebten Dingen und mache

sie bald wieder fähig, Musik zu vernehmen. Und du, toller Dämonenspuk, in einem überreizten Hirn geboren, verlaß mich bald, daß ich die Wirklichkeit des Lebens wieder empfinde . . . .

Wie es nur Emilie oben aushält? So oft wieder Eine ohnmächtig herausgetragen wurde, trieb's mich über den Platz her: ob sie es wäre? Eine davon war die arme Baronin Aaronsohn. . . . O Emilie, Emilie! — wenn ich mir denke, daß sie vollends eine Anhängerin der neuen Musik-Religion werden könnte. . . . Ich würde den Gedanken an Scheidung ins Auge fassen müssen. . . .

Skandersson (hinzutretend): Ha, ha, auch zu feig, bis ans Ende auszudauern? Freund, ich bin guten Muthes. Die Walpurgisnacht leitet helle Tage ein. Wir werden jetzt bald zur Natur zurückkehren dürfen.

Holm: Sie meinen? Doch hören Sie — das Stück muß zu Ende sein.

(Man vernimmt ein verworrenes Getöse; der Lärm des allgemeinen Aufbruchs, der sich fortwährend steigert, wird vom Rufe: „Der Meister hoch!" unterbrochen. Eine Masse Menschen wälzt sich heran.)

Stimmen von allen Seiten: Der Meister hoch! Triumph! Triumph!

Holm (seine Frau erblickend): Auch ich rufe Triumph!

Emilie: Du hast leicht reden. Hier draußen, Böser, hast du dir die Musik angehört?

Holm: Und sollte doch als Gatte Leid und

Freud mit dir theilen? Kind, es war noch draußen genug zu hören. — Wie geht es dir?

Emilie: Ich habe für acht Tage Migräne.

Holm: Ich weiß ein Mittel dagegen. Das Largo aus Haydn's XIII. Symphonie. Was meinst du?

Emilie: Ja, vierhändig, daheim.

(Der Meister, von seinem engeren Hofstaate umgeben, erscheint.)

Stimmen: Der Meister hoch! Er wird sprechen —

Meister: Wir haben dem Genius des Jahrhunderts das ihm gebührende künstlerische Opfer dargebracht. Ich bin mit Ihnen zufrieden!

(Händeklatschen, Blumenwerfen der Damen.)

Beowulf (der Dichter, vortretend): Gestatten Sie eine Ansprache, Größter der Sterblichen.

Meister: Reden Sie!

Beowulf:

Baldur, der Bildner,
Der Beweger,
Kam in Hropt's Wohnung
Von Molthinur
Runen kiesend,
Golden Gebälk
Im hohen Gimle hochaufrichtend,
Glück genießend,
Gewaltiges gebend,
Giftige Nattern
Glänzend, gleißend,
Allbesiegend,
Allbezwinger,
Sonn' überstrahlend,
Söhn' ansetzend,
Im hohen Windheim —

Der Meister (einfallend): Sehr gut, sehr gut. So vernünftig hat man mich schon lange nicht gelobt.

Beowulf: Nur schüchtern und unvollkommen habe ich überwallenden Gefühlen Ausdruck zu geben versucht —

Meister (ihn auf die Schulter klopfend): Freilich, freilich.

(Alles weicht zurück. Der Monarch kommt langsam die für ihn reservirte Treppe herab.)

(Gemurmel:) Er wird sprechen. (Allgemeine Spannung.)

Monarch (huldvoll): Sehr contentirt gewesen. (Ab.)

(Es treten von der andern Seite die Abgeordneten des Stadtrathes ein.)

Der Bürgermeister: Unsere Stadt — glücklich, hochgeehrt im Besitze des Mannes — der — der —

Meister: Weniger Befangenheit, bitte ich, und größere Klarheit!

Bürgermeister: — hat beschlossen, ihrem großen Mitbürger eine Statue auf dem Platze — seiner Siege aufzustellen. Eigentlich — ist sie schon da — und wird jetzt enthüllt werden.

Meister: Freut mich, ist mir lieb wegen des Verfertigers.

Bürgermeister (fortfahrend): Damit noch in den spätesten Tagen —

Meister (einfallend): die wir hoffentlich noch erleben. Doch, kurz und gut, ich danke Ihnen. Gratuliren Sie dem Bildhauer; wie der Sperling, der sich auf des Adlers Schulter setzte, fliegt er mit in die Unsterblichkeit. (Er entläßt den Magistrat.)

(Alle Blicke wenden sich nach dem Platze. Von der Bildsäule des Meisters fällt die Umhüllung. Bengalisches Licht. Die ersten Töne des Festgedichtes erklingen.)

Der Erste des Hofstaates: Der Giganten- und Titanenkampf unseres Jahrhunderts ist ausgekämpft. Die Götterburg steht fest für alle Zeit und im Besitze des Genius!

Der Meister: Das wäre der erste Tag. Steigern sich an den weiteren Ehre und Beifall gleichmäßig, darf ich zufrieden sein.

Reisebilder.

Winterfahrt durch Graubündten.

Ueber dem Bodenseegebiete liegt der Nebel weiß, eintönig und verhüllt dem Blicke die mächtige Säntiskette. Auch die Appenzeller Vorberge sehen nur wie durch einen Schleier herüber, kaum daß man erkennen kann, was Wald, was Wiesenabhang. Schon seit Wochen dringt die Sonne selbst in den Mittagsstunden nicht durch diesen Vorhang und ist nur wie ein Oelfleck auf einem weißen Bogen Papier zu sehen. Das ist nun einmal die unselige Eigenschaft des Winters in der Nähe großer, ausgedehnter Wasserflächen. Bis in das Rheinthal dringt das Nebelmeer. Das alte schwarze Feldkirch in seiner Felsenge ist ganz in einer wüsten Dunstschicht versunken; wie ein Felsenriff aus einem Binnensee taucht die alte Montfort'sche Schattenburg empor und entzieht sich sofort dem Blicke. Naßkälte dringt durch die dichsten Kleider und mißmuthig schaut der Reisende aus der Coupé-Ecke auf die einförmige Fläche, die ihn rechts und links mit tannenbewaldeten mächtigen Bergen einschließt.

In Buchs ist man in einem weiten, weiten Bogen auf die Schweizer Seite gekommen. Es hellt sich ein wenig auf. Das uralte Städtchen Werdenberg und der mächtige Würfel dabei, das Stammschloß der ehemaligen Grafen dieses Namens, blickt von der Höhe herab; hier saß der Sage nach jener Graf von Werdenberg, der die Prinzessin von Portugal heirathete. Immer großartiger wird die Gegend. Man befindet sich in einer weiten Thalebene, die von zwei ungeheuren Höhenzügen, der Alvierkette einerseits, den drei Schwestern andererseits eingeschlossen ist. Vaduz mit seinem Schlosse erscheint, über das ganze Fürstenthum Liechtenstein geht der Blick. Ragaz mit seinen großartigen Neubauten liegt verwaist da, kaum ein paar Personen in dem im Sommer so besuchten Curorte. Man erkennt den Felseinschnitt der Tamina, an dessen Ende das wunderbare Bad Pfäffers liegt.

Heller und heller wird es, die Bodensee-Nebel werden dünner, je höher man den Rhein hinaufkommt, und so gelangt man gegen Zehn bei Sonnenschein nach Landquart, das, nur eine kurze Strecke von der alten Bischofsstadt Chur entfernt, in einer sumpfigen Ebene daliegt.

Hier beginnt unsere Reise. So lange es anging, ist der Wagen benützt worden, jetzt hat man den sechssitzigen Kutschkasten auf die Kufen eines starken Schlittens gesetzt. Vier Pferde werden vorgespannt. Andere gewöhnliche Schlitten ersetzen die

Beiwagen. Der Conducteur ist ein Fünfziger, sein wettergebräuntes Gesicht ist das eines alten Condottiere. Beim ersten Blick traut man ihm Besonnenheit und Muth zu. Anstrengungen und Gefahren sind ihm wohlbekannte Dinge. Er ordnet vorsichtig das leichtere Gepäck auf der Höhe des Kutschkastens und bringt das schwerere auf einem Schlitten unter, der dem Hauptschlitten angehängt wird.

Wiewohl der Reisende im leichten offenen Schlitten weniger Gefahr läuft, strebt doch Alles, in den großen Kutschkasten zu kommen. Der Eine schlüpft in seinen Fußsack, der Andere zieht seine Faustthandschuhe und Pelzstiefel an. Der Kutscher sitzt schon auf dem hohen Bocke, der Conducteur schwingt sich ihm nach, und fort geht es. Die Kufen knirschen auf dem noch spärlichen Schnee.

Die schnurgerade Straße führt vorerst durch ein ödes, verwüstetes, mit Geröll und magerem Gebüsch bedecktes Gelände, man gelangt nach Grüsch. Die Landschaft, bisher fast schneefrei, erhält hier ihr weißes Kleid. Hohe Felsterrassen steigen empor, hier und dort klebt das letzte Trümmerstück einer Burg am Felsen.

Die Straße tritt zwischen enge Felswände ein. Ein Wasserfall, der über eine ungeheure Wand platt herabgeht, ist ganz erglast. Ueber deren schwarzbraune Felsen hängt ein ungeheurer Mantel durchsichtigen Krystalls, von dem Diamant-Fransen

herabhängen. Sie blitzen eben in der Mittagssonne. Einzelne Wellen haben sich in klafterlange Glassäulen verwandelt, die von Wurzeln und niederhangenden Baumästen umrankt sind und jetzt triefen und funkeln.

Je höher wir steigen, desto höher liegt der Schnee. Die Straße ist bewundernswürdig, ein früherer Maulthier- und Saumroßsteig, hoch und gefahrvoll über Wildbächen und Felsabstürzen gezogen, ist jetzt zur Kunststraße geworden, auf der Armeen ohne Hinderniß marschiren könnten. Wie lange ist's doch her, daß Albrecht v. Haller schrieb: „Ueber die Alpen geht kein Rad!" Unfern Jenatsch begegnet uns die von Davos kommende Post — wir können im vollen Laufe aneinander vorüberfahren.

Klosters, ein ansehnliches Dorf, der Hauptort des Prättigäu, wird gegen 4 Uhr erreicht. Wie es doch Menschen gibt, die es in solcher Gegend, wo der Winter fast drei Viertel des Jahres währt, aushalten! Die mit Schindeln bekleideten Häuser drängen sich aneinander, wie um es wärmer zu haben, aber wie sollen die kleinen Fenster, die dem Manne an der Arbeitsbank Licht geben wollen, ihren Zweck erfüllen? Im Sommer allerdings, wenn ringsum Alles grün ist und das Vieh auf den Matten weidet, mag es hier schön sein — doch wie lange währt der Sommer! Jetzt ist Alles weiß; dräuend blicken die schwarzen Felsgrate auf den weiten

Thalgrund nieder — von der Ferne schauen die Vermuntgletscher in kalter Majestät herüber.

Vor dem Gasthause, das zugleich Post ist, halten die Schlitten. Die Pferde rauchen förmlich, der Postknecht wirft ihnen die Decke über und führt sie in den Stall. Kein Hausknecht erscheint, der Wirth begrüßt uns, man muß sich selbst aus dem Wagen helfen. Außer ein paar Sperlingen, die auf dem Brunnen saßen, der eine merkwürdige Stalaktitenbildung zeigt, und die jetzt heranflattern, einige Körner aufzupicken, die aus einem Futtersack gefallen, ist kein Bewohner von Klosters auf der Straße.

Wir treten in die niedrigen Gastzimmer ein, von denen das eine zugleich als Wohnstube dient. Die Wände sind mit dem Holze des Arvenbaumes getäfelt. Der gewaltige Ofen strahlt eine freundliche Wärme aus; wir treten sofort an ihn heran, um uns vom Froste einigermaßen zu erholen. Es duftet nach Bratwürsten; auch Kaffee und Warmbier, Wachholder und Cognac kann man haben. An einem langen Tische, der fast die ganze Breite der Stube einnimmt, sitzen mehrere Gäste. Einer derselben erzählt von einem Unglücke, das sich auf der Paßhöhe gegen das Schlapinathal hin zugetragen. Dort, wo der Weg eine plötzliche Wendung macht und ein schwarzer Steinhaufen aus dem Schnee hervorragt, wurden die armen Weiber mit Körben auf dem Rücken erfroren gefunden.

Sie wollten mit Schmuggelwaaren nach Gaschurn ins Oesterreichische.

Die Sache erweckt wenig Interesse, und der Erzähler stopft sich eine frische Pfeife.

Nun ist wieder eingespannt. Welch wackere Pferde! Ihre Augen sind so lebhaft, sie bewegen die Ohren und haben die Nüstern weit geöffnet. Sie wissen, daß sie ein hartes Stück Weges zu bewältigen haben.

Und so ist's in der That. Jetzt in gewaltigen Windungen, jetzt in kurzem Zickzack geht die Straße die Klosterser Stütz hinan, den waldigen Gutwall, welcher Prättigäu von Davos trennt. Endlich, endlich ist man auf der Höhe. Es dunkelt bereits, aber der Mond ist aufgegangen. Ein ungeheurer Thalkessel, um den herum rauhe, graue, zerrissene Bergriesen einen Wall bilden, liegt vor uns. Manche dieser Bergriesen sind breit und wuchtig, andere, wie das Jacobshorn, phantastisch zugespitzt. Auf dem untern Theil der Berge liegen Wälder mit mächtigen Einrissen. Die Tannen dort haben einen ewigen Kampf mit den Elementen zu bestehen, sie bewahren noch ihre starre Haltung, aber ihre Reihen sind gelichtet. Manche Wände bieten das trostlose Bild völliger Verheerung. Am Eingange liegt ein See, der neun Monate im Jahre, sage neun Monate, zugefroren ist.

Weit, weit zerstreut, wohl auf eine halbe Stunde Weges, liegen die Häuser von Davos. Palastartige

Hotels glänzen mit hundert erleuchteten Fenstern. Hier bringt eine Krankencolonie, die vielleicht mehr als tausend Personen zählt, den Winter zu und hofft von der Hochgebirgsluft Besserung. Schrecklicher Irrthum, von gewissenloser Reclame genährt! Man behauptet, die dünne Luft erleichtere den Athmungsproceß, in Wahrheit zeigt sich das Gegentheil. Die Lunge muß in diesen Regionen, um die gleiche Menge Sauerstoff zu erhalten, schneller athmen, als in den tiefen Regionen, und das greift die geschwächte Lunge verderblich an.

Doch genug von diesem entsetzlichen Orte, über den gelassen zu schreiben ich nicht im Stande wäre ...

Wieder im Kutschkasten, der auf Schlittenkufen ruht, geht es am andern Morgen weiter. Nur eine alte Frau, mit der ich jedoch nicht reden kann, weil sie nur Romanisch versteht, macht die Reise mit, aber Frachtstücke gibt es vollauf, denn Fleisch und Gemüse und noch hundert andere Dinge müssen den Orten hier von ferne zugeführt werden. Eine seit 1867 dem Verkehr übergebene Poststraße führt durch das Fluela- oder Flögiathal, in diese lenken wir ein. Man fährt um Sieben ab, es dämmert kaum, sofort erlebt man ein wunderbar prächtiges Schauspiel. Der Scheitel eines mächtigen Schneebergs ist plötzlich wie mit einem Strom von Rosa übergossen. Im nächsten Momente flammt ein zweiter auf, ein dritter und vierter; zehn mächtige Dome erglühen, rosafarbene Licht-

ströme scheinen die Bergwände herabzufließen. Es dauert nur einige Minuten. Der Tag tritt ein, die sanft rosigen Wellen verschwinden; starr, todt und kalt, in weiße Grabtücher gehüllt, stehen die Bergriesen wieder da, die einen wie Silber leuchtend, die anderen im stumpfen Weiß der Kreide.

Hier, Reisender, blick' umher! Hier herrscht der Winter, der Bruder des Todes, in unbestrittener Macht. Es ist, als wolle er mit seiner Schneeschaufel alle Klüfte ausfüllen, aber das gelingt ihm doch nicht. Verschwunden sind Matten und Flur. Rings das furchtbarste Schweigen! Kein Vogel nimmt seinen Flug über die weiße Fläche, kein Thier erscheint am Saume des blaugrünen Forstes. Jedes Geräusch ist todt: das Schweigen der Natur wechselt nur mit furchtbarem Donner, wenn die Lawinen niedergehen.

In diesen Gegenden war noch vor einigen Jahrzehnten der Bär zu Hause; es ist noch nicht so lange her, daß man von der Rathhausmauer in den größeren Ortschaften die Bären- und Wolfsköpfe, die dort angenagelt waren, zu entfernen angefangen hat. Heute noch wird hier viel erzählt von kühnen Jägern, die es besonders auf den brummenden Mutz abgesehen. Einer der kühnsten — ach, ich habe seinen Namen vergessen — saß unfern von Sils-Maria. Eines Tages beschlich er mit mehreren Freunden ein Bärenlager, wo es junge Brut gab — er hatte sie einem Bärentanzmeister

aus dem Veltlin versprochen. Die Begleiter stellten sich am Fuße des kaum ersteigbaren Felsens auf; er, seiner oft erprobten Büchse trauend, klettert hinein. Schon am Eingang der Höhle stürzt sich die ergrimmte Wöchnerin auf den Schützen. Er schießt — er fehlt. Um die Bärin in Schreck zu erhalten, bleibt er im Anschlag liegen — die Bärin entreißt ihm sein Gewehr und faßt seinen rechten Arm. Was bleibt dem Schützen zu thun übrig? Nur das Desperateste! Er schwingt sich auf die Bestie, sattelt sich fest auf ihrem zottigen Rücken und tractirt sie wie ein Roß. Er ergreift beide Ohren des Thieres und beißt sie mit den Zähnen. Das Thier, entsetzt über den ungewohnten Reiter, jagt in Schrecken und Raserei davon, den Abhang herunter. Je wilder es dahinfährt, um so fester sitzt der Reiter.

Die Leute unten, die ihren Führer auf der braunen Bestie dahinjagen sehen, folgen ihm mit den Augen. Helfen kann ihm Niemand. Aber ist er es auch? Ist das nicht ein Hexenmeister, der in der angenommenen Gestalt dahinfährt?

Wilde, entsetzliche Jagd, die Schluchten hinab und wieder hinauf, bald gradaus, bald quer durch Busch und Tann. Eine rothe Fährte ist auf dem Schnee gezeichnet. Die Bärin wird endlich müde, aber der Bärenreiter ist es auch. Sein Entsetzen wächst, als das Thier gerade auf einen Abgrund losfährt; er sieht sein Ende unausweichlich vor

sich. Er läßt sich nach hinten ausgleiten — die scheue Bärin braust weiter.

Der Jäger rafft sich auf, kehrt aber noch um — zur Bärenhöhle. Da spielen die Kleinen ganz ausgelassen in Abwesenheit der strengen Mama. Der Jäger nimmt sie, trägt sie davon. Er kehrt zu seinen Freunden zurück, deren Schrecken der Freude weicht. Seine Wunde heilt; er heißt seitdem der Bärenreiter. Der Bärentanzmeister hat die Kleinen auf seine Kunstreise mitgenommen . . .

Nach zweistündiger Fahrt ist man in Tschuggen angelangt, einem wegen der Lawinen, die von den benachbarten Pischagletschern herabzugehen pflegen, gefährlichen Thale. Wenn es bald nachher die Paßhöhe hinangeht, verläßt man gerne den Wagen und wandert zu Fuß. Es ist ein Tag geworden von wunderbarer Klarheit. Der Himmel ist tiefblau und völlig wolkenlos, während gleichzeitig das Tiefland vielleicht ganz im Nebel steckt. Deutlicher als im Sommer heben sich alle Umrisse der Bergspitzen ab, denn Alles ist weiß. Der Schnee aber scheint Leben empfangen zu haben. Er glitzert in Milliarden und Milliarden funkelnder Sternchen, daß man zeitweilig, vom Glanze geblendet, die Augen schließen muß. Man wandelt auf weißem, grellblinkendem Marmor. Und es ist warm geworden. Früh zeigte das Thermometer zwölf Grad Kälte, jetzt gegen Mittag hat die Sonne ganz gewaltig Kraft gewonnen, das Thermometer möchte

jetzt sicher zwölf bis fünfzehn Grad Wärme zeigen. Wo das Sonnenlicht auf feste Körper trifft, steigt die Temperatur noch höher. Gegen die schindelgepanzerte Wand eines Hauses gestellt, kann man sich förmlich mitten im Schnee braten lassen.

Die Paßhöhe, 7400 Fuß hoch gelegen, ist erreicht. Dort steht ein Schutzhaus zwischen zwei kleinen gefrorenen Seen. Eine prachtvolle Aussicht auf das 9698 Fuß hohe Schwarzhorn bietet sich dar.

Nun hinab. Die Sonne hat gewirkt; die Pferde sinken dann und wann bis ans Knie in den Schnee, die Gefahr des Gleitens ist sehr groß. Die Thiere sind schwerfällig, aber sicher, auch ist's ein Glück, daß sie denselben Weg so oft wiederholen. Dennoch liegt ein Unglück immer nahe. An einem Nagel, an einem Holze hängt des Menschen Leben.

Welche Gelegenheiten, den Hals zu brechen, den man doch noch eine zeitlang auf den Schultern zu tragen wünscht! Man befindet sich immer auf der Höhe eines dritten Stockwerkes, dann und wann auch auf der Höhe eines sechsten oder siebenten. Der Schlitten bewegt sich auf einem mindestens klafterhohen, schräg abfallenden Schneedamme. Nur die angespannteste Aufmerksamkeit des Kutschers, seine Kraft und Gewöhnung der Gefahr können uns da vorüberhelfen. Verlöre er einen Augenblick den Kopf, wäre Alles verloren. Eine ungeheure Tiefe gähnt uns an. So rutscht man, den Kopf gesenkt, gefaßt und gelassen, an den

wunderbarsten Naturschönheiten vorüber und sieht sich die Schluchten an, in denen man jeden Augenblick begraben sein kann. Kehre um Kehre wird im scharfen Trab genommen. Die wackeren Pferde führen wahre Seiltänzerstückchen aus . . .

Seit einiger Zeit zeigt der Conducteur eine gewisse Unruhe. Er lugt mit gespannter Aufmerksamkeit aus. Bald errathen wir die Ursache. Unten in der Tiefe liegt auf der Straße eine lange schwarze Masse: es ist ein dicht zusammengedrängter Zug von Schlitten, die bergan wollen. Wie will man auf dem schmalen Fahrdamm aneinander vorüberfahren? Dem in derlei Dingen Unerfahrenen scheint es geradezu unthunlich. Dessenungeachtet geht es vorwärts. In angemessener Entfernung vor dem Veltliner Schlittenzug wird Halt gemacht. Die Italiener, die ihn führen, schwarzbraune Gesellen, denen die große grüne Schneebrille, die sie Alle tragen, ein noch wilderes Aussehen verleiht, schreien und geberden sich ganz aufgeregt. Unser Conducteur bleibt ruhig. Gegen den Berg zu ist eine Einbuchtung, sie wird durch Ausschaufeln erweitert, eben weit genug, daß unser Postwagen hineinfahren kann — unsere Schlitten bleiben zurück. Und nun wird durch eine Reihe von klugen Schachzügen der Uebergang bewerkstelligt.

Zuerst haben die Schlitten aus dem Veltlin am Postwagen vorüberzufahren, bis über die Einbuchtung hinaus, so daß die Köpfe ihres ersten

Pferdepaares dicht an denen unserer zurückgebliebenen Schlitten stehen.

So wird der voranfahrende Postwagen frei.

Nun haben die Veltliner Schlitten zurückzuweichen, daß unser erster Beischlitten in die Einbuchtung fahren kann. Bei diesem Zurücktreten, das den Pferden ohnehin unangenehm ist, bäumt sich einer der Veltliner Gäule, roh ins Maul gerissen, versinkt und gelangt bis an die Brust in den Schnee. Er ist aber klug genug, sich ganz ruhig zu verhalten, er weiß, daß er bei jeder Bewegung tiefer versinken würde. Man macht ihn frei, spannt ihn aus und bringt ihn wieder auf die Füße. Abermals rücken die Veltliner Schlitten vor, und unser erster Beischlitten wird frei.

Noch einmal wird dasselbe Manöver wiederholt, und unsere drei Gefährte können nun wieder die Thalfahrt fortsetzen, während die Männer aus Veltlin langsam der Höhe entgegenziehen. Aber noch manches Maledetto! ist von der Höhe zu hören.

Allmälig verlassen wir die Bergwüste, die Klüfte verschwinden, die Wälder treten zurück, wir erblicken eine wirthlichere Gegend und menschliche Wohnstätten. Im Orte Lavin überrascht eine Reihe stattlicher, großer, mitunter palastähnlicher Häuser. Ihr Holzwerk ist weiß oder rosenroth angestrichen, der Fries bunt bemalt, die zahlreichen kleinen Fenster haben vergoldetes Gitterwerk. Auch Gartenanlagen mit allerdings nur ruthenähnlichen

Gesträuchen sind zu sehen, und Lauben aus Lattenwerk, hellgrün angestrichen, die im Sommer einen dürftigen Ueberzug von Vegetation haben mögen. Die Eigenthümer dieser großen, vogelhausähnlichen Bauten und abgezirkelten Gärten sind lauter ehemalige Zuckerbäcker, denn seltsam, in diesem weltentlegenen ladinischen Winkel lebt ein ganzes Geschlecht, das den Beruf in sich fühlt, angenehme Getränke zu bereiten, Früchte in Zucker zu sieden, kurz, den übrigen Menschen das Leben zu versüßen! Knaben, die daheim in ihren Bergen nie ein Zuckerbrot gekostet oder süßes Eis gesehen, wandern aus nach Norddeutschland, Polen, Rußland, nach Italien, Spanien, Portugal, ja bis über das Weltmeer und treten in Conditoreien ein. Nachdem sie jahrelang in ihren weißen Schürzen und weißen Mützen den Großstädtern Leckereien servirt, gründen sie selbst Zuckerbäckereien und Cafés. Alle bewahren in der fremden Umgebung die Anhänglichkeit an ihre Berge. Als graue Männer kehren sie heim und bringen ihr erworbenes Vermögen der Heimat zurück. Die in aller Welt bekannten Namen: Josty, Stehely, Giovanoli, Spargnapani stammen aus dieser Gegend. Auch ich könnte hier oder ganz in der Nähe einen alten Bekannten aus dieser ehrsamen Zunft finden: einen ehemaligen Zuckerbäcker und Cafetier aus Prag. Er ist jetzt Holzhändler geworden, führt jedoch in seiner Gemeinde den stolzen Namen: „Herr Präsident".

Etwas nach 4 Uhr langen wir ordnungsmäßig in Schuls an, dem Hauptorte des Unter-Engadin, malerisch am wilden Inn und am Ausgange des Clozzatobels gelegen. Man hat wunderbare Partien voll erhabener Scenerien gesehen, eine Fahrt, zuweilen voll inneren Grauens, bestanden und kann froh der besiegten Gefahren zum Abendessen niedersitzen.

Salzburg.

Unter den Städten Deutschlands ist die alte Juvavia, wenn nicht eine der schönsten, gewiß eine der interessantesten. Man muß nur so einmal beim Morgengrauen eines Frühlingstages von Berchtesgaden abgereist sein und nun, wenn die Sonne hell emporsteigt, sich der Stadt nähern. Der Untersberg, dessen seltsame Form die Phantasie des Volkes von jeher so sehr beschäftigt, daß sie in ihn bald den Kaiser Karl den Großen, bald ein ganzes Volk von Zwergen versetzt, der Berg mit den blutrothen Marmorwänden will das Auge noch immer festhalten; eine ganze Kette beschneiter Bergriesen schließt sich ihm an. Doch ein Bild von sanfterem Reiz läßt den Wanderer bald nur immer vor sich schauen. Aus den weiten grünen Wiesenmatten, aus welchen ein zarter weißer Dunst aufschwebt, um gleich wieder zu zerfließen, tauchen Wäldchen von Ahornen, Buchen, Linden auf, grüne Anhöhen beschränken bald da, bald dort den Blick, nun steigt ein mächtiges Schloß empor und hebt sich mit seiner gelbgrauen Fronte gegen den blauen

Himmel ab. Das ist Hohensalzburg. Ein ganzes Geschwader von Krähen, das die Risse und Schornsteine des halbverfallenen Baues verlassen, setzt sich in diesem Moment in Bewegung, zieht kreischend über unsere Köpfe hinweg und seltsame Schatten flattern und huschen über den hellgrünen Plan. Nun zeigen sich Alleen und Avenuen, dahinter glänzende Kuppeln, alte Thürme, neugeweißte Häuser und nach einigem Gepolter über ein schlechtes Pflaster setzt uns der Wagen auf dem Residenzplatz ab.

Ja, auf dem „Residenzplatz", denn Salzburg hält seine Erinnerungen als Hauptstadt eines geistlichen Fürstenthums fest. An diese Zeit erinnert die ganze Architektur dieses Platzes, erinnern die hohen, vielstöckigen Häuser mit den italienisch platten Dächern, erinnern der majestätische Residenzbau, die Domkirche, vor allem aber der Hofbrunnen. Dieser Brunnen, den Erzbischof Guidobald von Thun ums Jahr 1668 vom Italiener Antonio Dario ausführen ließ, galt schon im vorigen Jahrhunderte für das schönste Werk dieser Art im ganzen deutschen Reiche; er ist, vom flüssigen Element belebt, wirklich imposant. Vier ungeheure Flußpferde bäumen sich nach den vier Weltgegenden und sprühen das Wasser aus Maul und Nüstern, vier Atlanten tragen keuchend eine riesige überfließende Muschel, oben spritzt ein Triton jauchzend den Wasserstrahl in die Luft. Die Muschel, die Atlanten, die Pferde,

alle sind weißer Marmor und Monolithen. Der Cicerone sagt uns, daß das untere Wasserbehältniß, die Stufen nicht mit gerechnet, hundertsiebenundsiebzig Fuß im Umfange habe. Doch wenn schon die Größe imponirt, das Kunstwerk wirkt ganz besonders durch seine Eigenthümlichkeit. Bei der Auszierung eines erzbischöflichen Palastes waren die vollbusige Amphitrite mit ihren üppigen Gesellschaftsdamen nicht vorführbar, die Composition mußte einen ausschließlich männlichen Charakter haben und ihre Wirkung ist nun die einer durch nichts gemilderten Strenge. Doch wenn man beim Eintritt in die Stadt auf den Prunk, den Reichthum, den starren Glanz ihrer Vergangenheit aufmerksam gemacht werden sollte, so war eine passendere Einführung nicht denkbar.

Wenn wir uns nun diese Erzbischöfe aus alter Zeit etwas näher rücken wollen, da müssen wir z. B. in dem so außerordentlich interessanten städtischen Museum vor dem Bildnisse des Erzbischofs Wolf Dittrich Halt machen. Er regierte zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Ein finsterer, bärtiger Mann im Harnisch, wie ein zorniger Mars. Seine Geliebte ist die schöne Salome Alt, für die er das nahe Schloß Mirabell erbaute. Er hatte mit ihr mehrere Kinder. Sein Werk ist der alte Marstall, für hunderthunddreißig Pferde bestimmt. Von jeher nach der Propstei von Berchtesgaden lüstern, machte Erzbischof Wolf

Dittrich 1611 einen Einfall in das Ländchen unterhalb des Watzmanns; der Propst von Berchtesgaden jedoch, bairischer Prinz, sammelte seine Mannen, fiel bald über Salzburg her und Wolf Dittrich floh nach Kärnthen. Er wurde eingeholt, zuerst in der Festung Werfen eingekerkert, dann zurückgebracht. Er starb 1612 in einem Kerkerloch der Burg Hohensalzburg und liegt auf dem St. Sebastiansfriedhofe in der Gertrudscapelle begraben.

Dieses Hohensalzburg, das die Stadt überragt, ist das, was man mit dem herkömmlichen Ausdruck „eine ehrwürdige Veste" bezeichnet. Aber es ist etwas Eigenes um die Ehrwürdigkeit des Alters bei schrecklicher Vergangenheit und blutigen Thaten. Schon die Bezeichnungen: Schlangenrondell, Giftthurm, Thurm des heimlichen Gerichts, flößen kein sonderliches Behagen ein, und wer z. B. in Regensburg bereits die Torturkammern mit ihrem gräßlichen Apparat und die heimlichen Verließe, die schaurigen Oubliettes mit ihren Fallthüren gesehen, der schenkt sich gern die Wiederholung solcher Eindrücke. Die Rundsicht von den oberen Galerien dieses Schlosses soll prachtvoll sein, da aber der Eintritt nicht ohne Förmlichkeiten stattfinden kann, ziehen wir den Blick vom Mönchsberg vor.

Weniger rauh und düster sind die Bilder, die wir von den Erzbischöfen Salzburgs zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Da folgen auf einander: Graf Thun, Graf Harrach, Freiherr

von Firmian. Graf Thun ließ in Salzburg sieben Kirchen bauen „und hinterließ trotzdem Geld im Schatze". Graf Harrach lebte prächtig und machte Schulden, „es ging Alles stets in Freuden zu". So der alte Kryßler in seinem Buche: Neueste Reisen 1729. Leopold Eleutherius Freiherr von Firmian war sparsam, an seiner Marschallstafel speisten täglich bloß sechszehn bis achtzehn Personen, aber er unterhielt, theils in der Stadt, theils auf seinen Lustschlössern, zweihundertundfünfzig Pferde, was für einen Apostel Dessen, der auf einer Eselin Füllen ritt, ganz genug sein mag. Im Marstall am Mönchsberg fraßen sämmtliche Pferde aus marmornen Krippen und Eleutherius Firmian rühmte sich, „daß dergleichen selbst in Versailles nicht zu sehen sei". In der Sommerreitschule wurden Thierhetzen gehalten, damals ein äußerst beliebtes Vergnügen. Diese Reitschule, ein in den Felsen eingehauenes Amphitheater mit drei Reihen von Galerien, ist äußerst sehenswerth. Von der ersten Reihe aus sahen die Hofleute und die begünstigten Damen der Stadt zu. Es wird unter ihnen so manche Adelheid von Walldorf gewesen sein. . . .

Seine erzbischöflichen Gnaden waren ein großer Liebhaber der Jagd, sein Schwestersohn, Graf von Arco, war Oberjägermeister. In Belvedere stand ein herrliches Fasanenhaus. Seine liebste Landwohnung war in Hellbrunn. Da gab es einen

Garten mit allerlei Wasserkünsten, Teichen, Bassins, in deren hellen Wassern Forellen und Saiblinge schwammen und mit Lebern von Ochsen und Kälbern gespeist wurden. Die Wasser trieben allenthalben kleine Mühlen, oder auch Figuren von Scheerenschleifern und Töpfern. Trat man in die oder jene Grotte, wurde man mit dem „Vexirwasser" übergossen.

Der Domherren gab es unter Erzbischof Firmian zweiundzwanzig mit ungeheuern Dotationen, es waren sämmtlich Grafen des heiligen römischen Reichs. Er selbst hatte die Bischöfe von Freising, Regensburg, Passau, Brixen, Gurk, Chiemsee, Seccau und Lavant unter sich, seine jährlichen Einkünfte wurden auf achthunderttausend Gulden geschätzt.

Wir haben uns bei diesem Erzbischof Leopold Eleutherius Firmian etwas aufgehalten, weil er als der Bedrücker und Verfolger der Protestanten Salzburgs seinen Platz in der Geschichte hat. Unter seiner Regierung, 1729 bis 1733, wanderten, um den Leiden zu entgehen, die sie von ihm zu erdulden hatten, dreißigtausend brave Menschen aus und trugen ihre Thätigkeit in andere deutsche Länder, auch bis nach Holland und England; die Geschichte ihrer Leiden und ihrer Auswanderung ist bekannt. Die Volksmenge des Fürstenthums aber sank darnach auf einhundertundneunzigtausend herab und man kann sagen, daß von dieser Zeit an der Verfall der Stadt datire.

Und mögen das nun manche Leute für äußerst kindisch halten, ich gestehe, daß alle diese Erinnerungen schon nach wenig Stunden Aufenthalts in der schönen Stadt an der schönen, grünen Salzach mir die Romantik des Ortes verleiden. Wie berauscht komme ich jedesmal an, ich fühle, daß ich auf einem entzückenden Erdenflecke stehe, aber alle diese Klöster, Kirchen, Capellen und Kreuzgänge mit dem aus ihnen strömenden Weihrauchduft, die uralten Holzstiegen, aus deren Schatten Crucifixe hervortauchen, diese Lichter aus den geöffneten Kirchenpforten wirken bald ganz unleidlich auf meine Nerven. Die Namen Mönchsberg, Capuzinerberg, Nonnenthal, Lorettogasse beunruhigen mich; doch da seh' ich auch eine Hexenthurmgasse und sie führt vermuthlich zum alten Hexenthurm, dem Verließ für Zauberer und Hexen, von denen die letzte hierorts vor etwas mehr als hundert Jahren — 1750 — verbrannt wurde. Ach, der gespenstige Spuk des Mittelalters ist fürchterlich — ich mache wohl bald, daß ich fortkomme und ihn nicht mehr sehe.

Das alte Erzbisthum ist freilich verweltlicht, die Revenuen des Salzburger Erzbischofs, des Nachfolgers Derer, die vom Kaiser „Ew. Liebden" titulirt wurden und die auf den Reichstagen den ersten Sitz auf der geistlichen Fürstenbank hatten, stehen jetzt sogar denen des Erzbischofs von Olmütz oder Prag nach; sie betragen kaum mehr als zwölftausend

Gulden. Seine Eminenz selbst kann mich weder einkerkern, noch torquiren lassen, wie in der guten alten Zeit, noch ausweisen, wie im „Jahrhundert der Aufklärung“ geschah — und dennoch ist die alte erzbischöfliche Zeit in Salzburg doch noch zu lebendig, als daß ich da leben möchte. Ueber den Geist der Duldsamkeit, der dort zu Hause, hat mich eine erbauliche Geschichte selbst nahe berührt.

Der Vater eines meiner Freunde, ein würdiger alter Herr, den ich lieb hatte, war von seinem Arzte nach Venedig geschickt worden, starb aber auf der Reise in Salzburg. Was war natürlicher, als daß man ihn in Salzburg begrabe? Aber der alte Herr war ein Jude gewesen; in den katholischen Kirchhof konnte er selbstverständlich nicht hineinkommen, der Sohn ließ im Anzeigeblatt inseriren, daß er dreihundert Gulden für ein Grundstück auf einem Felde oder in einem Garten geben wolle. Sogleich verbot man ihm, seinen Vater hier begraben zu wollen, er solle ihn fortschaffen. Ein Professor der medicinischen Facultät an der Salzburger Hochschule, der kein Landskind war, nahm sich, über so viel Intoleranz empört, des jungen Mannes an. Er wies in einer Zuschrift an das erzbischöfliche Consistorium nach, daß ein kaiserlicher Soldat jüdischer Confession in Salzburg gestorben und dort auch begraben worden sei. Die Antwort erfolgte: „Man wisse das, es sei leider aus Irrthum geschehen und werde sich nicht wieder-

holen, der Fall werde der einzige bleiben." Unter freiem Himmel, in einem Wagen, mußte der Leichnam im Sarge bleiben, bis ein Kutscher gefunden wurde, der ihn auflud und bis Prag führte. Dies trug sich im Jahr 1853 zu.

Und da es nun Abend geworden, besuchen wir noch den uralten, so unendlich pittoresken Friedhof von St. Peter, unfern der Domkirche. Ich stand zum erstenmal ganz unversehens in demselben. Welch' überraschend schöner Anblick ward mir zu Theil! Oben die drohenden Mauern und Thürme der alten Veste, zur Linken über den Dächern und Kuppeln der Stadt die Gipfel der nahen Berge; unmittelbar vor uns die Nagelfluewand des Mönchsbergs. Längs dieser laufen Bogengänge mit Familiengräbern, deren Denkmäler bis in das vierzehnte Jahrhundert zurückgehen. Marmorne Basreliefs, ganze Figuren, Epitaphien! Links erhebt sich die düstere Margarethenkirche aus dem Jahr 1485, seitab steht die Katharinencapelle mit dem Grab des heiligen Vitalis und, an die Felswand hingebaut, die Kreuzcapelle. Von dort führt eine in den Stein gehauene Treppe in die Einsiedelei des heiligen Einsiedlers Maximin, welcher hier mit andern frommen Brüdern gewohnt und beim Einfall der Heruler (478) den Martertod gefunden haben soll. Abermals nichts als Capellen, Heilige, Marterplätze, Kreuze, und darunter — auf dem kleinen Raume — haben die Jahrhunderte das

aufgehäuft, was von uns übrig bleibt: mit Rasen und Blumen bedeckten Staub. Die letzten Sonnenblicke glänzen auf den Votivtafeln, der halbverwitterten Vergoldung der Kreuze, den welken Blumenkränzen. Hier liegt Michael Haydn, der Bruder des Tondichters der „Schöpfung", begraben. Doch was will Michael Haydn in der Stadt bedeuten, wo Mozart das Licht gesehen?

Diesem Friedhof widmete Lenau die schönen Verse, über welche, was selten bei ihm, der Schimmer eines Auferstehungsglaubens hinspielt:

O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt er leichter hier: wir seh'n uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Auf der Fahrt im neuen Reich.

Auf der Strecke von Eisenach nach Leipzig war ich in den Strom der Krieger hineingerathen, der sich von Frankreich heimbewegte. Es waren theils Officiere der Infanterie, theils Dragoner und Husaren; die Köpfe ihrer mitgeführten Pferde blickten über die Bretter der Waggons.

Von den fünf, die mit uns im Coupé saßen, hatten drei das Eiserne Kreuz auf der Brust; es sind sämmtlich kerngesunde junge Recken. Das muß man gestehen, ein Menschenschlag wächst da empor an dem Gestade der Nord- und Ostsee, vor dem man Respect haben muß. Jeder mißt gut seine sechs Schuh und welchen gesunden Brustkorb, welche rothe Wangen sie haben, diese jungen bärtigen Siegfriede! Und fest und tüchtig, wie die Leute selbst, ist ihr Anzug. Was haben sie an den Beinen für wackere, hoch bis übers Knie gehende Stiefel, welch dauerhaftes Tuch am bequemen Rock, welchen behaglich flaumigen Flanell am Mantel. Man denke sich solch stattlichen Reitersmann, so ausgerüstet auf einem kräftigen,

gesunden Pferde, da ist Alles beisammen, was dem Mitglied eines reichsräthlichen Cavallerie-Ausschusses als Ideal seiner Träume vorschweben mag.

Alle sitzen ruhig und gelassen da, kaum daß sie mit einem Blick und einem Scherz die grünen Triumphpforten der Bahnhöfe mit ihren sie willkommen heißenden Versen grüßen. Die Zeitungen, französische und deutsche, sind ausgelesen. Aber jeder hat ein Bündel Photographien von Städten, Bauwerken, Trachtenbildern französischer Landleute als Souvenir bei sich, man tauscht sie gegenseitig aus und dabei ergibt sich dies und jenes Wort. Ich erfahre, daß der Eine bei der Katastrophe von Laon gegenwärtig gewesen. Auf den Achselstücken Zweier lese ich die Nummern der Regimenter, die bei Gorze und Rezonville mehr als decimirt wurden. Verhängnißvolle Namen und Zeichen, die an gestürmte Höhen, aufgethürmte Leichenhaufen und an das Hineinreiten ins Feuer der Mitrailleusen erinnern.

Soll doch Einer versuchen, Leute, die das mitgemacht, gleichgiltig wie andere Leute zu betrachten! Es geht nicht. Es bildet sich, was man auch sage, an Jenen, die unsern großen deutschen Krieg mitgemacht und sich darin hervorgethan, eine Ritterschaft aus, vor der jeder Spott versagt. Solche Schlachtfelder verleihen einen Adel auf lebenslang. Was ist die Folge davon? Wird sich diese Ritterschaft überheben, wie es bisher die Art

jeder andern war? Nein! denn es war keine Soldateska, es war ein Volk in Waffen, welches auszog, seine Rechte zu wahren und da hat es allenthalben der Bürger dem Berufssoldaten an Tapferkeit gleich gethan. Da gibt's kein Mehr und Minder. Und ruhig fügt sich nun wieder Jeder dem gewöhnlichen Leben ein, ruhig, wie bloß nach gethaner Pflicht. Und was hatten die Mattherzigen Alles von der Verwilderung in so langem Kriegszustand, von gesäeten bösen Keimen gefaselt! Nichts davon ist bis jetzt bekannt geworden, nur der allgemeine Stolz ist mächtig hoch gewachsen und dieser Stolz ist schön; er ist der Bürge weiterer Entfaltung, ein fester Bürge dafür, daß das deutsche Erbe respectirt und fortan unangetastet bleiben wird, und daß nie mehr wird gefrevelt werden können am deutschen Namen . . . .

Still saß ich in meiner Ecke und sah stumm die an, die ich am liebsten gleich angeredet, begrüßt, ausgefragt hätte. Offen heraus: man präsentirt sich nicht gut als Oesterreicher. Unvergessen ist das wilde Hetzen unserer lieben Staatsgenossen und aller Derjenigen, die eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich befürworteten. Ob unser Verhalten in den ersten fünf Wochen, nämlich bis zur Zeit, wo die Ueberlegenheit der deutschen Waffen sich herausgestellt hatte, ein zutrauenerweckendes war; mögen Andere entscheiden. Als wir nun Farbe bekannten und neutral wurden, ward uns jede

Demonstration verboten und — wir demonstrirten hie und dort nur ganz gelinde, im Großen und Ganzen waren wir folgsam. Und nun vollends sich als Schriftsteller präsentiren! Wie viel Poeten in Oesterreich haben denn ihre Sympathie mit Ereignissen, die das ganze deutsche Volk adelten, kundgegeben, wie viel Journale machten eine Ausnahme von der beliebten objectiven Haltung! Tadellos steht in dieser Beziehung seit dem ersten Tage des französisch-deutschen Conflictes die „Presse“ da, aber wie viele Blätter hielten eine gleiche Sprache? Wie schrieb das Organ der österreichischen Armee? Welche Illustration zu den Geschehnissen brachten die „Witzblätter“ Wiens? Es gibt keine Infamie, die nicht gegen die Helden des deutschen Volkes, gegen ihr Heer und ihren Kaiser geschleudert wurde. Und so mag sich als Oesterreicher zu nennen, den Franzosen gegenüber als Empfehlung gelten, Deutschen gegenüber nimmermehr. Wir bilden das Seitenstück zum edlen Volk der Schweizer . . . . Tragen wir denn die Last der Solidarität und schweigen wir kleinlaut, wo wir am liebsten ein volles Herz ausschütten möchten!

Bei Walthershausen kommt ein alter Oberst zu uns ins Coupé. Im Gegensatz zu dem frischen jungen Volk, das so kerngesund heimkehrt, sieht der sonst herkulisch gebaute Mann matt und verfallen aus. Welche Strapazen und Entbehrungen sind in diesem Gesicht eingeschrieben! Die Jungen

salutiren ihn, er nennt seinen Namen, sie nennen die ihrigen, damit ist's vorläufig abgethan, denn ihm liegen die Pferde im Kopf, die er heimbringt, aus dem Fenster heraus hat er noch Unterredungen mit seinem Burschen wegen des maroden Fuchsen und des Braunen, die der Sattel gedrückt hat; auch macht er sich nicht bequem, steckt keine Cigarre an und ist immer wie auf dem Sprunge.

Als endlich ein Gespräch in Gang kommt, erwähnt der alte Kriegsmann so beiläufig, daß ihn Niemand daheim erwarte als seine Mutter. Es überrascht jedesmal, wenn ein schon ganz ergrauter Mann von seinen noch lebenden Eltern spricht. Der Oberst bemerkt die Wirkung und sagt: „Die alte Frau hat nämlich bereits ihren dreiundachtzigsten Geburtstag hinter sich. Gott sei gedankt, sie ist noch recht rüstig. Es war schwer, sie zurückzuhalten, sie wäre mir am liebsten bis Frankreich entgegengereist."

Ja, die Mütter, und die deutschen Frauen insgesammt, was haben die im vergangenen Jahre ausgestanden und welches Herz zu erkennen gegeben! Was haben sie gegeben und zusammengetragen, was geleistet an werkthätiger Liebe! Vor einigen Tagen war mir eine Dame — die Frau eines Hauptmannes — gezeigt worden, die, wiewohl vermögend, sich während der Abwesenheit ihres Gatten Alles versagte. Sie kaufte sich von dem Tag an, da er in den Krieg zog, kein Kleid mehr. Sie gab ihren

gewöhnlichen Tisch auf, da ja ihr Mann gewiß nichts Rechtes zu essen habe. Als der Winter kam, ließ sie ihr Zimmer nicht heizen, denn ihr Mann fror ja auch gewiß zur selbigen Stunde. Fortwährend, von Morgens bis spät in die Nacht, war sie in den Hilfsvereinen thätig, denn sie hatte keine Kinder. Es fehlte nicht viel, sie hätte statt im Bett nur auf einem Stuhl geschlafen, denn ihr Mann hatte gewiß kein warmes oder bequemes Lager. Ich sah diese wunderliche Schwärmerin, die noch dazu jung und schön war, mit eigenthümlichen Blicken an, sie schien mir ein Bild, der Darstellung durch einen künftigen Dichter werth. Und so thun sich allenthalben, wo man ins Leben hineinsieht, Bilder auf, die die Tiefe des deutschen Gemüths beleuchten.

Man behauptet immer wieder: unsere patriotische Poesie von 1870 stehe hinter der der Befreiungskriege weit zurück. Mag sein; wir hatten keinen Körner, Rückert, Arndt. Aber nur der schwere Hammer weckt den vollen Glockenschlag, nur die letzte Anspannung in Schmerz und Unglück ergibt die edelsten Töne und ein fortwährend siegreicher Feldzug reift keine Lieder, wie sie ein unglücklicher gereift hätte. An den herrlichsten Wallungen hat es darum doch nicht gefehlt und die Thaten wogen Lieder auf.

Man war auf die Francs-tireurs, auf die fanatisirten Bauern, auf die verrätherischen Dach-

lucken und Kellerlöcher, auf den vergifteten Wein in den Kneipen, kurz, auf die Gefahren zu sprechen gekommen, deren man besonders in der letzteren Hälfte des Krieges gewärtig sein mußte. Verhängnißvoll zumal waren die Ufer der Loire, wo fast ebensoviele wackere Soldaten fielen im Krieg mit Gesindel, Bauern und alten Weibern, wie im ehrlichen Kampf. Im Gegensatz zu mancher schaurigen Geschichte weiß nun ein junger Husar eine Anekdote mit harmlosem Ausgang zu erzählen. Er hatte einmal im Winter, unfern Vionville, über Land reiten müssen; die Nacht brach herein, das Pferd konnte nicht mehr fort, es blieb nichts übrig, als Halt zu machen und ein Nachtquartier auf einige Stunden zu verlangen; der junge Lieutenant pocht an einer einsam daliegenden Herrenwohnung. Das zierliche Haus war von der Herrschaft verlassen, ein paar alte Köchinnen und ein Diener schienen die einzigen Bewohner. Ein Bett wurde verlangt und ein Abendessen, Alles steht zu Diensten, der junge Reiter betritt prachtvolle Räume, einen Saal mit alten Familienbildern in vergoldeten Rahmen, ein Zimmer mit einer Glasthür im Fond, aus der, wenn man sie öffnet, die Düfte eines Gewächshauses entgegenwehen. So viel Comfort, gewärmte Räume, nachdem man acht Stunden durch Sturm und Schnee geritten, dazu ein feines Souper und eine Flasche köstlichen Chateau d'Yquem versetzen in die behaglichste Stimmung — der junge

Mann wählt sich das zierliche Glasthürzimmer zum Schlafgemach und legt sich angekleidet auf den Divan, wo er bald einschläft.

Bald weckt ihn ein Geräusch. Es war, als ob die Portièren rauschten, er richtet sich auf und fragt: wer da? Keine Antwort, und doch rauscht es bald darauf wieder, der nächtliche Störer scheint sogar ganz nahe herangeschlichen. Zum Unglück versagen alle Zündhölzer, es ist stockfinster im Zimmer. Der junge Mann macht, den Revolver in der Hand, eine Rundtour, späht umher — nichts zu sehen! Und doch fühlt er, daß der mysteriöse Spuk nicht gewichen, ein dunkles Grauengefühl ist nicht zu bewältigen. Er legt sich scharflauschend nieder, doch seine Ermüdung ist so groß, daß er abermals einschläft. Laut und klar ausgesprochene Worte in einer fremden Sprache wecken ihn wieder und zugleich sieht er bei der jetzt etwas geringeren Dunkelheit, daß in der Ecke ein langer Gegenstand sich bewegt. Er fährt empor und macht einen Sprung, den geheimnißvollen Gegner zu fassen — greift aber in einen Mantel, der — sein eigen ist. Indeß ist etwas über seinen Kopf hinweggeflogen. Der Gegenstand des nächtlichen Schreckens war ein ostindischer Rabe, der aus einem Käfig entkommen, sich auf den Kleiderrechen gesetzt hatte . . . . . .

Indeß bewegten wir uns vorwärts durch Gegenden, an welche sich der Erinnerungen an die

früheren Kämpfe mit Frankreich nur zu viele knüpften. Dort war Gotha, und der grüne Park mit dem Friedenstein in der Ferne blickte herüber. Hier kam einst Napoleon als Krieger an und der halbverrückte Herzog wollte ihn in seiner Residenz in einem Wagen abholen, der einen Todtenkopf darstellte. Das war ein dummer Spaß und Napoleon stieg natürlich nicht ein. Später forderte er doch den Fürsten, der sich bisher immer einer correcten Haltung beflissen, auf, eine Bitte auszusprechen; der Herzog bat um einen Kuß! Verächtlich wendete sich der Kaiser ab.

Nun kommt Erfurt mit der Cyriaksburg auf der Höhe. Wer sieht es und denkt nicht an das „Parterre von Königen", das im September 1808 dort von Napoleon geladen war! Wer sieht endlich die Saale, die in ihrem tiefen Bette dahinrauscht, ohne der Kämpfe zu gedenken, die Anno Sechs an ihren Ufern stattfanden? Damals, welche Reihenfolge von Unglücksschlägen, welche Erbärmlichkeit an den Höfen, im Heere welcher Mangel an Organisation; kurz, welcher Stand der Dinge gegen heute! Aber an den Vorgängen von dort hat man auch das Maß, die Strecke zu messen, die Deutschland seit damals vorwärts gegangen, vorwärts auf dem Wege der Macht, der Würde, der Einigkeit, mit einem Worte: der Kraft.

Unsere Gesellschaft von jungen Officieren hatte das Coupé geräumt, der alte Oberst war geblieben.

Schließlich, an Früheres von den Gefahren und den Geschichten der Einzelrache anknüpfend, erzählte er einen Fall, der ihn noch immer im Gewissen zu beunruhigen schien, weil er bei mehr Vorsicht vielleicht hätte vermieden werden können. Er hatte einen jungen Husaren, Mehl zu requiriren, in eine Mühle geschickt, die eine halbe Stunde von der Station entfernt lag. Der Soldat war nicht wiedergekommen und wurde auch noch am andern Tag vermißt. Der Oberst machte sich Vorwürfe, ihn allein ausgeschickt zu haben und sendete sogleich eine Patrouille von einigen Mann in die Mühle, nachzusehen, was sich dort zugetragen? Man leugnete, irgend einen Husaren gesehen zu haben; die Leute aber wurden auf Blutspuren aufmerksam, die sich im Hofe fanden. Auf die Frage, was diese Spuren bedeuten, hieß es: man habe ein Schwein geschlachtet. Nun begab sich der Oberst selbst in die Mühle, trotzdem der Aufbruch stündlich zu erwarten war. Der Müller blieb ganz ruhig und sagte, das geschlachtete Schwein sei ja noch im Keller zu sehen! „Er soll es zeigen!" war die Antwort. Er dagegen: Das sei nicht möglich, das Thier sei zu schwer, daß er es heraufbringen könne, denn außer seinem Burschen habe er Niemanden im Hause, doch der Herr Colonel könne ja hinabkommen. Nun galt's in einen Keller zu steigen, zu dem eine enge, finstere Stiege hinunterführte; ein böser Anschlag war wahrscheinlich.

Mit dem Licht in der Hand mußte der Müller vorausgehen, der Obrist folgte. In der That, da lag ein Schwein. Der Oberst befühlte es: seltsam, es war noch warm. War Täuschung im Spiele? War es hinterher geschlachtet worden — nämlich erst nach der Heimkehr der Patrouille? Vielleicht, sogar sehr wahrscheinlich! Nicht ohne Gefühl der Gefahr ging es wieder aus dem Keller ans Licht und die Sache war unentschieden. Schon Morgens hatten die Leute etwas Blut von den Spuren im Hofe auf Papier gethan und zurückgebracht, nun wurde Blut vom Schwein genommen; der Doctor solle über die Identität oder Nicht-Identität der Blutkügelchen entscheiden. Doch als man zu ihm kam, hatte er kein Mikroskop und das Blut war trocken; er wagte sich nicht, ein Urtheil zu fällen . . ."

„Und der Müller?" fragten wir.

„Den haben wir mitgenommen und lange mit uns herumgeführt," erwiderte der Oberst, „denn die Sache war sehr verdächtig. Er blieb beim Leugnen und konnte nicht überwiesen werden. Der junge Husar kam nie wieder zum Vorschein. Ein so lieber, braver Junge; man findet selten so Einen! In der Schlacht gibts einen schönen Tod — so aber — durch Mörders Hand — ich kann mir nicht verzeihen, daß ich ihn allein in die Mühle geschickt, nie, nie, nimmermehr! Oft schon hat mir geträumt, der arme Bursche liegt im Keller ver-

scharrt, eben dort, wo mir der Müller das Schwein gezeigt."

Wunderliches Menschenherz! Er hatte Tausende in den Kampf geführt und Hunderte um sich fallen gesehen, aber um den Einen, dessen Tod ein zu umgehender Zufall verschuldet, klagte er noch immer.

Berliner Eindrücke eines Oesterreichers.

I.

Auf fünfzig Norddeutsche, die vergnügungshalber nach Oesterreich reisen, kommt kaum Ein Oesterreicher, der nach Norddeutschland geht. Eine vergleichende Lectüre des Wiener und des Berliner „Fremdenblattes" kann dafür täglich den Beweis führen. Man kann in letzterem lange suchen, bis man einen Landsmann findet, und ist er gefunden, so ist es der Name eines Bade-Arztes, der seine Collegen besuchen gegangen, oder einer Tiroler Sängerfamilie.

Wie kommt das? Während der Norddeutsche in Oesterreich das Land sieht, wo Milch und Honig fließt und der Grundsatz gilt: Leben und leben lassen, das Land der Alpen und Seen, das Land der Backhendl und guten Mehlspeisen, das Land der leichtlebigen Mädchen und Frauen, sieht der Oesterreicher in der Mark noch immer die deutsche Reichs-Streusandbüchse, in der Spree ein graues Wasser, in Berlin nur Kritik und Negation. Der Norddeutsche ist ohne Vorurtheil, er liebt Oester-

reich, so wenig er auch von dessen Zuständen erbaut ist, und fühlt ein wirkliches Wohlwollen für dessen Volk. Der Krieg von Sechsundsechzig ist ihm ein Duell der Cabinette, zu welchem er nothgedrungen auszog, um die Stellung Deutschlands zu retten, ein Kampf, bei welchem er eine gar schmerzliche Pflicht erfüllte. Er bedauert den deutschen Bruder in Oesterreich mit allen seinen Wirren, die ihm halb unverständlich bleiben, mit einem Gefühle, daß er an dessen Stelle sich da bald zurechtfinden und Ordnung schaffen würde. Der Oesterreicher dagegen bewahrt seine Vorurtheile hartnäckig, kann Vergangenes nicht verschmerzen und verbleibt Preußen gegenüber nicht bloß kühl, sondern gereizt, im Verhältniß achtungsvoller Entfernung. Das ist lange schon so und wird noch eine gute Weile hinhalten. Auch die Umwandlung der preußischen Hauptstadt in die deutsche Kaiserstadt wird daran schwerlich etwas ändern.

Und doch — wie heilsam wäre es dem Oesterreicher, hieherzukommen, den Aufbau und das Wachsthum eines mächtigen Organismus anzusehen, deutsche Art und Sitte in ihrem Mittelpunkt kennen zu lernen! Hier sollte er Festigkeit und Gefühl der Kraft gewinnen, hier merken, wozu Ordnung und Haushalt es bringen können. Hier sollte er die Linien seines Verhaltens zu den anderen Nationalitäten studiren. Denn auch Preußen birgt eine nationale Partei in sich, die von Gleich-

berechtigung spricht, hat aber nie daran gedacht, in sich ein neues Jagellonenreich aufrichten zu lassen, und die Gleichberechtigung nie anders verstanden, als zwischen Nationen, die auf gleicher Höhe der Ausbildung stehen.

Er sollte lernen — ja, wenn er es könnte, wenn es ihm sein Naturell gestattete! Aber der ganze Unterschied norddeutschen und deutsch-österreichischen Wesens lehnt sich gegegen auf und liegt dazwischen. Dieser Unterschied besteht vor Allem in einem entschiedenen, klaren, bestimmten, und einem schlafferen, unklaren, unbestimmten Wollen. Nicht nur Erscheinung, Haltung, Wort, Ausdrucksweise, auch das ganze Thun, wie es sich in Geschichte und Gegenwart kundgibt, legt dafür Zeugniß ab und die Literatur spricht es aus als unbeirrbarer Spiegel.

Daß wir uns in Thatkraft nicht vergleichen können mit jenem Volke, das einen kargen Boden zu überwinden und darin alle Quellen des Wohlstandes zu öffnen verstand, das alle auf seinem Boden wohnenden fremden Stämme zu absorbiren wußte, die Führerschaft in deutscher Wissenschaft und Literatur übernahm und zweimal die Franzosen schlug — das brauchen wir nicht erst zu betonen. Wie der Baum, der einem harten Boden entsproßt und fortwährend mit zausenden Winden zu kämpfen hat, eine zähere Faser gewinnt, als der Baum in geschütztem Thale, so ist es hier mit den

Menschen-Naturen. Aber unser Mangel liegt tiefer, im innersten Wollen. Dies ist nie so spontan und geht nie so unbeirrt aufs Ziel los.

Den Norddeutschen kennzeichnet, daß er mit der Idee seines Staates völlig zusammengeschlossen ist. Eine zähe, feste Consequenz hat den Zusammenhang aller Provinzen bewerkstelligt, ein strenges Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdringt das Ganze. Der Deutsch-Oesterreicher dagegen kann sich fortwährend auch als etwas anderes denken, als er ist. Er hält die Einreihung in ein anderes Staatengebilde, sei es so oder anders geartet, für möglich, der Boden, auf dem er fußt, ist für ihn nicht fest.

Und nicht nur die staatliche Gestaltung des Terrains, auf dem er lebt, ist ihm fraglich — er hält sich auch davon fern, seine Nationalität entschieden zu behaupten. Im Verkehre mit nichtdeutschen und deutschfeindlichen Stämmen hat sich sein deutsches Bewußtsein nicht gestählt, nicht, wie das bei dem Norddeutschen der Fall ist, bis zur Herbheit geschärft, es hat sich abgeschwächt. Er ist zu Concessionen und Ausgleichen nach allen Seiten erbötig. Er duckt sich, während Jener in der Fremde, wie zu Hause den Kopf hoch und stolz aufrecht hält. War vollends seine Mutter vielleicht eine Böhmin, Ungarin, Croatin, also einem Stamme angehörig, der seine staatliche Existenz negirt, so kann er in gewissen gemüthlichen Augenblicken sogar dahin

kommen, sich als einen deutsch redenden Nicht-deutschen zu denken.

Allerdings nicht immer. Ebenso oft denkt er sich in nächster Zukunft ohneweiters dem Reiche einverleibt. Er sieht die Heere, welche Frankreich besiegt haben, nach kurzer Rast wieder im Anmarsche auf Cisleithanien. Manchmal erscheint ihm das schrecklich, manchmal wieder das einzige Heilmittel, denn die Wirren daheim sind allerdings nur durch eine energische Hand zu lösen. Lauter Visionen, Gebilde der Furcht, Hallucinationen der Unsicherheit! Deutschland sinnt auf nichts weniger, als auf neue Eroberungen. In den bisherigen Grenzen bleiben, das Errungene schützen, einigen, consolidiren und es mit deutschem Geiste erfüllen, die Anschläge Roms vernichten — das und nichts Weiteres ist Vorsatz im Reiche. Es fand im Maßhalten stets seine Kraft und weiß es.

Nur von Oesterreich selbst müßte der Anlaß ausgegangen sein, wenn es anders käme. Allerdings, als die Hohenwart'schen Pläne ihrer Verwirklichung nahe schienen, ging eine große Aufregung durchs Reich. Sie würden sich wieder einstellen, wenn Galizien seine Absichten durchsetzte, denn Feuerstellen hart an seiner Mauer kann das Deutsche Reich nicht dulden. Dann aber hätte man Preußen zu Schritten gedrängt, die es nicht sucht, nicht wünscht. Das ernstliche Wohlwollen für Oesterreich und dessen Gedeihen, das man allent-

halben äußern hört, das einstimmige: „Bis hieher und nicht weiter" können unmöglich bloß Folge einer diplomatisch klugen Verabredung sein.

II.

Wer zwischen zwei und drei Uhr durch die verhältnißmäßig stille Wilhelmstraße geht, kann fast gewiß sein, dem Fürsten Bismarck zu begegnen. Es ist dies die Stunde, wo er das Reichskanzleramt zu verlassen pflegt, um seinen gewohnten Spaziergang zu machen. Er schreitet einher, die Militärmütze mit gelben Streifen auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde, im weiten Officiers-Paletot, den Säbel zur Seite. Sein hoher Wuchs — er mißt sicher über sechs Fuß — läßt ihn von fern her auffallen, ehe noch das Auge die historischen Züge seines Gesichtes erkennt.

Den Jahren und der Arbeit hat selbst dieser herkulische Körperbau nicht widerstanden. Der Fürst ist seit dem letzten Kriege recht gealtert. Das spärliche Haar ist stark grau geworden, die Enden seines Schnurrbartes sind fast weiß. Aber auf dem starken, festen Gesichte liegt der alte kampfbereite Trotz, vermischt mit einem heiteren, frischen Element.

Zahllos sind die Bilder und Porträt-Darstellungen dieses großen Mannes; sie fehlen im Schaufenster keiner Buch- oder Kunsthandlung, keines Erz- oder Gypsgießers — geben aber sein

Wesen nur unvollkommen wieder. Wahrhaft für die Kunst gewonnen ist dieser Kopf erst in einer mittelgroßen Büste von Eisen oder imitirter Bronze, die ihn mit dem Küraſſierhelm zeigt. Unter diesem echt altdeutschen Reiterhelm gewinnen diese energischen, wettergeprüften Züge erst ihren wahren Ausdruck. Er erscheint da mit mehr Recht der „eiserne Fürst", als die Engländer einst ihren Wellington the iron duke nannten.

Da mich Geschäfte denselben Weg führten, ging ich dem Fürsten die ganze Strecke vom Palast in der Wilhelmstraße bis zum Brandenburger Thore und in der Lennéstraße nach und konnte recht dabei die Wahrnehmung machen, welche Verehrung er genießt. Da war Keiner, der ihn nicht augenblicklich erkannt hätte, stillgestanden wäre und den Hut vor ihm gezogen hätte. Vor und hinter ihm bildete sich von selbst ein Spalier, und solche einfache, spontane Huldigung ist wohl das Höchste, was ein Mensch erreichen mag.

Nun wären wir an das Brandenburger Thor gekommen. Von dem griechisch-einfachen, von eng aneinanderstehenden weißen Säulen getragenen Siegesthor Friedrich's des Zweiten, das mächtige Paläste feierlich ernst umstehen, sieht der für alle Zeit von Paris zurückgeführte Siegeswagen mit seinen Rossen herab — ein prachtvoller Anblick. Alles mahnt an die Vergangenheit, an große, blutige, im Schlachtensturm errungene Siege. Es ist

charakteristisch für Berlin, daß wir auf dessen Boden fortwährend an die Ideen, die Preußen verfocht, gemahnt werden. Dort die in Erz gegossenen Helden des siebenjährigen Krieges, dort wieder die Männer der Befreiungskriege, die Streiter für Sicherstellung bürgerlicher Freiheit und deutschen Geistesrechtes. Dort zieht unabsehbar die Königgrätzer-Straße hin. Endlich weit im Thiergarten draußen, wo die mächtigen Avenuen in einen Stern zusammenlaufen, wird das neue Siegesdenkmal, das Erinnerungsmal der letzten Kämpfe, bald hoch aufgerichtet dastehen.

Wir wandeln unter einem streitbaren Volke, in welchem das allgemeine Wehrsystem Jeglichem seine Stelle in der Vertheidigung des Vaterlandes angewiesen: der Geist Preußens ist ein militärischer. Bereits der kleine Junge, den das Kindermädchen an der Hand führt, hat sich die Militärmütze von seinem Papa erbeten und geht wie ein kleiner Soldat einher. Dennoch gibt es kaum eine Stadt, in der man so wenig das Soldatenthum merkt. Ich bin sechs Wochen lang von früh Morgens bis spät Abends auf den Füßen gewesen, ohne ein Regiment vorübermarschiren gesehen zu haben, was in anderen Städten kaum vorkommen dürfte. Nirgends hört man einen Säbel rasseln. Es ist, als hätten die Officiere, die hundert Schlachttage gesehen, sich das Wort gegeben, sich nirgends auffallend bemerkbar zu machen. Ernst und gemessen

treten sie an öffentlichen Orten ein, man hört von ihnen kein lauteres Wort, als von jedem Anderen. Jeder scheint ein Gentleman, jeder scheint zu fühlen: Officier und gebildeter Mann müßten identische Begriffe sein.

Eines zur Bestätigung des Gesagten: In einem erbärmlichen Stück, das auf einer Vorstadt-Bühne gegeben wird, der „Spitzenkönigin", sieht man — der Ort der Handlung ist Berlin — einen Officier in einer sogenannten französischen Conditorei sich inmitten der sittenlosesten Gesellschaft hin- und herbewegen. Sein Thun ist allerdings harmlos: er thut nicht viel Schlimmeres, als daß er mit zweideutigen Leuten Sekt trinkt. Doch hörte ich rechts und links sagen: „Was ist das? Wo in Berlin gibt's ein Café, in dem ein Officier in Uniform sitzen und mit derlei Personagen verkehren könnte?" Der Verfasser hat ohneweiters französische oder andere Verhältnisse in sein Stück herübergenommen, ohne auch nur zu fragen, ob sie passen und auf diesem Boden auch denkbar sind. Dieser preußische Officier müßte morgen aufhören, einer zu sein. Die Sobbe's und Putzky's von Ehedem hat die letzte Zeit unerbittlich weggefegt.

Der Thiergarten ist erreicht. Um diese Stunde, vor der Essenszeit der reicheren Classen, rollen die Wagen, die sich sonst nach allen Richtungen zerstreuen, mit Vorliebe der herrlichen Straße zu, die einerseits eine unabsehbare Reihe palastartiger Villen einfaßt,

während andererseits der Blick auf die waldähnlichen Anlagen frei bleibt. Hier offene Caroſſen, in denen ſchöne Frauen die gewagteſten Moden zur Schau führen, dort beſcheidene Droſchken, deren Kutſcher vollauf zu thun haben, das Pferd mit der Peitſche vorwärts zu bringen — das Gedränge iſt außerordentlich. Ein wohlgelaunter Winter hat uns ſchon im Februar Frühlingstage beſchieden, die Sonne ſcheint warm und heiter vom Himmel, wie verwundert, noch kein Grün zu finden.

Auf dem Fußwege geht es nur wie in langſamer Proceſſion vorwärts; da ſchreiten Familienväter mit Frauen und Töchtern, da ſchmucke Officiere, zu denen ſchöne Augen theilnahmsvoll aufſchauen. Auch die Literatur, welche ſich in den prachtvollen, aber ſtilleren Seitenſtraßen des Thiergartens mit Vorliebe niedergelaſſen hat, macht nach den Stunden der Arbeit ihren Spaziergang. Nun kommt Berthold Auerbach mit Famile heran, immer jovial, redſelig, allenthalben Bekannte findend und mit denſelben Ständchen haltend; er hat die kleine Schwäche, an ſo ſchönen Tagen, wo Alles auf den Füßen, ſein Knopfloch mit den verſchiedenen Bändchen zu ſchmücken, die er ſein nennt. Wir ziehen weiter. Der intereſſante Kopf dort, von längerem ſchwarzen Haar umbuſcht, iſt der Julius Rodenberg's — und dort um die Ecke der Hohenzollernſtraße biegt Friedrich Spielhagen daher, liebenswürdig, geiſtvoll und lebhaft, wie man

sich seinen „Oswald“ aus den „Problematischen Naturen“ in reiferen Jahren denken mag.

Doch ein leichter, zweispänniger Wagen fährt rasch vorüber, so rasch, daß die Spaziergänger, auf ihn aufmerksam geworden, kaum Zeit finden, vor dem Darinsitzenden den Hut zu ziehen. Es ist der Kaiser, der aus der Ecke heraus nach rechts und links grüßt. Wack'rer alter Herr, möge er noch manches Jahr die Zügel seines Wagens führen können! Auf seinem biederen, braven Soldatengesichte mit den energischen Zügen sind Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit mit unverkennbarer Schrift geschrieben. Und es gab eine Zeit, wo „Witzblätter“ dieses Gesicht in ein Tiger-Antlitz zu travestiren gewohnt waren! Dem dummen und blinden Hasse ist eben Alles möglich.

III.

Mit wie gutem Grunde man auch Berlin als Stadt den Vorwurf der Monotonie machen kann, so scheint mir doch, daß keine Stadt der Welt in Architekturwerken mehr bietet, als in den Raum zwischen dem Denkmal Friedrich's des Großen bis zum Königsschlosse zusammengedrängt ist. Die mächtigen Fronten der Bau-Akademie und der Universität, der Platz, den die Bibliothek und das Opernhaus begrenzen, das Palais des Kronprinzen, die Schloßbrücke, das Museum mit seinem majestätischen jonischen Porticus, hinter dessen Säulen

man wie eine prächtige Decoration den Schinkel'schen Gemälde-Cyklus hervorblicken sieht, endlich das in seinen massigen Formen so ernste und kraftvolle Königsschloß — sie reihen sich alle in Anlage und Anordnung zu einem Ganzen, das hinter gar nichts zurücksteht. Man fühlt sich von den größten Formen ergriffen, und es drängt sich unwillkürlich dem Beschauer der gewaltige Sinn der Herrscher auf, die dies Alles ins Leben gerufen. Nach meinem Gefühle rivalisiren diese Werke, im märkischen Sande emporgewachsen, mit den allerersten Architekturen, und so kenne ich kaum ein größeres Vergnügen, als an einem schönen sonnigen Tage diese mächtige Straße hin zu wandeln und den herz- und sinnerweiternden Eindruck dieser Bauformen in mir aufzunehmen. Das Ziel meiner Wanderung ist dann die Kurfürsten-Brücke, wo das Standbild des großen Kurfürsten, von seinen Erzfiguren umgeben, das Meisterwerk des alten Schlüter, mir immer wieder zu schauen gibt. Beiläufig gesagt, ist dies einer der Plätze, auf die man Jene hinführen soll, welche behaupten, daß Berlin jedes romantischen Reizes entbehre.

Dagegen gestehe ich, daß ich von dem Schiller-Denkmal nur frappirt, im Ganzen aber in meinen hohen Erwartungen herabgestimmt worden bin. Seine Anordnung ist folgende: Auf den vier vorspringenden Ecken eines Aufbaues von weißem Marmor sitzen vier weibliche Figuren, in deren

Mitte erhoben und überlebensgroß Schiller steht. Er schreitet leicht vor, mit der Rechten hat er den Mantel an der Brust zusammengefaßt, mit der Linken, die gleichfalls zur Brust erhoben, hält er eine Schriftrolle. Sein Haupt, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, ist pathetisch emporgekehrt. In den allegorischen Figuren soll man die Hauptseiten seines Schaffens sehen. Vorne, links, sitzt ein üppiges Weib mit sinnlich vollen Formen, die Lyrik; ihre Rechte greift leichthin in die Saiten einer Leier, die vor ihr auf der Erde steht. An der zweiten Vorderecke sieht man die Tragödie, eine Matrone mit herben männlichen Zügen; sie hat die Knie gekreuzt, in der gesenkten Hand einen Dolch. Ihr zunächst sitzt, in Nachdenken versunken, die Geschichte, eine jugendlich schöne Gestalt, das rechte Bein über zwei große Tafeln geschlagen, das linke an eine Tafel lehnend, auf welche sie Schiller's Namen einschreibt. Die vierte ist die Philosophie, ein altes, in Sorgen gebeugtes Weib, das Haupt von struppigen Haarbüscheln umrahmt. Ihre rechte Hand ist an die Wange gelehnt, die linke hält eine Rolle.

Der Effect des Ganzen ist sicherlich malerisch, der Aufbau der Figuren schön; nur stört schon beim ersten Blicke an der Figur Schiller's das maskenartige starre Gesicht und der übermäßige Oberschenkel, der aus den Fluthen des Talars hervorschaut. Da kommen uns aber bald Bedenken

in Menge. Sollen denn die allegorischen Figuren nur als Personification von Lyrik, Geschichte, Tragödie und Philosophie gedacht sein, und in keinem Bezuge zu Schiller stehen, um den sie gruppirt sind? Was hat dieses sinnlich üppige Weib, die Lyrik, von wahrhaft vlämischen Formen, wie Rubens sie liebt, mit der Lyrik Schiller's gemein? Wahrlich, dieser Person wären das „Lied von der Glocke" oder „die Ideale" nie eingefallen, nur das Lob derb sinnlicher Freuden möchte man von ihr erwarten. Die Geschichte hat die unbequemste und unpassendste Stellung angenommen, um etwas in Erz zu schreiben. Und nun vollends die Philosophie! Was hätte dieses wilde, finstere Weib mit der Philosophie Schiller's zu thun, die, wie Jedermann weiß, ein Versuch war, die Kant'sche Lehre in feine, populäre, allgemein verständliche Formen zu übertragen? Hat sich überhaupt Jemand die Philosophie je so gedacht? Mit einer Gelenkigkeit, die dem Begriffe des Alters geradezu Hohn spricht, führt die Alte das Kunststück aus, ihr Bein dort zu halten, wo, akrobatische Künstler ausgenommen, noch Niemand sein Bein gehalten hat, und vermag, o Wunder, noch dabei zu *studiren*! Merkwürdige Greisin! Je mehr ich sie ansehe, desto klarer wird mir, daß sie ihren Fuß dort hält, wo andere Frauen ihren Fächer halten, und ich glaube wirklich, daß sie sich mit dem Fuße fächeln will. Allerdings ist er mit seinen auseinandergespreizten Zehen groß genug,

daß diese scheinbar gewagte Annahme der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrte.

Diese Massenhaftigkeit von Brüsten und Schenkeln, diese unerhörten Posen — Michel Angelo hat sie auf dem Gewissen! Die Philosophie aber, vielleicht das groteskeste Kunstwerk, das mir vorgekommen, möchte ich ein in Stein gehauenes Stück Victor Hugo nennen.

Daß übrigens Schiller dem königlichen Schauspielhause, vor dessen Freitreppe er steht, den Rücken kehrt und die eben vollendete Schriftrolle an seine Brust drückt, als wolle er sie dort sicher wahren und hegen, unter keiner Bedingung aber bei der Hoftheater-Intendanz einreichen, finde ich ganz in der Ordnung. Was da zeitweilig gespielt wird, verdient seine Beachtung nicht. Mit dem größten Erstaunen sieht man ein Theater, das ein erstes sein möchte und keinen jugendlichen Liebhaber, keinen Helden-, keinen tragischen Charakterspieler und eigentlich auch keine Heldin besitzt und aus diesem Grunde im Fahrwasser der bürgerlichen Comödie auskommen muß. Der alte Döring, die Friederike Blumauer und der wackere Oberländer sind die einzigen Künstler von hoher Bedeutung in diesem Verbande.

Und doch — trotz des tiefen Verfalles der königlichen Hofbühne — bin ich in Berlin wie noch nirgendwo der festen Ueberzeugung geworden, daß dem deutschen Theater noch eine Zukunft er-

blüht. Diese Hoffnung fußt auf der unendlich großen Schaulust der Menge und dem Interesse für dramatische Darstellung, welches seit Einführung der Theaterfreiheit ganz neue Kreise ins Theater hereinbringt. Neben der Hofbühne und den vordem concessionirten Theatern haben sich zahlreiche Bühnen aufgethan, welche alles Wirksame aufgreifen und es einem empfänglichen Publicum vorführen. Die Theaterfreiheit datirt erst seit 1869. Im Kriegsjahre konnte sie noch keine Früchte tragen, jetzt aber zeigt sie bereits ihre Wirkungen. Große geräumige Vorstadt-Theater führen, vorerst allerdings nur mit Künstlern zweiten Ranges, die Meisterwerke Shakspeare's, Schiller's und Goethe's, dann Kleist's, Lessing's, Otto Ludwig's auf, bieten neuen Werken die Hand und wecken den Sinn fürs höhere Drama in Schichten der Bevölkerung, die bisher das Theater nur von seiner niedrigsten Seite kannten.

Worin hatte der Verfall des Dramas zum großen Theile seine Ursache? Die neuen Industrie-Verhältnisse haben eine zahlreiche Gesellschaft mit rein materiellen Interessen erschaffen, eine Gesellschaft, die nichts erwärmt, als was rechten Profit abwirft. Unmassen ordinärer Menschen sind in unseren Tagen reich geworden und verflachen die besseren Kreise, in die sie durch ihr Geld eingeführt werden. Solche Leute geben den Ton an und füllen die Theater, wo nur der gemeinste Sinnen-

kitzel, die geistlose Farce und der ordinäre Spaß ihre Anziehung üben. So erklärt sich Jacques Offenbach, der jetzt längst nicht mehr als der Einzige in seinem Fache dasteht, und manches Verwandte. Also auf der einen Seite die Hoftheater mit ihren tausend Rücksichten, auf der andern Seite die Theater der Lüderlichkeit — wohin wollten die Dichter ernstgemeinter Schöpfungen flüchten? An die kleinen Hof- und Stadt-Theater? An diesen war ihr Stück nach drei Vorstellungen von der ganzen Stadt gesehen und somit begraben. Da öffnen nun zum Heile der dramatisch-producirenden Poeten Theater ihre Pforten, welche ein wirksames Stück so lange geben, als es zieht. Eine ganze Bevölkerung kann es ansehen, eine große Presse bespricht es, prüft es.

Es strömt in diese Vorstadt-Theater, welche ältere classische Stücke und neue Arbeiten geben, vorerst der nach Bildung strebende kleine Mittelstand. Der Bürgersmann führt Weib und Töchter mit, er mag keine unanständigen Stücke sehen, er hat von den berühmten Meisterwerken unseres Volkes und anderer Nationen gehört, er will sie kennen lernen und bringt — was das Wichtigste ist — die größte Empfänglichkeit mit.

Man kann an ein paar Säulen, welche mit den Zetteln der dreiundzwanzig Theater Berlins beklebt sind, die interessantesten Studien machen. National-Theater: „Wilhelm Tell.“ Belle-Alliance-Theater: „Maria Stuart.“ Stadt-Theater: „Das

Urbild des Tartüffe." Residenztheater: „Fernande" von Sardou. An einem anderen Theater: „Der Erbförster." Dies zur Auswahl an Einem Abend — was will man mehr?

Die Schaulust ist groß. Man berechnet, daß täglich zehntausend Menschen die Theater Berlins füllen. Was strömen da für Gedanken, Eindrücke, Ideen, Kenntnisse auf die Massen ein! Jede Bühne cultivirt ihr Genre. Belle-Alliance und National-Theater bieten fast nur größere historische Dramen, wozu sie durch ihre Räumlichkeiten aufgefordert werden. Das „Residenztheater" in der Blumenstraße cultivirt mit trefflichen und wohlgeschulten Kräften ein Genre, dem des Pariser Gymnase ähnlich; es hat in diesem Winter „Fernande" wohl über fünfzigmal gegeben, ohne daß sich eine Abnahme der Zugkraft dieses Stückes bemerkbar machte. Auch das Stadt-Theater hat ein gutes, reiches Repertoire, während die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne der Muse Offenbach's huldigt.

Solche Concurrenz hat ihr Gutes. Je mehr Schauspielhäuser, desto mehr Schauspiele, desto mehr Aussicht für die Dichter, ihre Producte anzubringen. In Zukunft wird Niemand sagen können, seinem Talente habe Gelegenheit gefehlt, sich zu zeigen und zu erhärten. Selbst über die „Restaurant-Theater" weit draußen in der Vorstadt, die vor der größten Aufgabe nicht zurückschrecken und für drei Silbergroschen die Massen mit „Wallenstein" und der

„Jungfrau von Orleans“ bekannt machen wollen — selbst über diese sei nicht der Stab gebrochen. Sie haben vorerst das große Verdienst, die wüsten Coupletsänger todtgemacht zu haben. Niemand mag mehr die Zoten dieser Gesellen hören und Berlin ist einer Seuche ledig geworden, die in Wien aufs Bedenklichste grassirt!

Saxon-les-bains.

Der Frühling erwacht, der Schnee verschwindet auf den Abhängen der großen Gebirge, die Sonne verspricht eine Reihe warmer Tage. Das ist so ein Wetter, denkt, als er Morgens ans Fenster tritt, der Tourist, der eben an den Ufern des Genfersees weilt, eine Partie ins obere Rhonethal zu machen. Prächtiger als sonst leuchten um diese Zeit die Eisfelder, wilder gehen die Wasser zu Thal. Und kaum gedacht, fängt er schon die Handtasche zu packen an. „Es wird eine Tour von zwei, drei Tagen werden," reflectirt er weiter. „Als erstes Nachtquartier bietet sich Dir Saxon dar. Und in Anbetracht dieses Umstandes mache es verkehrt wie Rodrigo: stecke nicht viel Geld in Deinen Beutel! Wie trefflich es auch mit den Grundsätzen beschaffen sein mag, es bleibt doch immer gefährlich, mit mehrerem Geld einer Roulette nahe zu kommen."

Eine Stunde später sitzt der Tourist im Coupé.

Noch einmal erscheinen die grauen Thürme des Schlosses Chillon — noch einmal glänzt die

amethystblaue Seefläche, dann lenkt die Bahn in das Rhonethal ein. Sie scheint uns bis an den Fuß des Schnee- und Eispalastes des Dent du Midi führen zu wollen. Welche Schlünde, welche Risse, welche Zacken! Ein großartiges Bild, doch man kann nicht dabei verweilen, man geht bald an dies, bald an jenes Fenster, denn bald stiegen hier, bald dort neue, phantastische Felshörner auf, vor Allem die schneebedeckten Diablerets. Jetzt hält man eine Minute in Aigle, jetzt in Bex. Beides sind prachtvoll in weiten Thalkesseln gelegene Orte. Freundlich blicken Hotels und Pensionen durch grüne Büsche und blühende Baumgruppen daher. Ein großer Personenverkehr belebt alle Stationsplätze.

Ernster werden die Bilder und ernster wird das Gemüth des Beschauers, wie er sich der Grenze von Wallis nähert. Der Zug ist schon leer geworden, die Stationsplätze sehen verlassen aus, aber die Romantik der Gegend wird immer mächtiger und mächtiger. Ein unheimlich langer Tunnel bereitet auf immer größere Bergwunder vor. Da sind wir endlich in St. Maurice. Es zeigen sich uralte graue Mauern und Thürme, aus römischen Fundamenten emporgewachsen, ein grauer, düsterer Ort, von kahlem, furchtbar verwittertem Gebirg umschlossen, voll mittelalterlicher und mönchischer Erinnerungen. Hier schwur 515 König Sigismund auf einer Kirchenversammlung den Arianismus ab, hier wurde zwei Jahrhunderte später eine prächtige

Kirche eingeweiht, wobei hundert Mönche Tag und Nacht sangen. Die Thürme und Portale, die Klostergärten mit darin wandelnden Chorherren sind noch wie ein Nachklang dieser Zeit. Und wie gut passen Mönche als Staffage zu öden, verwitterten Gebirgen! Felsen und Mönche haben ja miteinander etwas Verwandtes. Wie paßt der Abt in Byron's „Manfred" hinein, und wer möchte sich den großen St. Bernhard und seine Hospiz ohne Kutten denken. . . .

Der große St. Bernhard — dort zeigt er schon seinen schneeglänzenden Rücken! Wiederholt leuchtet er über die anderen Gebirge herüber. Die Bahn passirt eine arme, sumpfige, von Wassern verheerte Gegend, wo nur Weiden und Schilf zu gedeihen scheinen. Schlammströme, die vom Dent du Midi herabkommen, haben ungeheure Trümmerfelder geschaffen. Bei Verneyaz stürzt sich die Sallenche mit voller Macht ins Thal, weiterhin öffnet sich das düstere Trunthal, welches direct nach Chamouny führt; nun sind wir in Martigny, wo der Paß über den großen St. Bernhard sich öffnet.

Von St. Maurice ab sitzt ein Mensch mir im Coupé gegenüber, der einen unheimlichen Eindruck macht. Er ist ungefähr sechsunddreißig Jahre alt, aus seinen schwarzen Augen blickt eine eigenthümliche Entschlossenheit und ein die Umgebung belauerndes Etwas, das beunruhigt. Der Anzug

des Menschen ist völlig verwahrlost, der Hut mit der breiten, abgegriffenen Krämpe eine Ruine, Hose und Rock sind elend über jeden Begriff — aber wunderlich genug — an den Füßen hat der Kerl ein paar ganz neue Stiefel von wundervoller Arbeit. Es sind Stiefel mit starken Doppelsohlen von einem fremdartigen, mir unbekannten, seltsam gerieften Leder. Sie reichen bis an die Mitte der Wade und sind zu schnüren. Ein lackirtes, arabeskenartig ausgeschnittenes Leder bildet vorne eine Verzierung, die Zehen sind durch einen elegant umnähten Besatz geschützt. Wie kommt der Vagabund zu einer Fußbekleidung, die weit mehr werth ist als sein ganzer übriger Anzug? Jetzt zieht er ein Schnupftuch, das die Metamorphose einer alten Küchenschürze darstellt, aus der Tasche, und stäubt die beiden Kunstwerke sorgfältig ab. Wirklich, immer wieder muß ich mir diese Stiefel betrachten, und fange mir über sie den Kopf zu zerbrechen an. Gibt es, frage ich mich, einen Menschen, der sein ganzes Aeußere zerfallen läßt, nur um ein Paar prachtvolle Stiefel zu haben? Zwar — auf den Bildern vieler Maler ist Gott Mercur ein solcher Sonderling und trägt an den Füßen schöne, flügelbesetzte, kunstvoll gearbeitete Sandalen, während er sonst am Leibe splitternackt ist — aber dergleichen kommt nur in der Mythologie vor. Sollte dieser Mensch da — unheimlich wär's allerdings, ihm irgendwo auf einem einsamen Gebirgspfad zu begegnen — vielleicht gar

einen fußwandernden Lord in die Tiefe geschleudert und seiner Stiefel beraubt haben? Mit solchen Augen ist man mancher Dinge fähig. . . Ich fühle mich weit behaglicher, als der seltsame Kumpan in Martigny mit seinem Bündel aussteigt und ich ganz allein zurückbleibe.

Bald bin ich in Saxon. Die Scenerie des Ortes ist unleugbar großartig. Die Rhoneniederung hat sich weit zwischen zwei ungeheuren Bergrücken ausgedehnt, von welchen der eine kahl und verwittert, der andere tief unten mit reicher Vegetation bedeckt und noch hoch hinauf bewaldet ist. Auf dem Grat dieses letztern Bergrückens steigt ein ganz isolirter Obelisk oder Kegel in die Höhe, wie ein Wahrzeichen ringsum sichtbar, die pierre-à-voir genannt. Die Römer, die ja alle diese Päße besetzt hielten, mögen ihn kurzweg saxum genannt haben, woraus dann der Name Saxon entstanden. Der alte Ort, ein elender Klumpen Lehmhütten, klebt an einer Felsrandwand und zieht sich eine Thalschlucht hinauf, ihn überragt eine pittoreske, keck hingestellte Ruine mit ungewöhnlich hohem und wohlerhaltenem Wartthurm. Unten längs der Straße ziehen sich mehr oder minder im Entstehen begriffene Anlagen und eine Reihe Häuser, größtentheils Hotels und Pensionen, hin, von denen sogar zwei auf ihren Schildern die pierre à voir wieder vorführen. Leider ist noch alles öde, unbelebt und erwartet schmerzlich Besucher.

Ich habe den Weg zum Cursalon eingeschlagen. Seine Localitäten stehen wirklich auf der Höhe moderner Anforderungen, und dürfen sich mindestens neben denen von Wiesbaden sehen lassen. Aber sie sind trotz der schon vorgerückten Abendstunde, da ich eintrete, fast leer. Einer der Säle ist durch das über eine ganze Wand hinlaufende Orchester als Ballsaal kenntlich. Die Musiker haben eben ein wehmüthiges Adagio aufgeführt; da ihnen Niemand zuhörte, haben sie abgebrochen und in den rothen Sammtfauteuils Platz genommen, um untereinander zu schwatzen. Da erscheinen ein paar junge, sehr geputzte Damen, die zu den Habitués des Ortes gehören mögen, die Musiker laufen zu ihren Pulten, und beginnen ihnen zu Ehren eine lustige Polka; Einer hat eine Dame engagirt und jagt mit ihr auf den glänzend gebohnten Parquets herum. Halb ernst, halb mitleidig traurig blickt ein Porträt in Lebensgröße auf diese Scene: es ist Garibaldi in der camigia rossa, dem berühmten rothen Hemde.

Der an den Ballsaal anstoßende Saal ist der Lectüre geweiht. Die Tische sind mit Zeitungen in allen Sprachen bedeckt, die Lampen brennen, aber die Leser fehlen. Dagegen sammelt sich in diesem Local eine nicht geringe Zahl von Leuten, vierzig bis fünfzig Personen, Männer und Frauen, vor einer Thüre, in Erwartung, daß sie geöffnet werde. Es sind solche, die an der Spielbank, welche sich

um acht Uhr in Thätigkeit setzen soll, gute Sitze finden wollen.

Der Unternehmer von Saxon, seiner Bäder und seiner Spielbank ist ein Italiener, Josef Fama, der merkwürdigerweise ein ehemaliger katholischer Priester ist, welcher sich sogar ehedem in italienischen Städten als feuriger und eifriger Missions-Prediger ausgezeichnet hat. Das unauslöschliche Merkmal der Priesterweihe berücksichtigend, könnte man ihm vielleicht noch immer den Titel Hochwürden beilegen, doch weiß ich nicht, ob es ihm recht wäre, es wäre auch im Hinblick auf sein jetziges Metier, eine Frau und mehrere Kinder nicht passend. Er selbst hielt seinen früheren Stand lange geheim. Er war im Jahre 1848, während die Politik Alles in Aufregung hielt, in Wallis erschienen und bei der provisorischen Regierung in Sion um die Erlaubniß eingekommen, im Bad zu Saxon einen cercle des étrangers einrichten zu dürfen, in welchem Bälle, Feste und Spiele nach Art derer in den rheinischen Bädern abgehalten werden dürften. Die Behörden ertheilten die Concession und — so mächtig wirkt jede kreisende Scheibe — bald entstand unterhalb der alten Lehmhütten das neue Saxon mit seinen Hotels und Pensionen. Doch — es gibt kein ruhiges Glück! Im selben Maß, als Saxon in die Höhe kam, wuchsen auch die Anfechtungen und Angriffe, und jetzt vergeht kein Tag mehr, an welchem die Schweizer Zeitungen keinen Artikel

gegen die neue Spielhölle brächten. Das Ganze stellt einen Conflict dar. Einerseits verbieten die Bundesgesetze mit klaren Worten das Hazardspiel, andererseits ist die Concession der Regierung von Wallis ganz unzweideutig. Es wird wohl, falls die Aufhebung der Spielbank beschlossen würde, nichts übrigbleiben, als den Eigenthümer zu entschädigen.

Inzwischen ist aber Signor Fama von Unter-Wallis zum Deputirten in den Bundesrath gewählt worden. Wenn der Weg vom katholischen Priester zum Spielbank-Unternehmer groß ist, der vom Spielbank-Unternehmer zum Volksvertreter ist auch kein gewöhnlicher. Unleugbar, dieser Mann geht nicht die Laufbahn anderer Menschen und schon sehe ich in der Ferne einen Schriftsteller, der sich dies Leben für einen Sensations-Roman zurechtlegt.

Im Streit, der über Signor Fama's Person und sein Unternehmen hin- und hergeht, findet er auch warme, wiewohl schwerlich ganz billige Vertheidiger. Was sollen, fragen diese, die fortwährenden satyrischen Anspielungen auf seinen ehemaligen Priesterstand? Was konnte er dafür, daß er das Opfer der vor fünfundzwanzig Jahren in Italien herrschenden clericalen Richtung war? Als er zu einer reiferen Weltanschauung gelangte, warf er ja den Priesterrock von sich. Waren nicht auch Talleyrand, das Conventsmitglied Gregoire und Lamenais Ex-

priester? Man sieht, daß diese Vertheidiger in ihrer Replik den Charakter ihres Schützlings nicht niedrig greifen.

Und insofern wären wir beruhigt. Wie aber soll man sich einen Spielbank-Unternehmer als Volksmann vorstellen? Das ist schon weit schwieriger. Nun, Signor Fama ist liberal. Er glüht für Freiheit und Volkswohl. Aber sein Freiheitsstaat ist kein düster ascetischer, sondern ein heiterer, lachender. Jedes denkende Wesen ist mit unveräußerlichen Menschenrechten ausgestattet und obenan steht das Recht, sein Geld nach Belieben bei Signor Fama zu verspielen. Und wiewohl ein Fremdling, ein Italiener, liebt der Abbate seine neue Heimath wie nur irgend einer ihrer Söhne: er weist ihr eine schöne Zukunft an. Er träumt jedenfalls ein liebliches Utopien, eine Zeit, in welcher das bisher wenig begüterte Wallis, aller Steuern entlastet, als ein modernes Paradies, ein zweites großes Monaco aufblüht. Die Spielbank besorgt Alles, sie ist an die Stelle des veralteten Fiskus getreten.

Während ich, auf dem Sopha hingestreckt, so meditire, ist die Roulette schon lange im Gange. Ich begnüge mich, die Gesellschaft, die sich an ihr betheiligt, zu mustern. Sie ist nicht die beste. Der Fremdenzug hat noch nicht begonnen und so sind fast nur Spieler von Profession und andere unsaubere Existenzen anwesend. Ja, es gibt wirklich

Menschen, elende, unglückliche, gelddurstverzehrte Wesen, die dieser Spielbank zuliebe sich hier auf Monate einquartieren und den Winter im öden, einsamen Dorfe verbringen! Hier leben Menschen, die sich tagsüber verkriechen und wie Ungeziefer nur Nachts zum Vorschein kommen; Menschen, für die nichts existirt, als diese kreisende Scheibe. Ich male mir so gut ich kann ihr Leben aus, ihr elendes, gefoltertes Leben. Und gewohnt, von irgend einem Anlaß berührt, Geschichten zu ersinnen und Bilder auszumalen, dichte ich gleich ein Capitel jenes obenerwähnten Sensations-Romans. Ich male mir eine Winternacht aus auf dem Simplon und einen Menschen, der sich verirrt hat, der die Lichter von Saxon vor sich sieht und nicht hingelangen kann. Es ist der ehemalige Küster der Kirche, an welcher der Priester Josef Fama fungirte. Er hat von dem großen Glück Kunde erhalten, das dieser gemacht, und hat die Reise über die Alpen angetreten, um sich von ihm eine Stelle als Croupier zu erbitten . . . .

Es ist kurz vor Mitternacht, als ich die Straße zu meinem Wirthshause einschlage. Endlich erreiche ich es. Es scheint unbewohnt bis auf ein einziges Zimmer, dessen Fenster noch hell sind. Von der Wirthin nur bis zur Stiege geleitet, gehe ich, das Licht in der Hand, durch einen schmalen Corridor und suche die mir für diese Nacht gehörige Zelle. Ein ungewohntes Gefühl der Oede beschleicht

mich in diesen kühlen, feuchten, kaum erst fertig gewordenen Räumen. Welch unheimliches Wirthshaus habe ich mir da ausgesucht, sage ich zu mir selbst. Keine Glocke setzt mich mit der Welt in Verbindung, geschieht mir etwas, wer käme mir zu Hilfe? Indeß ich noch so monologisire, stolpere ich über etwas, es sind ein Paar vor die Thür hinausgestellte Stiefel, mein Blick fällt auf sie, ich erkenne sie gleich wieder — der Mann mit den schönen Stiefeln ist mein unmittelbarer Zimmernachbar!

„Seltsam! sehr seltsam!“ rufe ich. „So sitzt mir der unheimliche Mensch schon wieder auf dem Halse! Verdammte Nachbarschaft! Gewiß ein herabgekommener verzweifelter Spieler, und ich wundere mich nur, daß ich ihn nicht schon im Spielsaal gesehen habe . . .“

In mein Zimmer eingetreten, prüfe ich die Sicherheit, die mir meine vier Wände gewähren. Die Prüfung stellt mich nicht zufrieden. Die Verbindungsthür beider Stuben läßt sich wohl zuriegeln aber der Riegel selbst scheint mir so schwach, daß er einem energischen Drucke weichen würde. Das Bild des finstern, verwahrlosten Menschen verläßt mich nicht mehr. Meine Phantasie ist erregt. Ich hätte nicht übel Lust, mich mit der Wirthin abzufinden und heute noch ins Badhaus zu ziehen.

So liege ich wachend, das Licht neben mir,

halb angekleidet auf dem Bette, als ich Geräusch im Nebenzimmer höre.

Der Nachbar ist aufgestanden und geht auf und nieder, leise, vorsichtig, als ob er etwas suche. Nun tappt er zur Thüre, die auf den Corridor führt, öffnet sie, und ich höre ihn hin- und wiedergehen. Nach mehreren Minuten kehrt er zurück, tritt aber nicht in sein Zimmer ein, sondern nähert sich langsam meiner Thüre. Ich bin vom Bett herabgesprungen und stehe wie in Erwartung eines Angriffs und Ueberfalls auf meiner Hut.

Da klopft es. „Was gibt's?" frage ich. Und eine heisere Stimme antwortet: „Excusez, monsieur. Ich sehe, daß Sie Licht haben, und höre, daß Sie noch auf sind. Ich möchte Sie ersuchen, mir ein paar Zündhölzchen zu leihen."

„Hab' keine!" antworte ich unwirsch. „Lassen Sie mich ungeschoren."

Ich höre noch ein paar gemurmelte Worte, dann tappt der Nachbar in sein Zimmer zurück, schließt die Thüre und legt sich seufzend nieder. — Ich bleibe noch eine ganze Weile wach, ängstlich gespannt lauschend, ich werde erst ruhiger, als ich den Nachbar im Schlafe athmen, eigentlich schnarchen höre . . .

Als ich unberaubt und unermordet erwache, ist es heller Tag. Ich gehe an den Stiefeln vorbei, die jetzt schon sehr viel von ihrer Schrecklichkeit verloren haben, betrachte das im Morgenlicht glänzende

Thal, auf welches die pierre-à-voir wie eine Pyramide herabschaut, mache einen Gang bergaufwärts, komme zurück und frühstücke schließlich in der Wirthsstube. Natürlich erkundige ich mich gleich nach meinem Zimmernachbar.

„Das ist," entgegnete die Wirthin, „ein Gelehrter, ein Professor der Mathematik, wie ich glaube."

„Was, ein Professor der Mathematik?"

„So nennt er sich — doch wer weiß, es gibt gar verschiedene Professoren. Indeß könnte er wohl ein Gelehrter sein, denn er sitzt viel auf dem Zimmer, hat immer ein Blatt mit Zahlen vor sich und arbeitet oft bis spät in die Nacht hinein. Es scheint ihm nicht am Besten zu gehen. Mein Gott, so ist es nun einmal . . . Ein gutes Handwerk, das habe ich immer gesehen, ernährt seinen Mann besser, als jede Wissenschaft."

„Jedenfalls ist der Herr Professor nebenbei ein rechter Spieler?"

„Ich weiß nicht. Zum Spiel braucht man Geld und er hat immer nur das Aller —"

Sie brach ab, denn der, von welchem die Rede, war plötzlich auf der Schwelle erschienen und trat nun ein. Finster leuchteten seine Augen, finster setzte er sich an den Frühstückstisch.

Ohne ein Wort zu sprechen, saßen wir einander gegenüber und bedienten uns derselben Theekanne. Es wäre nun natürlich gewesen, ein Wort zu sagen.

Einmal glaubte ich eine Entschuldigung wegen meines Benehmens in der Nacht anbringen zu sollen; da es aber immer unangenehm ist, Jemandem zu sagen, daß man ihn für einen Dieb oder Räuber gehalten, schwieg ich still. Da streckte der Fremde, der inzwischen eine Cigarre angezündet, seine Beine wie ein Amerikaner über zwei Stühle weg, zog das mir schon bekannte Taschentuch, die Metamorphose der Küchenschürze, heraus und begann, wie damals im Wagen, seine Stiefel wieder mit liebevoller Sorgfalt abzustäuben.

Endlich glaube ich den Zeitpunkt gekommen, ein Wort an ihn zu richten. Ich sagte in einer Anwandlung von Humor, aber sehr ernst: „Sie haben da ein Paar sehr schöne Stiefel . . ."

Der Mann hustete, ein Lächeln erschien auf seinen starren Zügen, er erwiderte langsam, gleichsam sinnend:

„Allerdings, sie haben ein recht gefälliges Aeußere. Nur kommen sie sehr theuer. Man fährt ihretwegen oft auf der Eisenbahn, wo man sonst zu Fuß ginge."

Ich meinte einen Narren vor mir zu haben, der Fremde aber fuhr fort:

„Sonderbar, wie diese Stiefel allgemein auffallen . . . Sie sind freilich aus einem hier noch sehr ungewöhnlichen Material gearbeitet: aus der Haut des Alligators. In England ist das aber etwas ganz Gewöhnliches. Hier sind sie ein Curio-

sum. Mir aber sind sie werth als ein Beweis, daß es auf dieser miserablen Welt noch gute, dankbare Menschen gibt. . . .“

„Ei, ei, wie denn das?“

„Monsieur,“ erwiderte der Fremde mit finster zusammengekniffenen Brauen, „ich bin Mathematiker. Ich bin Gesetzen auf der Spur — was sage ich da — ich habe Gesetze gefunden, welche das Hazardspiel als solches vernichten und den Gewinn festbannen werden. Ich bin Mann der Wissenschaft; das Buch, welches meine Theorie des Spiels enthält, wird demnächst erscheinen. Als Mann der Wissenschaft halte ich meinen Rath stets für Jeden bereit, der sich freundlich an mich wendet. Vor einiger Zeit nun hatten wir einen alten Herrn hier, der sehr unglücklich gespielt hatte. Ich lernte ihn auf diesem selben Platz kennen, auf dem Sie da sitzen. Wir sprachen zusammen, ich gebe ihm einen kurzen Ueberblick meiner Methode, er faßt ungewöhnlich schnell, geht wieder in den Spielsaal und kommt rasch wieder zu seinem Gelde, ja zu einem kleinen Ueberschuß. . . Eben wieder an diesem selben Tisch bietet er mir ein Geldgeschenk — ich weise es zurück, er will es mir aufdrängen, ich refusire! Ein paar Tage, nachdem er abgereist, kommt mir ein Postpacket zu — ich öffne es und finde diese Stiefeln drin. Ich stutze, aber ein beiliegendes Billet erklärt mir Alles. Der brave alte Herr war ein Schuster aus Bern — er schickte mir die Kleinig-

keit als Zeichen der Erkenntlichkeit. Er hatte mit dem Blicke das Maß genommen — und sehen Sie nur, wie sie passen! Hübsch von dem Manne, nicht wahr? Sehr ungewöhnlich in dieser unsaubren Welt. . . . . Es ist Zeit. Guten Morgen!"

Der Mann ging, offenbar eines jener unglücklichen Originale, die man so oft in der Nähe der Spielbanken trifft. Und so war mir doch noch das Räthsel gelöst worden, das mich so lange beschäftigt. Die Stiefel, die mich Nachts mit Schrecken erfüllt, die ich für die Beute eines Missethäters gehalten, sie waren die Widmung eines dankerglühenden Schuhmacherherzens und der wohlverdiente Lohn wissenschaftlicher Bestrebungen.

Ein Besuch in Elm.

Donnerstag, 15. September 1881.

Den gestrigen Tag, den dritten nach der Katastrophe, habe ich bei herrlichem Wetter zu einem Ausfluge nach der Unglücksstätte von Elm benützt. Sieht man sich auf der Karte die kurze Spanne Raumes an, wird man kaum glauben, daß man vom Bodensee aus, trotz aller Benützung der Eisenbahn, anderthalb Tage zur Erreichung des Zieles braucht.

Um gleich bei grauendem Morgen weiter zu können, hatte ich den Abend zuvor nach Lindau, von da hinüber nach Rorschach und auf der Rheinthal-Linie weiter nach Sargans fahren müssen. Die Schweiz hat keine Nachtzüge, denn sie bedenkt ihre Hoteliers. Jeder Mensch auf ihrem Grund und Boden soll unter einem Dache schlafen. Nach wenig Stunden Schlafes war ich wieder auf den Füßen, der Himmel versprach Gutes.

Von Sargans, dem Gabelpunkte der Rheinthal- und Linth-Linie, gelangt man bald an die

Ufer des Wallensees. Er liegt melancholisch da zwischen seinen grauen Felsmauern; von Murg bis Untertrogen jagt der Zug durch zahlreiche Tunnels. Ich ziehe mich in eine Ecke zurück und gedenke Heinrich Simon's, der in diesen Wellen sein Grab gefunden.

Gegen Sieben war ich in Wesen, dem Knotenpunkte nach Zürich und Glarus. Ich benütze einen einstündigen Aufenthalt zu einem Gange nach dem romantisch gelegenen Kloster Mariahalden und mache auch dem Hotel „zum Speer" meinen Besuch. Alles erinnert mich an längst vergangene, aber unerfreuliche Zeit. Die „Pension", die ich gleichsam in ihrem Kindesalter gekannt, ist zur stattlichen Dame herangewachsen, nun aber von den sommerlichen Gästen bereits verlassen. Vorgestern hatte das Haus noch sechzehn Gäste, heute ist die Zahl derselben auf sechs herabgeschmolzen, in einigen Tagen vielleicht wird hier schon geschlossen.

Endlich geht es nach Glarus weiter. Auch diese Stadt habe ich lange nicht gesehen. Damals war sie kahl und uniform aus dem Schutte des großen Brandes erstanden, heute sehe ich den Platz zwischen Bahnhof und Stadt durch wunderschöne Anlagen verziert. Aber der düstere Charakter des Ortes am Fuße des großartigen, finsteren Glärnisch ist nicht zu mildern.

Um nach Gschwanden weiterzufahren, aber-

maliges Umsteigen; man kommt von der Vereinigten Schweizer Bahn auf die Nordostbahn. Das Gedränge in der Halle ist enorm, Alles will nach Elm; die Waggons werden gestürmt wie an einem Schützen- oder Sängertage. In Gschwanden, das man bald erreicht, abermals eine bedeutende Fabriksstadt zwischen schauerlich wild aufstarrenden Bergen, heißt es die Bahn verlassen und einen Wagen suchen. Viele Gefährte aller Gattung und Beschaffenheit stehen auf dem Platze; für die Menge derer, die da suchen weiterzukommen, ist aber ihre Zahl zu gering. Die Post mit ihren Beichaisen ist schon besetzt, Leiterwagen werden ein gesuchtes Vehikel, doch auch an diesen gebricht es. Viele, die mit Fahrabsichten gekommen, müssen sich entschließen, die drei guten Stunden bis Elm zu Fuß zurückzulegen. Ich habe es als großen Glücksfall zu betrachten, daß ich in den Wagen eines jungen Mannes aus Gschwanden einsteigen konnte, der große Kisten mit Bouquets, d. h. Blumenspenden für das Grab seiner Verwandten mit sich nimmt.

Von Gschwanden nach Elm führt eine jener vortrefflich angelegten Poststraßen, auf welche die Schweiz stolz sein darf. Sie steigt das schluchtähnliche Thal, in dessen Tiefe die wilde Sernft braust, langsam und vorsichtig hinan. Einzelne schön gearbeitete Steine bezeichnen die Brüstung, die ja auch einen ernsten Sturz in die Tiefe nicht aufhalten könnte. Zu beiden Seiten bilden grüne

Matten, allenthalben mit hausgroßen Blöcken besäet, den Abhang, darüber steigen Wälder empor und furchtbare Felsmauern. Eine schöne Aussicht folgt der andern. Zurücksehend gegen Gschwanden hat man einen Blick auf ganz weiße, silbern blitzende Gebirge, das sind die Clariden; ganz vergletscherte Riesenwildbäche stäuben von der Höhe nieder, ihr Wasser in der Tiefe mit dem der Sernft zu vereinigen. Diese Bergwildniß trägt aber alle Zeichen der Civilisation: Webereien, Spinnereien benützen die Wasserkraft. In Engi, wo sich das Thal erweitert, erblickt man stattliche Fabriken, mit Gärten umgebene Häuser, ein schloßähnliches Schulhaus. Man nähert sich den „letzten Dörfern", aber es sind nicht Dörfer wie in Tirol, Piemont oder Savoyen.

Unser rascher Wagen hatte die Fußwanderer und die längst vorausgegangene Post überholt; er wäre allen übrigen Gefährten vorangekommen, wenn nicht eines unserer Pferde gestürzt wäre, wobei es sich beide Knie blutig geschlagen. In Engi muß dem armen Thiere die Wunde gewaschen und mit Holzkohle eingerieben werden. Ein solcher Unfall, eine Elle seitwärts vom Abgrunde, erregt immer einige Gemüths-Alteration.

Es ist Mittag geworden, ein Tag von herrlicher Klarheit, wahrlich im schärfsten Contraste stehend zu dem traurigen Ziele, dem wir zustreben. Der „Friede der Natur" blickt uns an. Indeß hat

sich ein ungeheuerer Gebirgsstock vor uns aufgestellt. Sein unterer Theil ist mit Matten bedeckt, der höhere bewaldet, oben geht er in ganz verwitterten, phantastisch gezackten Hörnern aus. Das sind die Tschingelhörner, darin das berühmte Martinsloch, durch welches drei Tage im März die Sonne zu sehen ist. Auf der Flanke des Berges hat eine theils braune, theils aschgraue Fläche schon lange meine Aufmerksamkeit erregt. Aus der Mitte derselben dampft es fortwährend in die Höhe. Diese Fläche, etwa 1500 bis 2000 Fuß über der Thalsohle, ist die Abbruchstelle, und die aschgraue, wallende, quirlende Wolke ist der aufsteigende Staub, weil der Berg noch immer „in Bewegung" ist.

Wir sind beim Dorfe Matt. Hier ist die Straße, die ja bald unpraktikabel wird, für Fuhrwerke abgesperrt. Es gilt aussteigen und längs der grünen Berghalde auf einem in den letzten Tagen gebahnten Steige uns der Unglücksstätte nähern. In einem Zuge von mehreren hundert Personen gehen wir am Waldessaum über Stock und Stein vorwärts.

Aus einem der letzten Häuser des Dorfes Matt ist uns ein Mann entgegengekommen, er ist ein Uebriggebliebener, der sich hieher zu Freunden gerettet. Er ist ein Fünfziger, stark und stämmig, wie denn überhaupt hier ein besonders starker Menschenschlag von nicht zu beugender Art daheim gewesen sein soll. Er steht da in Hemdärmeln,

in einer Weste von rauhem Wollgarn, eine Gruppe sammelt sich um ihn, er hat das Bedürfniß, zu erzählen, wie er Weib und Kinder verloren, sein Haus verloren, und wie Alles zuging. Ich verstehe ihn äußerst schwer, in der Hauptsache sagt er Folgendes: Schon seit einiger Zeit hatten sich gefahrdrohende Risse im Waldbestande oberhalb dem Plattenberg in Elm gezeigt. Der Cantonsförster erklärte den Fortbetrieb des Schieferbergwerkes für gefährlich. Sonntag war das Erdreich, durch vorausgegangenen Regen erweicht, in beständiger Bewegung. Abends zwischen Fünf und Sechs sah man plötzlich in der Höhe Wald und Boden sich bewegen, wie wenn ein heftiger Wind durch ein Kornfeld geht; sofort stürzte der ganze Wald herunter und gleichzeitig der mächtige Felskopf über dem Schieferbergwerke. In zwei Minuten war Alles da! Alles da! Er hat es gesehen, als er von der Alme herunterkam. Wie eine ungeheure schwarze Lawine ging es herunter und sein Haus war nicht mehr! „O," sagte der Mann, „wäre ich doch bei den Meinigen daheim geblieben! Das war mein erster Gedanke." Auch andere Häuser, die nächstliegenden im Unterthale, waren verschüttet. Eine Menge Menschen eilte zu Hilfe — er sah sie — da löste sich eine zweite Erdmasse ab, wälzte sich mit rasender Schnelligkeit gegen die Straße und das Dorf hin, und das ganze Unterthal, Häuser, Ställe, Menschen, waren im Schutte begraben.

Das neue Quartier im Eingange des Dorfes war wie weggeblasen, verschwunden! Wenigstens 30 Firste und 150 Personen hat es getroffen . . .

Ich ging weiter und gewann bald einen Ueberblick über die ganze Zerstörungsstätte. Sie bildet ein ungeheures Dreieck, deren Grundfläche gegen die Tschingel-Alm, dessen Spitze gegen das Thal zu liegt, jede Seite mindestens eine halbe Wegstunde lang. Die ganze Thalsohle ist mit Schutt bedeckt, der 30 bis 40 Meter hoch liegen mag. Das Ganze gleicht einer niedergegangenen Lawine oder einem festgestauten Eisstoße von grauschwarzen Schollen. Zwischendurch sucht sich die aus ihrem Lauf gedrängte Sernft ihren Weg und hat seitwärts im sogenannten „Moos" einen ziemlichen See gebildet. Große Blöcke ragen wie Hügel heraus, das Uebrige ist Schutt und Trümmer. Auf dem schwarzen Schuttfelde liegen Dachstühle, Balken, Bretter, Jalousien, zerriebene Möbeltheile umhergestreut. Ein Haus, ganz neugebaut, ist scheinbar ganz, aber nach vorne übergeworfen, andere Häuser stehen kreuz und quer vom ungeheuren Luftdruck gehoben und versetzt. Das war das ungeheure Grab der Verschütteten.

Weiter ab stehen noch einige Häuser aufrecht — darunter die Kirche, das Wirthshaus. Sie sind leer und todtenstill, gänzlich geräumt; die Uebriggebliebenen haben sich nach Hintersteinerbach geflüchtet.

In dem ungeheuren Trümmerfelde waren einige Leute mit dem Sprengen größerer Blöcke beschäftigt, um die Sernft einigermaßen wieder freizumachen. Die Anstrengung dieser Wenigen, einer so ungeheuren Zerstörung zu steuern, hatte für mich etwas Unheimliches. Indessen hallte es von der Abbruchsstelle her mit furchtbarem, lange nachhallendem Donner. Es waren neue Rutschungen, wie sie unaufhörlich stattfinden. Einzelne Blöcke rollen aus höheren Lagen in tiefere, da stäubt es, und die aschgraue Wolke am Bergabhange dampft stärker als zuvor.

Der Donner und die Flucht der Menschen ringsum hatten einen Menschen keinen Moment gestört, der unter mir im Vordergrunde im Schutte umherwühlte. Es war ein Mann, der auf dem Platze grub, wo sein verschwundenes Haus gestanden. Man hörte seine Eisenstangen klirren. Ist es ein Verrückter, der seine Todten so auswühlen will? Nein, er „plündert". Dies Wort hat im Alemannischen eine dem Schriftdeutschen fast entgegengesetzte Bedeutung, es heißt: in Sicherheit bringen. Der Mann versuchte, aus seinem Hausrathe noch etwas zu retten.

Als ich den Armen so verzweiflungsvoll arbeiten sah, wendete ich mich an einen neben mir stehenden jungen Mann aus den besseren Ständen. „Es ist ein Jammer," sagte ich, „diese verzweifelten Anstrengungen zu sehen! Ich weiß, die Schweiz

ist die Schweiz . . . Bei uns wären längst Abtheilungen von Soldaten, von Pionieren da, dem Flusse den Lauf zu ebnen, die Blöcke zu sprengen."

„Für solche Arbeit," erwiderte der junge Mann mit verächtlichem Lächeln, „würden sich unsere Soldaten bedanken."

„Deutsche Soldaten," versetzte ich, „vermuthlich auch Franzosen — würden ihre Ehre drein setzen. Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an."

Damit ging ich weiter meinen Weg um die ganze zugängliche Seite des ungeheuren Grabes. Im grellsten Contraste zu all diesem Grauen standen der blaue Himmel, der herrliche Wald. Es muß ein idyllisch schönes Thal gewesen sein, dies Elm mit seinen uralten Ahornen! Man darf sich den Ort nicht als ein „Gebirgsdorf" vorstellen, es war eine sehr ansehnliche Gemeinde. Sie hatte keine sehr reichen Leute, aber auch keine Armen. Die herrlichen Matten ringsum ernährten den schönsten Viehstand. Das Schieferbergwerk, in welchem über hundert Menschen beschäftigt waren, repräsentirte einen Werth von Hunderttausenden, es lieferte ein vorzügliches Material, das weit über die Grenzen versendet wurde.

Heute um Neun hatte das Begräbniß der aufgefundenen Leichen, wenn man zerrissene Glieder so nennen kann, stattgehabt. In zwei Massengräbern wurden sie in die Erde gesenkt. Nur wenige Menschen

waren anwesend. Mitten in der Leichenrede erfolgte ein furchtbarer Schlag, der Berg regte sich wieder. Die Anwesenden suchten das Weite, und der Pfarrer brach seine Rede ab. Es muß nicht leicht gewesen sein, sie zu halten und die Katastrophe mit der christlichen Vorstellung einer über den Menschen wachenden Vorsehung zu vereinigen.

Sehr ernst, mit einer niederdrückenden Empfindung trat ich den Rückweg von dieser Scene eines ungeheueren Jammers an. Die Existenz auch der Ueberlebenden muß als vernichtet betrachtet werden, jede Aussicht in die Zukunft ist ihnen abgeschnitten. Die Bergwand, welche den Leuten ein Quell des Reichthumes geworden war, ist ihre Verderberin geworden, sie ist nicht mehr in Ruhe zu bringen. Elm hat eigentlich heute schon ein Ende genommen wie das schöne, reiche Plurs, das eine zwanzig Meter hohe Schuttlage bedeckt. Bald dreihundert Jahre sind es her, daß das verschüttet wurde; an der Stelle der üppigen, in Liedern gefeierten Stadt steht jetzt ein schöner, schattiger Kastanienhain.

Spaziergänge durch Amsterdam.

Der Zug, der pfeilschnell die von Weilern, Canälen, Windmühlen belebte Fläche durchschnitten, verlangsamt sich und pfeift, das Coupé wird aufgerissen. Wären wir wirklich schon angekommen? Meiner Uhr nach, die noch in Köln richtig zeigte, hätte ich mich noch eine volle Viertelstunde zu gedulden gehabt. Doch ja, wir sind schon auf der Außenstation nahe der Amstel und haben nur noch einige Minuten zur Centralstation weiterzufahren. Ein weiter ruhender Seespiegel, von der sinkenden Sonne goldig und roth gestreift, zeigt sich dem Blicke, Docks erscheinen und ein Mastenwald, Schiff an Schiff, wir fahren auf einem Damme mitten durch den Wasserspiegel, Stadttheile, von Canälen durchschnitten, zeigen sich; da halten wir endlich, Alles drängt zum Ausgange.

So bin ich denn wirklich in der Stadt, die zu sehen ich seit undenklicher Zeit gewünscht habe! Ihr erster Eindruck ist groß, jedenfalls der einer Weltstadt, was sie schon im siebzehnten und acht-

zehnten Jahrhundert vor Paris und London gewesen und unleugbar heute noch ist. Unübersehbar dehnt sich das Häusermeer, aus dem Thürme und Kuppeln emporragen. Dem, der aus dem Bahnhofe herausgeht, tritt dieses Bild im weiten Halbkreise entgegen, und zwar originell im höchsten Grade. Hoch und schmal, meist nur mit einer Front von drei Fenstern, präsentiren sich die Häuser mit den breiten, seltsam verschnörkelten Giebeln. Mit dem rothen, dunkelbraunen, oder gar schwarzen Backsteinbau, dessen Mörtellinien aufs sorgfältigste weiß bemalt sind, hat uns der Aufenthalt in Holland bereits bekannt gemacht, aber nirgendwo war noch der Anstrich so grell und herausfordernd, alle Façaden sind tief schwarz, dagegen treten die hellangestrichenen Thür- und Fensterumrahmungen grell hervor. Dabei besteht jede Hausfront fast nur aus Fenstern, die sozusagen von Stockwerk zu Stockwerk ragen, daß nirgends Platz für ein Schild, eine Firmatafel übrig bleibt. Nirgends ein Erker, ein Balcon. Auf den Giebeln dagegen Vorrichtungen zum Auf- und Abwinden. Das Originellste aber ist die Haltung der Häuser. Dort neigt eines das Haupt nach vorne, dort lehnt eines an dem ihm zugekehrten Nachbar, da und dort ist eine Gruppe wie dem Zeichenbuche eines Schülers entnommen. Alles Wirkung des nachgiebigen Bodens — wir sind ja in der Stadt, die auf Pfählen ruht.

Eine Droschke, die schwer aufzufinden war,

führt mich über Brücken, den Grachten, den langen mit Alleen besetzten Canälen entlang, dem Herzen der Stadt zu. Der Samstag macht Alles doppelt lebendig, das Quartier gleicht einem wimmelnden Ameisenhaufen. Schiffer und Dirnen treiben es ziemlich arg. Doch schon biegen wir um eine Ecke, wir kommen in anständigere Regionen, ja in reiche und prachtvolle. Wir gelangen auf den „Dam“ und das Erstaunen des Reisenden wächst, wenn er sieht, wie hier auf in den Sumpf geschlagenen Pfählen Plätze geschaffen, Straßen gezogen, Paläste hingesetzt worden sind, die denen jeder andern Großstadt ebenbürtig. Den prachtvollen „Dam“ begrenzt das graue, feierlich ernste ehemalige Stadthaus, von dessen Thurm ein vergoldetes Schifflein herabsieht. Welch seltsame Thürme! aus bizarr geformten Stockwerken übereinander gethürmt. V. Hugo hat einst gesagt, die vlämischen Architekten pflegten successive ein Richterbarett, eine umgekehrte Salatschüssel, eine Zuckerbüchse, eine Flasche und eine Monstranz übereinander zu stellen. Das ist etwas übertrieben, etwas Wahres ist daran. Und von diesem Thurme ertönt ein Glockenspiel wie die Musik einer riesigen Spieluhr — seine Quadermauern ruhen auf mehr denn dreizehntausend Pfählen. Drüben ragen die neue Kerk, die Börse. Hier öffnet sich die glänzende Kalverstraat, die Rue St. Honoré in Amsterdam, und entzündet schon ihre Gaslaternen und die tausend und tausend Gas-

flammen ihrer Verkaufsgewölbe. Wohin man blickt, Leben und Bewegung. Die märchenhafteste aller Pfahlbauten, die je über lockeren Sand, Morast und Wasser errichtet worden, ist eine Wahrheit, und man muß sie gesehen haben, um an sie zu glauben . . .

* * *

In Amsterdam ist nie Glockengeläute zu vernehmen — auch Sonntags nicht. Als ich mich nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung erkundigte, wurde mir eine Antwort zu Theil, die gar wunderlich klang: es soll dies seit alter Zeit so sein und der Juden wegen geschehen, denen der Klang der Christenglocken nicht gefällt. Verhielte sich das wirklich so, so stünden wir vor einer Verzichtleistung der herrschenden Classe im Sinne der Gleichberechtigung, wie sie nicht größer gedacht werden kann.

Aber eigentlich: was soll das Glockengeläut in unseren Tagen, wo jeder Mensch seine Taschenuhr hat? Die Glocken stammen aus einer Zeit, wo es überhaupt keine Uhren gab. Da mußte der Gemeinde gesagt werden, jetzt kommt, jetzt ist's Zeit! Es ist eigentlich schimpflich für den Clerus, daß er solch einen Lärm machen muß, die Gläubigen in die Kirche zu rufen. „Ins Theater rufen keine Glocken."

Unstreitig hatten die Juden, die noch heute

in Amsterdam eine einflußreiche Körperschaft bilden und ein Zehnttheil der Bevölkerung ausmachen, hier in den zwei vorangegangenen Jahrhunderten die größte Rolle gespielt. Hieher brachten die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus Portugal Vertriebenen ihre unermeßlichen Schätze. Hier, wo ihnen ein unbedingtes Recht freier Religionsübung zugestanden wurde, fanden sie sozusagen ihr zweites Jerusalem. Sie bauten die zahlreichen Synagogen, die heute noch stehen, und waren in ihren eigenen Kreisen so unduldsam als möglich. Alte Tracht, alte Judensitte muß sich hier lange ungeschwächt erhalten haben. Aus der Amsterdamer Judenstadt holte sich Rembrandt die ihm so theuren Typen seiner alten Rabbinen. Mit ihren weißen Bärten und hohen Turbanen stattet er auch die hohen und niederen Priester auf seinen alttestamentlichen Bildern aus. Welcher Ernst, welche feierliche Würde ist diesen Männern zu eigen! Noch heute zeigt uns Rembrandt's „Jüdische Braut" im Museum van der Hoog, wie orientalisch prächtig sich das Volk Israel in Amsterdam zu kleiden gewohnt war.

Noch besteht das alte Judenviertel und wird fast ausschließlich von Juden bewohnt, aber von dem Reichthum, der dort zu Hause gewesen, habe ich nichts zu sehen bekommen. Die Kinder Israels füllen die nicht allzu breiten Gassen, sie stehen vor ihren Läden, der Fremde wird umringt und

mit Anerbietungen verfolgt. Nirgendwo der Anschein regelmäßiger Arbeit. Aussicht auf einen möglichen Gewinn wird regelmäßiger Thätigkeit vorgezogen. Jahrhunderte des Aufenthaltes unter anderen Klimaverhältnissen haben den Typus des Stammes nicht verwischt, der Aufenthalt unter dem Seife und Wasser am meisten begünstigenden Volke hat dem Sohne Israels keine größere Liebe zur Reinlichkeit beigebracht. Man befindet sich buchstäblich unter einem anderen Volke. Da und dort schiebt Einer seine gemischte Waarenhandlung auf einem Karren vorwärts und schreit aus Leibeskräften, obgleich ihn Niemand zu beachten scheint. Ein Mann in den mittleren Jahren drückt mir im Vorübergehn seine Geschäftskarte in die Hand. Er empfiehlt sich als „Kaufmann in Cigarren und Zuckerzeug, Grünzeug, Sauerkraut, Käse, Alt-Eisen, Lumpen und Knochen, er thut Botengänge für die Nachbarn, schneidet Vögeln die Zungen, Hunden und Katzen die Schwänze, ist ziemlich erfahren im Schneiden von Hühneraugen; seine Frau hält Schule für Kinder, setzt Blutegel, liest Ungebildeten die Briefe vor.“ Hier folgen Kinder rudelweise einem im Gehen ein Lied absingenden kleinen buckligen Blinden. Es waren Physiognomien, waren Bilder, wie ich sie vor Jahren in der Prager Judenstadt betrachtet und seitdem nicht wieder. Gerne hätte ich das väterliche Haus Spinoza's, gerne die Synagoge gesehen, vor deren Schwelle sich Uriel Acosta nieder-

setzen mußte, damit seine Glaubensgenossen über ihn hinwegschreiten konnten; aber Niemand wußte mir diese Stätten zu nennen.

Auch die Diamantschleifereien zu sehen, die zumeist von Juden betrieben werden, war hier nur Nebensache; meine wiederholten Gänge in die Judenstadt hatten einen andern Grund. Ich spähte nach alten in Amsterdam erschienenen Büchern und Broschüren. Dabei handelte es sich nicht um kostbare Elzeviers, die ja sämmtlich in den Händen bekannter Antiquare sind. „Imprimé à Amsterdam", „gedruckt zu Amsterdam" — es kann auch à la Haye (in dem Haag) sein — wo ein Bücherfreund diese drei Worte auf dem Titelblatte eines Buches aus dem vorigen Jahrhundert erblickt, da hält er gewiß die alte Scharteke fest und sieht sie sich näher an. Denn was sonst nirgendwo gedruckt werden durfte, erschien in Amsterdam oder im Haag. Aufklärer, die den Kampf mit dem Dogma ihrer Zeit aufgenommen, Opfer der Politik, die sich durch Pamphlete rächen wollten, Staatsmänner und politische Frauen, die sich in Memoiren vertheidigen wollten, alle flüchteten vor Zeiten ihre Manuscripte hieher, in das Land der freien Presse, die alte Arche der Freiheit. Oft genug war das „gedruckt in Amsterdam" nur fingirt, meistens jedoch waren die Bücher wirklich aus Amsterdamer Pressen hervorgegangen. Nicht ganz unvorbereitet auf diesem Felde, war ich hergekommen, dies und das von

alten Ausgaben zu suchen, als auf dem Orte, wo es noch am wahrscheinlichsten zu finden, und ich bereue in dieser Hinsicht meine Wandelingen door die Jadenbriestraat nicht. Mich des Näheren über das, was ich gefunden, zu verbreiten, sei einer späteren Zeit vorbehalten.

* * *

Mein Leben lang bin ich Rembrandt nachgegangen wie keinem anderen Maler, und so ist es selbstverständlich, daß ich schon am andern Tage das Ryks-Museum aufzusuchen ausging, wo die hervorragendste Gemäldesammlung Hollands aufgestellt ist.

Es ist gegen Neun. In der Gasse, in die mich der Zufall verschlagen, hatten sich das wilde lärmende Leben und Treiben, das Singen und Johlen, die Wirthshausmusik, auch Drehorgeln und Pianos erst gegen halb Drei beruhigt; jetzt ist die Gasse beinahe öde und fast still. Man vernimmt nicht einmal sonntägliches Glockengeläute. Kein Kaffeehaus ist noch bereit, Gäste zu empfangen; in den Locales, die eben geöffnet werden, stehen noch Tische und Stühle in Unordnung — man kennt in Holland nur ein Frühstücken zu Hause. Nur die Verkäufer von Erdbeeren, Gemüsen, Seekrebsen rufen, ihren Karren vor sich herschiebend, ihre Waare aus. Auch die Hausmägde, jede mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe,

sind thätig; sie waschen und bürsten das feinausgelegte gelbe Backstein-Trottoir, sie fegen die Dielen in den Erdgeschossen und bestreuen sie mit weißem Sande. Ihr Leben ist ein ewiges Putzen, Schrubben, Waschen, Bürsten, Ausklopfen und Fittigen, denn hier ist Reinlichkeit Religion.

An einem Platze vorüberkommend, wo ein altes Haus demolirt worden ist und ein neues aufgeführt wird, gelange ich dazu, mir von hiesiger Bauweise einen Begriff machen zu können. Ich blicke hinter die Brettereinfriedung — nichts, buchstäblich nichts ist zu sehen, als Morast und lockerer Sand, aus welchem schmutziggraues Wasser emporquillt. In diese infecte Masse werden, enger oder weiter auseinander, je nach dem Bedürfnisse des Baues, Pfähle von zehn bis dreizehn Metern Länge eingetrieben, bis sie auf festen Grund stoßen. Stehen sie fest, wird über ihre Köpfe weg eine leichtgewölbte Decke von Ziegeln aufgemauert und darauf das dünnwandige Haus gestellt. Heute ruht die Arbeit, aber da steht der Heiblok, die Ramme oder Katze, welche die Pfähle eintreibt, indem sie einen centnerschweren Block auf sie herabfallen läßt, daneben steht der große eiserne Ofen, der dazu den Theer kocht. Man sieht das Alles, aber man will noch immer nicht begreifen, wie in solcher Ausdehnung der Kampf mit dem tückischesten aller Grundwasser durchgeführt werden konnte. Könnte das Auge in den Boden sehen und das Zugedeckte

wahrnehmen — was würde es erblicken? Auf neunundneunzig morastigen Inseln, die durch dreihundert Brücken mit einander verbunden sind, einen ungeheuren, meilenweiten Wald von abgestutzten Bäumen, sämmtlich aus Norwegen herübergeführt, und darauf gestellt eine Stadt mit Gartenanlagen und Plätzen, ja mit gewaltigen Palästen!

Wohl in keiner Stadt ist es schwerer, sich zurechtzufinden, als in Amsterdam, wo man verhältnißmäßig wenig Thürme sieht und die Häuser alle nach Einem Vorbild gebaut, die Canäle mit ihren Ulmen-Alleen und ihren Brücken einander so gleichen. Ich habe endlos nach dem Museum zu fragen und irre ihm, wie es scheint, auf den größten Umwegen entgegen. Und doch ginge, wie ich bald darauf erfahre, Alles so leicht! Es fehlt nur der gehörige Schlüssel: dem Palais gegenüber, die Damstraat entlang, immer gerade aus, drei Brücken gekreuzt, dann links gewendet, und das graue Trippenhuis (Treppenhaus) ist gefunden. Die Räume desselben sind unzugänglich; man hat den unschätzbaren Besitz an Kunstwerken in drei engen Stockwerken unterbringen müssen.

Endlich stehe ich vor dem Meisterwerke, das ich suche. Rembrandt's „Auszug der Schützencompagnie". Merkwürdigerweise hat man ehedem geglaubt es sei eine Nachtscene bei Fackelbeleuchtung, woher es denn auch den Namen „die Nachtscharwache, Ronde de nuit" erhielt. Aber dem ist nicht so.

Die Leute haben sich in der Halle versammelt und draußen ist heller Abendsonnenschein. Man blickt in die Halle des Gildenhauses, in die das Tageslicht, echtes Tageslicht, durch ein dem Beschauer unsichtbares Fenster einfällt. Es mag am Spätnachmittag sein, Alles drängt dem Ausgange zu. Vorn im schwarzen Koller marschiert der Capitän Franz Baning Cook, ihm zur Seite steht im gelben Büffelkoller sein Lieutenant. Nur diese und noch ein paar Figuren im Vordergrunde sind beleuchtet, aber man blickt in das Bild und entdeckt, wie das Auge sich an den Ton gewöhnt, immer neue Umrisse und neue Gestalten, die aus dem Halbdunkel auftauchen. Der Fähnrich hebt die grüne Schützenfahne empor, ein Schütze ladet die Arkebuse, der Tambour schlägt den Wirbel. Einem jungen Mädchen in reicher Kleidung, vermuthlich Cook's Töchterlein, das einen Hahn im Gürtel, wahrscheinlich den Schützenpreis, trägt, einem Geschöpfchen voll Grazie und Anmuth, wird Angst in der Gruppe der Männer; auch ein Knabe, mit einer Blechhaube vermummt, macht sich davon. Ein einfacher, ja unbedeutender Act ist, ich weiß nicht durch welche Magie der Farbe, zur wunderbarsten Wirkung gebracht. Was soll man sagen? Ist es Realismus? Gewiß nicht. Die Schützen, welche ihre Porträts haben wollten, werden sehr unzufrieden mit dem Bilde gewesen sein, denn hier ist der Lichteffect Hauptsache geworden. Es ist

Realismus, denn die lebendigste Wahrheit tritt uns entgegen. Und ist es wieder nicht! Wo zeigt die Wirklichkeit diese wie durch ein Goldmedium hindurchgegangenen Töne?

Und dem „Schützenauszuge" steht ein Bild gegenüber, das sich beinahe mit ihm messen darf. Es ist dies das „Festmahl der Bürgerwacht", die „Schuttersmaaltijd", von Bartholomäus van Helst, ein Riesenbild, das fünfundzwanzig Personen, in Lebensgröße gemalt, durchgängig Porträts, in lebendigster Bewegung zeigt. Amsterdamer Schützen (Schutters) feiern am 18. Juni 1648 durch ein Festmahl in der St. Jorisdoelen, dem St. Georgs-Schützenhause, den Abschluß des westfälischen Friedens. Wie glücklich sie sind, daß der Krieg beendigt. Zufriedenheit strahlt in allen Gesichtern. Nie wieder hat sich Bartholomäus van Helst, einst der Lieblings-Porträtmaler der reichen Amsterdamer, zu einem ähnlichen Meisterwerke aufgeschwungen. Indeß ist sein Bild der reine Gegensatz zum Rembrandt'schen. Van Helst ist völlig selbstlos, er gibt uns das reine Spiegelbild eines lebensvollen Vorganges, nichts weiter. Er zeigt uns die Realität ohne die geringste Zuthat seiner Subjectivität. Beide Bilder gesehen zu haben, ist ein Ereigniß im Leben und ganz allein die Reise werth. Wer Bartholomäus van Helst's „Schuttersmaaltijd" gesehen, hat wirklich mit den Amsterdamer Schützen beim frohen Mahle gesessen, hat von ihrem Weine

getrunken und von ihren Platten gegessen — wer auf der Wand gegenüber Rembrandt's Bild gesehen, hat mit Rembrandt's Augen einen flüchtigen, aber unvergänglichen Moment geschaut . . .

* *
*

Ein Seitenstück zur Fahrt durch den Canal Grande von Venedig ist unstreitig eine Fahrt auf der Binnenamstel, und kaum minder vergnüglich. An Stelle der romantisch unpraktischen Gondel tritt der moderne kleine Dampfer mit seiner bequemen Cabine, der Dampf ersetzt das Ruder. Wir fahren vom Rokin, dicht beim „Dam" aus, und wenn wir auf dem Wege keinen blauen Himmel über uns und keinen Blick auf Marmorpaläste haben, so ist doch rechts und links so viel Eigenthümlichkeit zusammengedrängt, daß unser ganzes Interesse in Aufregung kommt. So viel Originalität ist meines Wissens in unserem civilisirten und uniformen Europa nicht wieder zu finden. Man hat das Bild eines bürgerlichen und germanischen, aber lebendigen und sich stetig fortentwickelnden Venedig vor sich.

Venetianisch ist auch der Duft, der aus dem Wasser emporsteigt, venetianisch sind die Schnaken, vor denen man immer auf der Hut sein muß. Es ist eine gar trübe Wasserstraße, die wir hinabgleiten, und trüb, grau, regnerisch ist der Julihimmel, der auf uns niederblickt. Rechts und links

vom Rokin steigen die Zeilen der hohen, breitgiebeligen, tiefen, aber schmalfrontigen Häuser empor, dann und wann unterbricht ein größeres Gebäude im originellen holländischen Styl des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts ihre grotesken Reihen, endlich erscheinen große moderne Paläste . . .

Aber keine melancholische Einsamkeit umfängt uns, wie auf dem Canal Grande, im Gegentheil, es pulsirt allenthalben, auf dem Lande wie auf dem Wasser, das regste Leben. Rechts und links ist jedes Haus ein Comptoir und ein gefülltes Waarenmagazin; in den Palästen sitzen Bank-Institute und Handelsgesellschaften oder es sind moderne Hotels. Das Trottoir ist voll hastiger, in Geschäften hineilender Menschen. Nun überholt das kleine Stoomboot die daneben fahrende Tramway. Dieses Hasten und Treiben gibt ein Bild der größten Thätigkeit; die Concurrenz von Schiff und Wagen innerhalb derselben Straße kommt meines Wissens sonst nirgendwo vor.

Lange sind wir zwischen ausgemauerten Kais hingefahren, die von waarenbelasteten Booten dicht besetzt sind. Der kleine Schlot des Dampfbootes hat immer wieder herabgelassen werden müssen unter niedrigen Brückenbogen, und wir haben unter denselben unsere Köpfe geduckt, wenn es auch nicht nöthig war. Da verbreitert sich der Canal, es öffnet sich die Aussicht auf immer neue, die Haupt-

linie kreuzende Grachten und auf die großen, luftigen, eleganten Stadttheile, die in jüngster Zeit in der Nähe des Frederiksplein entstanden sind. Dem Wasser und dem Sumpfe den Boden abgewinnen ist ja die eigenthümlichste Kunst und das specielle Genie des Holländers, seine Thätigkeit ruht nicht, und heidenmäßiges Geld macht das Unglaubliche möglich.

Wir streifen von ferne das Quartier der Millionäre. Diese sind in Amsterdam so zahlreich wie anderswo die kleinen Rentiers. Die Colonisten und Plantagen-Besitzer bringen aus Java ungeheures Vermögen heim. Die Rheder und Bankiers sind, ohne Amsterdam zu verlassen, Millionäre geworden. „Wie viel Tonnen hat die Tochter?" fragt man und bezeichnet mit dem alten Ausdrucke die runde Summe von zehntausend Gulden. „Zehn, zwanzig, dreißig Tonnen", ist die Antwort. Dennoch halten sich diese vielfachen Millionäre von dem protzenhaften Luxus ferne, dem man in anderen Hauptstädten begegnet. Ihre Häuser sind nicht ungewöhnlich groß, sie taufen sie nicht Palais, sie geben ihnen keine prunkvolle Einfahrt, die Livreen ihrer Dienerschaft stechen nicht hervor. Der Reichthum liebt es hier nicht, Lärm zu machen. In der Stille häuft sich Gold auf Gold; es herrscht nach Außen hin eine große Zurückhaltung, ähnlich wie in der Schweiz.

Immer breiter wird die Wasserstraße, wir

gelangen in das breite, großartige Bett der Binnenamstel. Das ist der Fluß, der Amsterdam den Namen gegeben, er steht mit allen Canälen in Verbindung und ergießt sich in das Y. Wie langsam er sich vorwärts bewegt, zeigen die großen schwimmenden Wiesen von Wasserlinsen. Das palastartige neue Amstelhotel steigt linker Hand vor uns empor, rechter Hand in der Ferne erblickt man mächtige Baumkronen, die sich im schwarzen Wasser spiegeln: man ahnt das Ende der Stadt.

Der Steuermann spricht mich als Landsmann an, er ist ein Mannheimer und möchte wissen, ob sich seine Vaterstadt stark verändert hat. Aber bei achtzehnjährigem Dienst auf holländischen Schiffen hat er sein Deutsch so sehr vergessen, daß ich ihn kaum verstehen kann.

Weit draußen — ich glaube, es ist die vorletzte Station auf der Bahn, die das kleine Stoomboot durchmißt — steht mitten in der Amstel ein Badhaus, das zugleich, wie hier öfter vorkommt, ein Kaffeehaus ist. Vorn auf dem Altan ist die Wirthschaft, seitwärts von der Treppe liest man: Toegang tot de Baden- und Zwemeinrichting (Zugang zur Bade- und Schwimmanstalt). Der allerliebste Punkt ist unbegreiflich wenig besucht. Lieblich ist es hier nach genommenem Bade — das das erstemal allerdings abschreckend ist: das Wasser der Amstel hat, in ein Gefäß geschöpft, die Farbe gelben österreichischen Weines — auf der offenen Holzgalerie

zu sitzen, von reinen Lüften erquickt, mitten im mächtigen, kaum bewegten Strom, aus dem die Widerspiegelungen der schönen breiten Baumkronen heraufschimmern. Die Verbindung von Wasser und Vegetation ist von höchstem Reize, ein seltenes Bild.

Man ist völlig der Stadt entrückt und doch ihr nahe. In wenigen Minuten kann man mitten in ihrem bewegtesten Leben stehen.

* * *

Die Holländer sind das merkwürdige Volk, das, nur drei Millionen an Zahl, mindestens sechzehn Millionen Unterthanen in anderen Welttheilen beherrscht. Natürlich sind die Blicke der Holländer fortwährend den Colonien zugekehrt: auf dem Gedeihen derselben beruht zum großen Theile das Gedeihen Hollands. Im Vordergrunde des Gesichtskreises steht Nederlandsch Indie. Es hat seine Eisenbahnen, seine eigene Presse, seine Kriegsmarine, seine eigene Armee; alljährlich geht von Holland ein Contingent aus, die Lücken auszufüllen, die das verderbliche Klima in die Reihen reißt. Aber das sind freiwillige und geworbene Soldaten; hier muß nicht wie im übrigen Europa das Princip der allgemeinen Wehrpflicht für alle möglichen Eroberungszwecke herhalten und damit eine neue Form der Sklaverei schaffen . . . Einen Blick in die fernen, mit allen Reichthümern und Zaubereien, aber auch mit allen Schrecknissen ausgestatteten

Inselparadiese gewinnt Jeder, der die herrlichen zoologischen Gärten Amsterdams besucht; dort kann er die seltsame Thierwelt von Java, Sumatra, Borneo, Celebes, die phantastischen, juwelenfarbigen Vögel, die grausigen Fledermäuse, die furchtbaren Schlangen alle beisammen sehen. Als Beherrscher dieser Länder, die ihm theils schon ganz gehören oder über die er bereits seine Hand gelegt, hat der Holländer Fragen vor sich, von denen wir uns nichts träumen lassen. Wie die Reis-Ernte, die Kaffee-Ernte auf den Feldern um Samarang ausgefallen, wie sich die Dyaks von Borneo zur Regierung stellen, ob der mohammedanische Geist sich in den Bevölkerungen des Archipelagus regt, und was die Chinesen treiben, das sind hier wichtige Fragen. Die Verbindungen der Colonien mit dem Mutterlande immer fester und regelmäßiger zu gestalten, ist ein scharf ins Auge gefaßtes Ziel. Schon jetzt verbindet ein regelmäßiger Dienst Amsterdam mit Batavia; jeden Dienstag und Mittwoch kann man draußen am Y, in den Ritlanden, die ungeheuren ostindischen Dampfer besuchen und sie abfahren sehen. Die alte holländische Marine, einst eine von alten Seewölfen geführte Kriegsflotte und die stete Sorge Englands, ist eine großartige Colonial-Marine geworden.

An der Börse vorübergehend, finde ich, daß es an ihr im Vergleiche mit uns ruhig hergeht. Und doch höre ich, daß dort nicht selten binnen einer

Stunde an sechsmalhunderttausend Ballen Kaffee verkauft werden. Das sind doch Geschäfte, vor denen die binnenländischen zu Krämergeschäften herabschrumpfen . . . Allerdings haben Assecuranz, Dampf und Telegraph die alte Kaufhausromantik gründlich zerstört. Der aufgeregte Kaufherr aus dem Drama oder dem älteren Roman, der von seinen Schiffen keine Nachricht hat und im Verlaufe zweier Akte vom Millionär ein Bettler wird, um, wenn ihm der Dichter wohl will, im letzten Acte wieder ein reicher Mann zu werden, ist eine Figur aus alter Zeit. Alles geht jetzt ruhiger zu. Der Dampf hat nicht bloß die Entfernungen abgekürzt, er hat auch die Möglichkeit gegeben, fast auf den Tag das Eintreffen der Waare zu bestimmen. Der Telegraph bringt eine Nachricht, die sonst Monate brauchte, in kaum so vielen Stunden. Und sie ist kein Geheimniß mehr, sie ergeht an die gesammte Handelswelt. Und so beschränkt sich der heutige Kaufmann darauf, die Bedürfnisse des Consums zu decken. Dabei mag sich behaglicher und ruhiger mit Schiffen auf der See leben lassen, als dies in alter Zeit der Fall war.

In Amsterdam treffen die Fahrzeuge, welche auf verschiedenen Wasserwegen den Rhein herab- oder hinaufgehen, mit den überseeischen zusammen. Höchst interessant für den Binnenländer ist eine Wanderung am Hafen, sei es zu Fuß an der Buitenkant (Außenseite), wo sie Stunden in Anspruch

nimmt, sei es in Absätzen mit dem kleinen Steamer, der vom Damrak ausgeht. In den grandiosen Bassins an der Ost- und Westseite des Hafens, welche durch mächtig starke lange Dämme vom Y getrennt sind, liegen Tausende von Schiffen neben einander. Dieses Tauwerk, das sich vor dem Blicke in einander zu verschlingen scheint, dieser Mastenwald, die weißen und rothbraunen Segel, diese flatternden Wimpel, daneben die Comptoirs, Magazine, alle von der Thätigkeit der Menschen belebt, geben ein merkwürdiges Bild.

Barke liegt an Barke — auch dreimastige Schiffe werden „Bark" genannt — jedes hat seine Waare; hier wird ausgeladen, hier aufgenommen. Man sieht Berge von exotischem Nutzholz, riesige Ladungen von Petroleumfässern, hier spanisches Rohr, hier Getreide aus Rußland, hier schwedisches Eisen. Die holländischen Schiffe, die so proper und blank geputzt sind, erkennt man sofort. Nicht alle machen Seereisen, wir sind ja im Lande, wo aller Transport zu Wasser besorgt wird. Der Gärtner bringt sein Gemüse, der Milchverkäufer seine Milch in der Barke in die Stadt; auch der Umzug von einem Stadttheile in den andern findet zu Wasser statt. Zahlreiche Familien haben gar kein festes Haus, sondern leben im Boote. Diese sind wohnlichst eingerichtet. Aus den kleinen grünen oder roth bemalten Cajütenfenstern mit rein gewaschenen Vorhängen blicken Kindergesichter, die Frau

kocht ihnen auf dem Verdeck den Nachmittagskaffee. Man sieht selbst kleine Gärtchen und Blumentöpfe mit allerlei Gewächsen auf den Barken.

Weit draußen gegen den Doorvaart (nicht wie man glauben könnte „Thorwart", sondern „Durchfahrt") zu, zeigt sich der Schreiers-Toren (der Schreierthurm), jetzt Bureau des Hafen- und Dockmeisters. Er liegt an der Werft, von welcher die Schiffe in alle Weltgegenden fahren, und hat seinen Namen von dem Geschrei, das hier Weiber und Kinder bei der Abfahrt ihrer Gatten und Väter erhoben. Ich habe in den Ritlanden größeren Abfahrten beigewohnt, als es damals gab, aber kein lautes Geschrei, höchstens leises Weinen vernommen. Ist die Menschheit gefühlloser geworden oder hat sie sich mehr zu beherrschen gelernt?

Der sinkende Abend führt mich nun langsam schlendernd zu Vondel's Park hinaus. Wir sind hier im neuen Amsterdam, das mit dem Raum nicht spart wie das alte. Villen stehen inmitten geschmackvoller Anlagen, prachtvolle Teppichbeete leuchten hinter Eisengeländern hervor. Eine Trambahn durchzieht die Hauptstraße. Auf einem Terrain entsumpfter Wiesen ist hier seit den letzten Jahren eine Anlage entstanden, die ihresgleichen sucht. Im Mittelpunkt herrlicher Anpflanzungen, durch die sich stille Wasser schlängeln, ist das colossale Standbild Joost van Vondel's — des holländischen Dichters, dessen Name Jeder gehört, dessen Werke aber

Niemand gelesen hat — ringsum ziehen sich schattige Ulmen-Alleen. Tausende von Menschen bewegen sich heute in denselben vorwärts, von den Klängen einer Militärcapelle angezogen, die in einem Pavillon auf einer kleinen, aus einem klaren Teiche vorragenden Insel spielt. Indeß ziehen, unbekümmert um die Musik, Reiter vorbei, Kinder fahren in eselbespannten Kutschen, ganz kleine mit einem Gespann weißer Ziegenböcke. Vornehme Equipagen halten vor der Treppenflucht des großen Kaffeehauses. Wie einsam fühle ich mich in diesem Gedränge, seit zwei Tagen hatte ich kein deutsches Wort vernommen. Ich schritt über Brücken von leichter Eisenconstruction, die über die sich schlängelnden Wasser führen, und stand endlich gegenüber dem kleinen See, in welchem die Wipfel der Bäume und Tausende von fröhlichen Menschen sich spiegelten.

„Juffrouw, wenn es Ihnen beliebt," wendete ich mich an ein schönes Kind, das dicht vor mir den Klängen einer liedartigen Composition mit unverkennbarem Wohlgefallen zugehört hatte, „können Sie mir vielleicht den Namen des hübschen Musikstückes nennen, das man soeben gespielt hat?"

„Es ist die heimliche Liebe, Mynheer," war die freundliche Antwort in gutem Deutsch, „die heimliche Liebe, von welcher Niemand etwas wissen darf. Mich wundert, daß Sie das Lied nicht kennen, denn es ist sehr populär. So viel ich weiß, kommt es aus Wien."

„Es ist ein allerliebstes Lied, mein Fräulein, ein Lied, das mir noch lange im Kopfe herumgehen wird; ich hörte es heute zum erstenmale. Aber auch die, die es mir genannt, werde ich sobald nicht vergessen."

„Dazu, Mynheer, müßte doch unsere Bekanntschaft minder flüchtig sein . . ."

„Es läge nur an Ihnen, mein Fräulein, ihr eine längere Dauer zu geben . . ."

So gab ein Wort das andere, und nicht mehr ganz einsam wandelte ich von da ab durch Joost van Vondel's Park, ohne mich durch den Dichter einschüchtern zu lassen, der mich von seinem Postamente herab mit strenger Miene ansah. Aber vergebens sieht man sich bei Rückkehr aus diesem reizenden Orte nach einem Wagen um. Diese sind überhaupt in Amsterdam eine Seltenheit. In alter Zeit war der Wagenverkehr hier so gut wie verboten, man befürchtete, daß das Rollen der Räder die Fundamente der auf Piloten gebauten Häuser erschüttern könne. Nur den höchsten Staatsbeamten und den Aerzten war das Halten eines Wagens gestattet. Waren doch auch ehedem die meisten Gassen so eng, daß zwei Wagen nicht aneinander hätten vorüberfahren können. Die Fortschritte der Baukunst mögen diese Sorge unnütz gemacht haben, aber traditionell scheint man den Wagen heute noch für entbehrlich zu halten.

So wählt man für die Rückkehr die Tramway,

und auch solche Fahrt ist nicht ohne Reiz. Man sitzt unter luftigem Dache, in geräuschvoller Gesellschaft allein. Die Giebel ragen so seltsam in die mondklare Nacht. Alle Minuten kreuzt man auf einer Brücke einen Canal und sieht im schwarzen Wasser die endlosen Zeilen der Gaslaternen sich spiegeln. Die Kaufgewölbe funkeln, trotz der vorgerückten Stunde, noch im vollen Glanze. Ich kenne überhaupt keine Stadt, in welcher, wie in Amsterdam, die Nacht zum Tage geschlagen wird. Von 10 Uhr an steigert sich das Straßenleben zu immer lärmenderer Bewegung. Ich rede da gar nicht von den schlimmen Quartieren, in welchen zu dieser Stunde ein wahres Blocksbergstreiben sich entfaltet. Auch in den besseren Gassen der sogenannten Neß treibt sich das Volk umher, die Mädchen ziehen schaarenweise wie in London, aus den Cafés chantants heraus hört man die gellenden Stimmen bänkelsängernder Französinnen. Noch um Mitternacht strömen Herren und Damen in die großartigen, von Edison-Lampen taghell erleuchteten Räume der Restauration Krasnapolsky, hier Kras genannt. Erst mit der Polizeistunde, 2 Uhr, nimmt das Alles ein Ende. . .

* * *

Eines gibt es, was uns die Freude am Aufenthalte in Amsterdam, der so interessanten und originellen Stadt, wesentlich trübt: man hört so

viel reden vom Amsterdamer Fieber, das früher oder später Jeder durchzumachen habe, der dort bleibt. Es ist ein Malaria- oder Wechselfieber, das Niemanden hinrafft, doch, je nachdem, leichter oder schwerer überstanden wird . . . Wahrlich, gar manches Wissen ist vom Uebel. Nachdem man ein paarmal von diesem Fieberchen reden gehört, verliert man das schöne Behagen, beginnt da und dort ungesunde Ausdünstungen zu riechen, fängt an, sich zu beobachten. Zumal in Nächten, wenn eine im Zimmer eingeschlossene Schnake uns nicht schlafen läßt, wird man unruhig und glaubt schon die ersten Symptome einer heranziehenden Krankheit an sich zu erkennen.

Auch die Schnaken gehören nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten Amsterdams. Es gibt deren zwei Arten: aus den einheimischen Grachten geborne, die sehr zahlreich, aber nicht bösartigerer Natur als die Rheinschnaken sind, und fremde, in den ostindischen Schiffen importirte: echte Mosquitos. Um von den letzteren gestochen zu werden, muß man schon Anlage zum Unglück haben und ein besonderer Pechvogel sein; mir ist es nicht begegnet. Man trägt dann eine große schmerzhafte Beule wochenlang herum.

Anfangs trug auch meine Wohnung dazu bei, mich zu verstimmen. Ich saß eigentlich im Käfig, zu welchem man mittelst einer Hühnersteige gelangte. Das Zimmer hatte auch gar keine festen Wände,

sondern war nur durch Tapeten auf drei Seiten von dem Nachbarzimmer geschieden; mir war, als ob ich zwischen drei spanischen Wänden wohne. Die Vorderseite dagegen war so gut als durchsichtig; die breiten, nur durch ganz schmale Mauerstreifen getrennten Fenster gingen beinahe bis auf den Boden.

Man macht sich von der zeltartigen Bauart der Häuser in den älteren Stadttheilen Amsterdams und von der in ihnen durchgeführten und durch die Schmalheit der Häuser bedingten Raumersparniß gar keine Vorstellung. Eng und fast senkrecht gehen die Stiegen herab. Als im Hause allmählich Zimmer frei wurden, gelangte ich in den zweiten und sodann in den ersten Stock, wo ich ziemlich gut aufgehoben war. Aber die großen, breiten, bis auf den Boden gehenden Fallfenster machten mir immer eine Empfindung, als ob ich in einen Glaskasten gesperrt sei.

Wenn ich in den ersten Tagen meine Hühnersteige herabkam, sah ich fast jedesmal ein junges schwarzes Mädchen, das ein weißes Tuch um ihr glänzend schwarzes Haar geschlungen hatte, aus einer Thür heraustreten und wie im Schatten wieder verschwinden. „Das ist," erzählte der Wirth, „das Kindermädchen einer englischen Familie, die mit sechs Kindern auf einem Segelschiffe von Ostindien gekommen. Sie hatten eine sehr schlechte Ueberfahrt; das Mädchen ist schwer krank davon, geht aber immer rastlos herum. O, was sind das für

Menschen!" rief der alte Herr. „Frömmere gibt es nicht auf Gottes Erdboden! Schenkt ihnen die Herrschaft bessere Kleider, so sagen sie, sie verdienten nicht dergleichen zu tragen. Weist man ihnen ein Bett an, so sagen sie, sie seien gewohnt, auf dem Boden nur auf einer Decke zu schlafen. Aber macht ein Kind nur: Hm, Hm, oder hustet es gar, schon ist so ein schwarzes Menschenkind auf und trägt das Kleine die ganze Nacht herum. Frömmere Geschöpfe gibt es nicht!"

Das Mädchen war eine Sundanesin. Diese senken immer Kopf und Augen vor dem Höhergestellten. Spricht er, dürfen sie den Blick einen Moment erheben, dann aber müssen sie mit gesenktem Kopfe zuhören.

Es war mir an dem Mädchen eine gewisse Erschlaffung der Züge, eine Mattigkeit des Blickes aufgefallen. Ich sah auch, daß sie in auffallender Weise jeden Blick vermied, fortwährend mit den Fingern nervöse Versuche machte und eigenthümlich lächelte.

„Was fehlt dem Mädchen?" fragte ich.

„Sie leidet," erwiderte der alte Herr, „am sakit latah, von dem Sie gehört haben werden."

„Im Leben nicht! Was ist das?"

„Es ist eine Krankheit der Malaien," erwiderte er. „Das ist eine gar eigenthümliche Menschenrasse und sie hat auch eigenthümliche Alterationen. Ihr Nervensystem ist sehr leicht verletzbar. Sakit

latah heißt auf Deutsch: das krankhafte Nachsprechen. Aber die Krankheit beschränkt sich nicht auf das Nachsprechen allein. Wenn der Patient durch lautes Anrufen erschreckt wird, kann er seine Augen, so gern er es auch möchte, von der andern Person nicht mehr abwenden und ist gezwungen, Alles, was ihm vorgesprochen oder vorgemacht wird, nachzuahmen. Sogar die angefangene oder nur gedachte Handlung muß der Kranke durchführen. Wissen Sie, ich habe an die fünfzehn Jahre in Niederländisch-Indien gelebt. Da habe ich Gelegenheit gehabt, derlei Kranke öfter zu sehen."

Wenn die Schoonmaksters, das heißt die Reinmacherinnen, die Zimmermädchen, die in Holland von Früh bis Abends thätig sind, erscheinen, verläßt man auch beim schlechtesten Wetter das Haus und bleibt am besten ein paar Stunden weg. Denn das Schoonmaken des Zimmers wird sehr ernst genommen. Alles wird in die größte Unordnung gebracht, um dann wieder in die schönste Ordnung gebracht zu werden. Jeder im Zimmer befindliche Gegenstand wird in die Hand genommen und vom möglicherweise darauf befindlichen Staube befreit. Das Unterste wird zu oberst gekehrt, um allmälig wieder an seine richtige Stelle zu kommen. Die Schoonmaksters fegen nicht nur aus, sie bürsten Alles, sie waschen die Thürpfosten, sie nehmen das Bettgestell (den ledekant, aus dem französischen lit de camp corrumpirt) auseinander, sie klopfen die

Möbel, sie nehmen die Vorhänge herunter und erneuern sie in einem fort. Samstag insbesondere ist der große Scheuertag; da werden auch all' die großen Fenster und wird eigentlich das ganze Haus von oben bis unten gewaschen. Zwei Schoonmakſters bringen das leicht zuwege. Eine steht auf dem Trottoir und läßt den Wasserstrahl ihrer Spritze gegen das Fensterglas spielen, die Andere lehnt gleichzeitig aus dem geöffneten correspondirenden Fenster des höheren Stockwerkes und bearbeitet von oben herab das Glas mit einer Bürste, die an einem lanzenartigen Stiele befestigt ist. Immer höher, bis ins zweite Stockwerk hinauf, muß die Spritze ihre Strahlen entsenden; das Mädchen mit der Bürste auf dem lanzenartigen Stiele hat sich bereits in die Dachlucke zurückgezogen. Erst wenn die ganze Vorderwand des Hauses trieft und glänzt wie ein nasser Pudel und jedes Stäubchen ersäuft und weggeschwemmt ist, ruht die Arbeit der Schoonmakſters.

Wenn der Himmel, was im Laufe des Juli nur zu oft geschah, seine Schleusen gar zu stark öffnete, blieb ich daheim und versuchte es mit dem Studium des Holländischen. Ich hatte beim Durchstöbern der Bücherläden mehrere ursprünglich deutsch geschriebene Romane gefunden, deren Text mir sehr wohlbekannt war. In einem derselben: „Ter Eere Gods“ genannt, wollte ich das Holländische zu lesen beginnen und mich im Verständnisse desselben üben. Unter den ganz besonderen Umständen war mir fast

jedes Wort verständlich. Aber was hilft das? Von der Lektüre eines Buches, noch dazu eines solchen, das wir kennen, ist ein ungeheurer Schritt zur mündlichen Unterhaltung. Wir verstehen allerdings jedes dritte oder fünfte Wort — das Ganze bleibt bei der Schnelligkeit der gesprochenen Rede unverständlich.

Das Holländische ist wie das Vlämische ein Zweig des deutschen Sprachstammes, der Geist der Sprache und die meisten Wortstämme sind deutsch, der Satzbau fast ganz der deutsche, die ganze Sprache weicht vielleicht nicht mehr vom Deutschen ab, als der Dialekt des Tirolers oder Schweizers vom Schriftdeutschen — dennoch genügen die Abweichungen und Unterschiede, uns immerfort zu befremden und das Verständniß der gesprochenen Rede unmöglich zu machen. Worte und Begriffe kommen in so sonderbaren Verkleidungen daher — man erkennt die alten Bekannten gar nicht wieder. Es ist, als ob man fort und fort geneckt würde und kleine Räthsel zu lösen erhielte.

Als ich an einem Verkaufsgewölbe, nicht fern von meiner Wohnung die Inschrift „Doodekisten" las, fragte ich mich zuerst, was damit wohl gemeint sei. Und doch ist die Lösung gar leicht: Doodekisten sind die Kisten, in welchen die Todten zur Versendung in das bessere Land verpackt werden; das Verkaufsgewölbe war ein Sargmagazin. Das Wort Goedkoop war ich geneigt, nachdem ich es auf den

Glasthüren zweier Laden gelesen, in welchen Schuhwaaren aufgestellt waren, für den Namen eines Schusters Gutkopf zu halten, der Eigenthümer mehrerer Magazine sei, bis mir einfiel, daß dies einfach Gut-Kauf, wohlfeiler Kauf bedeuten müsse. Auch was die allenthalben angebrachte Inschrift: gestofferte Kamers te huur bedeute, gab mir einen Moment Kopfzerbrechen, es heißt einfach: eine Wohnung zu vermiethen und das Wort huur (sprich hür) mag mit unserem Heuren in etymologischer Verwandtschaft stehen. Endlich über eine Inschrift, die ich im Café des Milles Colonnes über einer aufgehängten Sammelbüchse las, habe ich jedesmal, trotz des Ernstes der Sache, lächeln müssen — sie lautete:

Voor de verdrukte Jooden (für die unterdrückten Juden).

Einen Amsterdamer Buchhändler, in dessen Verlag auch mehrere werthvolle deutsche Bücher — ich erinnere nur an Corvin's Memoiren — erschienen sind, und der auch meine Schriften wiederholt seiner Aufmerksamkeit und der Gunst der Uebersetzung gewürdigt, wollte ich, da ich zufällig seine Firmatafel erblickte, im Vorbeigehen grüßen. Ich trat in das Haus und fragte einen ernst und feierlich blickenden Herrn, der gerade aus der Thüre treten wollte, ob Herr Binger zu sprechen? „Mynheer Binger," antwortete er in einem Tone, in welchem mir eine gewisse Melancholie zu liegen schien, „ist

vertrokken." Ich äußerte mein Bedauern und ging. „Alle Wetter," dachte ich, indem ich die Warmoestraat entlang schritt, „was muß dem Manne zugestoßen sein? Vertrokken — was ist das? Ist er vertrocknet? Ist er ertrunken? Nun, mag ihn was immer betroffen haben, wenn es nur nicht gar zu schmerzhaft ist . . ." Ein paar Minuten später mußte ich mir sagen, daß vertrokken jedenfalls das Präteritum von treken, ziehen (daher trek-schuiten, Zichfahrzeuge) sei. Herr Binger war einfach umgezogen.

So neckt uns diese Sprache fortwährend in sonderbaren Verkleidungen, jetzt mit fremdartigen Ausdrücken, jetzt mit anderer Aussprache, jetzt nur mit anderer Orthographie. Den Plattdeutschen, die in der Sprache Fritz Reuter's herangewachsen sind, mag sie ganz natürlich vorkommen, wir Süddeutsche dagegen können bei aller Achtung, die wir vor dem Genius des holländischen Volkes als solchem empfinden, nicht umhin, sie zuweilen komisch und grotesk zu finden. . . .

* * *

An einem der wenigen hellen und sonnigen Tage, die der Juli uns schenkte, war ich hinausgefahren, mir die beiden Wunder holländischer Baukunst: das Schleusenwerk bei Schellingwoude und den Noord-Zee-Canal anzusehen.

Beide Werke, das erste östlich, das andere

westlich von Amsterdam gelegen, gehören eigentlich zu einander, das erstere ist die Schutzwehr des zweiten. Erst durch sie wurde das eigentlich in einem abgelegenen Winkel des Zuydersees gelegene Amsterdam, dessen Zugänge von Versandung bedroht waren, von Osten wie vom Westen wieder den größten Schiffen zugänglich.

Damit das Schleusenwerk in Schellingwoude erstände, mußte Alles überboten werden, was noch in Holland in dieser Art geleistet worden war. Nur holländische Ingenieure, an solche auf lockerem Triebsand errichtete Bauten gewöhnt, konnten dergleichen ausführen. Man versenkte Tausende von Sandsäcken, sogenannte Flakken, und trieb dazwischen die Pfähle hinein. 1865 riß ein furchtbarer Sturm die ersten Piloten zusammen, die Arbeit war zerstört und mußte aufs neue aufgenommen werden. Da zeigte sich ein zweites unerwartetes Hinderniß. Durch die Last des neu aufgerichteten Bauwerkes wurde der Sandboden daneben gehoben, der Damm schien wieder gefährdet. Da fing man an, weite Strecken des Meeresboden mit den schwersten Blöcken zu belegen, sozusagen den Meeresboden zu pflastern. Das half. Und nun schließt ein zwei Kilometer langer Damm die Ostseite des Y gegen den Zuydersee ab.

Dieser riesige, ganz aus Steinblöcken und mit Lehm gedichtete Damm hat drei Schleusen zum

Durchlaß der Schiffe und zwei zum Auspumpen und Einlassen des Wassers. Zweiundzwanzig eiserne und vierunddreißig hölzerne Doppelthore, von denen die größten je sechshundertundachtzig Centner schwer sind, reguliren den Durchgang der Wasser. Auch Dampfmaschinen sind in Thätigkeit zum Auspumpen und Herstellen des Niveaus, sie können, wie ich lese, in der Minute die ungeheure Masse von zweitausend Kubikmetern bewältigen.

Der Verkehr durch diese Schleusen ist ein gewaltiger: alle Fahrzeuge, die von der Zuyderſee, Friesland, Gröningen, aus der Nordsee nach Amsterdam kommen, passiren sie. Täglich werden an dreihundert Schiffe durchgeschleust, an einzelnen Tagen sind es schon siebenhundert gewesen.

Eine Ergänzung dieser Werke ist der Nordsee-Canal, durch welchen Amsterdam der Nordsee in directer Richtung auf drei und eine halbe Meile nahegerückt worden ist.

Sachverständige sehen in diesem Canale ein Seitenstück zum Suez-Canale, obgleich dieser einundzwanzig, der holländische nur vierthalb Meilen lang ist. Beide sind durch Sand und seichte Seen geführt. Indeß bot der holländische dem Baue ungleich größere Hindernisse: es war ein nordisches, gewaltig ebbendes und fluthendes Meer voll furchtbarer Stürme und eine colossale Pressung des Wassers zu bewältigen.

Velsen an der Nordsee mit seinem Leuchtthurme und seinen Werften, gewissermaßen das Port-Said dieses Canals, habe ich leider nicht besuchen können. Immerhin hatte ich Riesenwerke gesehen, in welchen sich der alte Unternehmungsgeist der Holländer wunderbar ausspricht.

Haarlem und der Haag.

Als nach einer Reihe regnerischer Tage der Himmel wieder ein freundlicheres Gesicht zeigte, hatte ich Amsterdam mit raschem Entschlusse verlassen, um doch ein weiteres Stück von Holland kennen zu lernen.

Die Bahn von Amsterdam nach Haarlem durchschneidet die nordholländische Halbinsel fast in der Gegend ihres Gürtels, dort, wo das Land in der weichen niederdeutschen Mundart den zierlichen Namen Holland op zijn smalst führt. Erst dann wendet sie sich südlich, und bei Halfweg gewinnt man schon den Blick auf die unabsehbare grüne Fläche des Haarlemer Meerpolders: man fährt auf dem Meere abgewonnenem Boden.

Mit mir im Coupé saßen drei Damen: Großmutter, Mutter und Enkelin. An den beiden älteren Frauen war noch ein Ueberrest alter holländischer Nationaltracht zu sehen, sie trugen bei sonst moderner Kleidung, und zwar unter

ihren Hüten, die wunderſame Haube aus Goldblech, welche den Schläfen feſt anliegt und in zwei abſtehenden Spiralen endigt. Bei der alten Dame waren dieſe Spiralen dicht mit großen Diamanten beſetzt, welche hell in der Sonne funkelten und ihr freundliches Geſicht wie ein Rococorahmen einfaßten. Es waren nette, geſprächige Frauen, ſie hätten mich gerne in ihre Unterhaltung gezogen, guter Wille dazu war auch von meiner Seite da, aber es ging durchaus nicht, wir konnten nichts thun, als nach mißglückten Verſuchen unſere gegenſeitigen Mißverſtändniſſe herzlich belachen.

Auf älteren Karten von Holland, noch aus den vierziger Jahren etwa, ſieht man zwiſchen Haarlem, Leyden und Amſterdam in geringer Entfernung von der Nordſee das Haarlemer Meer verzeichnet. Es hatte ſich im Verlaufe dreier Jahrhunderte aus vier kleinen unbedeutenden Seen gebildet, hatte Ebbe und Fluth und war ein gefahrvoll zu befahrendes Waſſer, das zwölf Stunden im Umkreiſe maß. Es waren darauf Seegefechte geliefert worden. Am Tage des Erdbebens von Liſſabon gerieth es in große Aufregung. 1836 erhoben ſich Sturmfluthen darauf und bedrohten Amſterdam. Durch ſolches Treiben hatte ſich das Haarlemer Meer ſein eigenes Urtheil geſprochen, und es wurde ſeine Trockenlegung decretirt. Früher waren vielfach Windmühlen zur Auspumpung von Seen und Entwäſſerung der Moräſte verwendet

worden. Nun wurde die Dampfmaschine ein unendlich wirksameres Mittel. Systeme von Pumpen wurden aufgestellt. 1840 war die Trockenlegung begonnen worden, 1853 war sie fertig. Und jetzt existirt das Haarlemer Meer nicht mehr. Dort, wo einst Friedrich, Alba's Sohn, mit seinen Schiffen den Bürgern von Haarlem die Zufuhr abgeschnitten, ist jetzt urbarer Boden. Man hat eine große, von einem Canal umzogene und in vier Abtheilungen zerlegte Insel hergestellt; den ehemaligen Seegrund bewohnt jetzt eine Gemeinde von fünfundzwanzigtausend Seelen. Dampfpumpmühlen und Schöpfwindmühlen halten das Land fortwährend trocken; Dörfer erheben sich, Alleen und Straßen durchschneiden das Terrain; wo einst Schiffe gescheitert, wandeln jetzt Heerden mit vollen Eutern. . .

Wird auch einst die Zuyderse solch ein Ende nehmen? Es ist sehr wahrscheinlich. Der Austrocknung des Haarlemer Meeres ist bereits die des Y gefolgt. Hier würde es sich darum handeln, einen 40,000 Meter langen Damm quer durch das nördliche Ende der Zuyderse zu legen, und ein Strich, so groß wie drei oder vier Thüringer Ländchen, könnte der Cultur gewonnen werden. Ein unternehmendes Volk wie die Holländer schreckt vor solch gewaltigen Plänen nicht zurück.

Schon zeigte sich Haarlem; ich griff nach meiner Reisetasche; meine Reisegefährtinnen wünschten mir viel Vergnügen, und händeschüttelnd nahm

ich Abschied. Noch nie habe ich bei so vielen Diamanten so wenig Hochmuth gefunden. Allerdings waren meine Reisegefährtinnen keine Frauen aus der vornehmen Welt, sondern Mutter, Frau und Töchterchen eines Oekonomie-Besitzers aus Edam, dem käseberühmten Orte.

Es mochte etwa 10 Uhr sein, als ich in Haarlem ankam. Die Stadt, welche unter allen den schmucken und sauberen Städten Hollands für die schmuckste und sauberste gilt, hatte ihre Morgentoilette beendigt. Die Fronten der Häuser, dunkelbrauner Ziegelbau mit weißgekalkten Fugen, breiten Giebeln und einer Ornamentik aus Sandstein, welche alte Schmiedearbeitsformen nachahmt, machten den freundlichsten und dabei originellsten Eindruck. Fenster, Thüren, Firmaschilder und Glockenzüge, Alles war frisch geputzt und glänzte in der Sonne. So reinlich gewaschen waren die Trottoirs, daß ich mir ein Gewissen daraus machte, ein Schwefelhölzchen, mit dem ich meine Cigarre angebrannt, wegzuwerfen, und es lange mit mir trug, bis ich eine passende Stelle dafür gefunden. Ich suchte nun eine Droschke, daß sie mich um die Stadt herumfahre, fand aber keine; vermuthlich hat man Pferde nicht gerne auf den Plätzen stehen, weil sie das Pflaster derselben zu verunreinigen pflegen.

Die Holländer haben in Betreff der Frage nach Erfindung der Buchdruckerei ganz separatistische

Ansichten, und nehmen für einen Haarlemer, Laurenz Jaeszon, genannt Coster (der Küster), die Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern in Anspruch. Dieser, sagen sie, sei Küster gewesen, habe schon 1423 Holztafeln geschnitten und durch Abdruck zu vervielfältigen verstanden; er habe auch bewegliche Lettern erfunden. In der Christnacht 1440, während der Küster alt und krank in der Kirche der Mitternachtsmesse beiwohnte, habe ein ungetreuer Geselle, Namens Fust, Lettern und Bücher gestohlen. Er habe sie nach Mainz gebracht, wo Gutenberg in den Besitz derselben gelangt sei und die Erfindung des Alten als die seinige ausgegeben habe. Neuerdings haben Forscher die ganze Existenz Coster's in Abrede gestellt; doch wie es sich auch verhalte, auf dem Rathhause zu Haarlem werden die ersten Coster zugeschriebenen Drucke gezeigt, und derselbe hat auf dem Platze vor der groote Kerk gewissermaßen als Anti-Gutenberg ein großes erzenes Standbild erhalten.

Auf festeren Füßen steht der Ruhm des Haarlemer Malers Franz Hals, dessen Bedeutung man erst kennen lernt, wenn man das Museum auf dem Rathhause besucht. Er ist der heiterste und freudigste aller Meister und als Farbenvirtuose neben Rembrandt zu stellen.

Wenn auch die Zeit vorüber ist, in der man für Haarlemer Tulpenzwiebeln, wie z. B. für den Semper Augustus, dreizehntausend Gulden zahlte —

Haarlem ist noch immer eine Blumenstadt und hat die schönsten Gärten, mit deren Erzeugnissen sie einen ausgebreiteten Handel treibt. Das landhausreiche Bloemendaal, ganz nahe bei Haarlem, ist Dorf und Park zugleich; hier haben die reichsten Kaufleute Amsterdams ihre Buiten oder Landhäuser gebaut, man blickt durch eiserne Gitterthore und Geländer auf die schönsten Rasen und Blumenteppiche, die fremdartigsten Pflanzengruppen, die reichsten Blumenbeete. Leise Pianoklänge kommen von der Höhe, die Luft ringsum schwimmt in Duft; man bringt einen angenehmen Rausch davon heim.

* * *

Am andern Morgen war ich im Haag. Der Haag, man sagt allenfalls auch s' Gravenhaag, des Grafen Gehege, nie Haag schlechtweg — ursprünglich eine Wildstation, ein Jagdsitz der Grafen von Holland, später das größte Dorf Europas genannt — ist jetzt mit seinen lichten, alleendurchzogenen Straßen, seinen vielen Palästen, den berühmten „Bosch" in unmittelbarer Nähe, eine der schönsten Städte der Niederlande. Die Plätze sind weit und frei, die Häuser stattlich und modernsten Styles, allerdings ohne volksthümlich holländischen Charakter. Die Stadt macht den Eindruck der Eleganz und des Behagens und bildet

den directen Gegensatz zu dem originellen, aber düsteren Amsterdam.

Und kaum wird wohl eine Stadt zu finden sein, die ein poesievolleres Bild innerhalb ihrer Mauern einschließt, als der Haag, vom Vijver (Weiher) aus gesehen. Ein großartiges Wasserbecken ist auf drei Seiten von Alleen umgeben, es hat eine Insel in der Mitte, Schwäne kreuzen auf der leisbewegten Fläche. Direct aber entsteigen dem Gewässer die grauen Mauern des Binnenhofes; langgestreckte, festungsartige Steinmassen mit Thürmen und Giebeln; Aneinanderreihungen der verschiedensten Bauten kündigen sich, ich weiß nicht durch welch finsteren und geheimnisvollen Charakter als Stätte an, wo finstere historische Ereignisse gespielt. Und dies ist wirklich der Fall. In diesem Binnenhofe wurde Olden Barneveld, der Begründer des holländischen Staatswesens, durch ein parteiisches Gericht verurtheilt und hingerichtet, hier wurden die Brüder Cornelis und Johann de Witt, vom oranisch gesinnten Volke, das in ihre Kerker gedrungen war, ermordet.

In Erwartung, daß die Bildergalerie (das koninklijk Kabinet van schilderijen) geöffnet werde, schlenderte ich auf den Kneuterdyk und fragte nach dem einstigen Wohnhause Olden Barneveld's. Auf dem Gesimse dieses Hauses stand einst eine Statue der Wahrheit mit einem Spiegel in der Hand, und dieser löste sich ab und fiel zu Boden im

selben Momente, als Olden Barneveld ins Gefängniß geführt wurde. Doch nicht eigentlich Barneveld's, vielmehr eines Andern wegen kam ich her. In diesem Hause wohnte längere Zeit Diderot, nach seiner Heimkehr aus Rußland als Gast der Fürstin Galytzin. Das Gebäude beherbergt jetzt das Ministerium der Finanzen.

Endlich hatte die Eröffnungsstunde der Galerie geschlagen, endlich, denn Rembrandt's berühmtes Bild: „Die Anatomie" zu sehen, gehörte seit undenklicher Zeit zu meinen Wünschen. Da hängt es im großen schwarzen Rahmen, keineswegs grauenvoll, nur ernst, der Gegenstand durch Kunst so gemildert, daß alles Abstoßende wegfällt. Im gewölbten Saale der Snykamer (des Secirsaales) ist der berühmte Anatom Nikolaus Tulp daran, die Anatomie des Armes zu demonstriren. Vor ihm auf dem Tische, quer verkürzt, liegt der Kadaver. Viele Zuhörer, nicht Studenten, sondern gereifte Männer, Mitglieder der Amsterdamer Chirurgengilde, umgeben den berühmten Lehrer. Die Figuren haben Lebensgröße. Alle sind schwarz gekleidet, mit großen, liegenden, gefältelten Kragen, Tulp allein hat einen schwarzen, weichen, breiträndrigen Hut auf dem Kopfe. Er ist in ruhiger Darlegung begriffen. Er hat das Sehnenband der Hohlhand abgelöst, den oberflächlichen gemeinschaftlichen Fingerbeuger bloßgelegt, einen langen, dicken, oben sehr fleischigen Muskel, der sich am untern

Drittheil des Vorderarmes in vier Bündel spaltet, von welchen jedes in eine lange schlanke Sehne ausläuft, und erklärt seinen Zuhörern, wie, wenn die Beuger und Ausstrecker derselben Seite zugleich wirken, durch die Speichenmuskel die Abziehung, durch die Ellbogenbein-Muskel die Anziehung der Hand entsteht. Nikolaus Tulp hat mit einer Pincette die Sehnenbündel emporgehoben. Er wird sie sofort mit der Scheere durchschneiden und zeigen, wie — höchst wunderbar — die Sehne des tiefen gemeinschaftlichen Fingerbeugers zwischen die Sehnenschenkel des oberflächlichen Fingerbeugers hindurchtritt und dadurch eine wunderbare Mechanik erzeugt. Das ist der Mittelpunkt der Darstellung. Nun ist aber das Außerordentliche am Bilde der Unterschied des Verständnisses, den Rembrandt den Gesichtern der sieben Individuen zu geben verstanden hat. Der Eine hat die Demonstration schon im Voraus errathen und constatirt mit einem Blicke, was er schon weiß; ein Zweiter wundert sich über das, was er ohne Tulp's Demonstration nie gefunden hätte. Einer ist aufmerksam, kann aber der Darlegung nicht folgen, indeß er hat guten Willen, er wird später nachkommen. Drei im Hintergrunde Stehende sind zerstreut und geistig abwesend. Und man sieht — so klar ist Alles den Gesichtern eingeschrieben — das Schicksal eines Jeden voraus, wenn die Herren Chirurgen noch eine Prüfung bei Professor Tulp zu bestehen haben.

Zwei werden ein glänzendes Examen machen, zwei vermuthlich ein sufficienter erhalten, die übrigen werden durchfallen. Das leuchtet sofort jedem Beschauer ein.

Und so hat Rembrandt ein Bild gemalt, von welchem man in Gegenwart des Todes nur an Geistesleben denken muß. Ein Sensationsmaler hätte am Leichname die Schädel- oder Brusthöhle öffnen lassen: Rembrandt hat bescheiden einen Vorwurf gewählt, den man ohne jedes Grauen betrachten kann: handelt es sich doch nur um die Function der Hand, also des Organs, durch welches der Verstand des Menschen sich äußert. Und erst durch diesen vergleichweise weniger nervenaufregenden Hintergrund gelangt er dazu, uns die Vorgänge im Geiste der Zuhörer zu zeigen. Unendlich oft haben sich die Maler seitdem daran versucht, gegenüber Einem Vorgange die verschiedenartigsten Gemüthsstimmungen in einer Scala sich entwickeln zu lassen; an Lebendigkeit, Wahrheit und Ersichtlichkeit des Eindrucks hat keiner Rembrandt übertroffen.

Und auch diese „Anatomie", dies gewaltige Kunstwerk, ist im Grunde nur ein Gelegenheitsbild. Es war damals Sitte, daß die Vorsteher einer Gilde, eines Gerichts-Collegiums, eines Stifts sich gemeinschaftlich von einem großen Maler abconterfeien ließen, ganz so, wie sich heute Corpsbrüder oder Waffenkameraden gemeinschaftlich

zum Photographen verfügen. So sind die Doolen- oder Zünftebilder entstanden, wie wir deren fast in allen Galerien Hollands finden. Rembrandt aber verstand es, fast der Einzige, aus ihm in Auftrag gegebenen Porträtgruppen Kunstwerke ersten Ranges entstehen zu lassen, indem er eine geistige Einheit dramatischer Handlung zu schaffen wußte, an welcher er die verschiedenen Persönlichkeiten, je nach ihrer Art und Weise, betheiligte. Der „Auszug der Schützencompagnie" und die „Staalmeesters" in Amsterdam sind ein weiterer Beweis davon.

Die Galerie im Haag hat übrigens der Meisterwerke noch gar viele aufzuweisen. Es sind außer der „Anatomie" noch vier Bilder Rembrandt's, dann mehrere Ruysdaels, viele Jan Steens da. Ferdinand Bol und Gerbrand van den Eckhout gewinnen sehr bei näherer Bekanntschaft. Paul Potter's „Junger Stier" entzückt alle Landwirthe. Auch Murillo und Tizian sind unter den Nichtholländern vertreten. Im Allgemeinen wirkt Eines sehr wohlthätig in den großen Galerieen Hollands: sie sind fast vollständig frei vom nazarenischen Charakter, der den alten Galerieen anhaftet. Mir speciell, ich gestehe es, wird durch die ewigen Familienscenen aus Nazareth und anderswo der Genuß an denselben sehr verleidet. Hat man den heiligen Sebastian sich in hundert Stellungen unter den Pfeilen winden und die büßende Magdalena

tausendmal ihre Hände vor dem Todtenkopfe ringen gesehen, so hat man daran genug. Die Niederländer endlich haben auch der Gegenwart und dem Leben ihren Werth gegeben und eine heiterere Lebensauffassung künstlerisch durchgesetzt.

Aus begreiflichen Gründen hat mich auch ein anderes, kleines Bild Rembrandt's interessirt: „Das Weib des Urias aus der Ferne von David betrachtet". Es befindet sich in der Galerie des Barons Steengracht von Osterland, welche fast lauter Cabinetstücke ersten Ranges enthält. „Und es begab sich," erzählt uns das heilige, zuweilen auch sehr unheilige Buch, „daß David um den Abend aufstund von seinem Lager und ging auf das Dach des Königshauses, und sahe vom Dache ein Weib sich waschen, und das Weib war sehr schöner Gestalt." Dies und nichts Anderes ist der Gegenstand des Bildes. Wie oft haben doch von jeher die schönen Jüdinnen der Bibel die Phantasie der Dichter und Maler beschäftigt! Rebekka am Brunnen, Dalila, auf deren Knieen Simson eingeschlafen, die fromme Ruth, die barbarische Judith, Esther, die Sulamith, die keusche Susanna, ja sogar Madame Potiphar — wie oft sind sie gemalt und in den Mittelpunkt von Dichtungen gezogen worden! Diesen Gestalten schließt sich auch Bethseba an. In der Dichtung kann sie nur wirken, wenn man sie in den schärfsten Gegensatz zu König David bringt: als bloße Sklavin seiner Lüste

wäre sie gemein. Sie sitzt bei Rembrandt in einem dichtbelaubten Parke neben dem Badebassin nackt auf einem mit einem Teppich bedeckten Tische, zwei Dienerinnen warten ihrer, und eine brave Alte hat es, wie es scheint, mit ihren Hühneraugen zu thun. Eine merkwürdige Frau! Sie scheint gar nicht zu fühlen, daß es doch eine gewagte Sache ist, auf einem von Gebäuden überragten Platze so im Freien zu baden. Ich möchte durchaus nicht annehmen, daß sie bei sich denkt: „Sieht mich zufällig Jemand, was liegt daran? Mein Leib ist ohne Fehl!" Und doch könnte man es nach dem Ausdruck ihres Gesichts, der ein völlig prosaischer, wenn nicht gar gemeiner ist, beinahe glauben. Die Behandlung des Halbdunkels, aus welchem der Frauenkörper kräftigst hervortritt, mag von höchster Meisterschaft sein, ich habe in dem Bilde nur ein wohlgebautes Weib gesehen, geistige Bedeutung aber beim besten Willen nicht erkennen können. Rembrandt hat immer nur Lebenswahrheit angestrebt, höhere Frauenschönheit hat er nicht gesucht und, so viel ich weiß, nicht gefunden.

Es war 3 Uhr geworden, ich fuhr in den Bosch hinaus. Dieser, der für den Haag das ist, was für Berlin der Thiergarten, grenzt fast an die Stadt. Er ist von unvergleichlicher Schönheit, wenn mildes Sonnenlicht durch die Gipfel der uralten Alleebäume und den lichtgrünen Buchenwald

blickt. Man fährt an großen stillen Teichen vorüber, in deren Wasser die Zweige der Ulmen und Hängeweiden tief herabschatten. Hier ist das berühmte „Haus im Bosch“ mit dem herrlichen achteckigen Oraniensaale zu sehen. Maler aus Rubens' Schule: Jordaens, Thülden, Honthorst, haben ihn mit Gemälden geschmückt, die Gruppe der badenden Nymphen hat Rubens selbst gemalt. Als ich mich sattgesehen und den Heimweg antreten wollte, fand ich die Hauptallee des Bosch voll Equipagen, den Bosch von einem Strome von Menschen durchfluthet. Es war die Stunde herangekommen, in der die Musikcapelle zu spielen pflegt. Heute schien der sonnige Tag Alles ins Freie gelockt zu haben. Das große Gartenlocal der Nieuwe Literarische Societät war das begehrteste Ziel: das Abgeben einer Visitenkarte genügte, um Eintritt darin zu finden. Sofort befand man sich inmitten der ganzen eleganten Welt des Haags. Alles hatte sich gesellig in Gruppen zusammengefunden. Schöne Frauen nippten an Eis und Sodawasser, bunt phantastisch aufgeputzte Kinder trieben sich zwischen den Tischen umher. Man konnte bei den Klängen der „Oberon“-Ouvertüre die geistige Signatur manches schönen Frauenkopfes studiren und die Kostbarkeit der Toiletten mindestens ahnen. . . Und auch mir, dem Fremdling, wurde zu seiner größten Ueberraschung ein Gruß zu Theil. Sitzen dort nicht in

zahlreicher Gesellschaft meine Reisegefährtinnen von gestern? Gewiß; in der Sonne blitzt die diamantenbesetzte Goldhaube.

Ringsum hörte man nur Holländisch sprechen. So viel fremde Bestandtheile aus der Badewelt des nahen Scheveningen da sein mochten, sie verschwanden vollständig. Aber wie anders sind diese Holländer, als man sich sie gedacht! Man hat so viel von ihrem Phlegma gelesen, ohne an sich die Frage zu stellen, wie sich doch Phlegma mit dem entwickeltsten Kaufmannssinne und der größten industriellen Unternehmungslust vertrüge, und findet eine Beweglichkeit und Behendigkeit, die jener der Franzosen nahekommt. Das Holländische wird auch viel schneller als das Deutsche gesprochen.

Eine andere Mythe scheint mir die Corpulenz und das Blond der Frauen zu sein; ich habe fast nur brünette Frauen gesehen, die keine besondere Fülle zeigten. Der Himmel weiß, wo Van Dyck, wo Rubens ihre dicken Frauen mit den semmelblonden Haaren angetroffen. Vielleicht in Flandern, in Holland gewiß nicht. Mir scheint, daß diese Maler zufällig Modelle von so üppiger Carnation in der Nähe hatten und daß diese Modelle ihr Haar künstlich zu bleichen pflegten. In Italien war dies ja der Fall; sollte die Mode nicht später auch nach Holland gekommen sein?

Es war schon ziemlich spät, als ich mich in einem großen auf den Plaats gelegenen Restaurant einfand. „Annemen! Annemen!“ rief es rechts und links, und die Kellner eilten auf diesen Ruf herbei. Dies könnte den Fremden am ersten Tage zum Glauben verleiten, daß der Kellner diesen seltsamen Namen führe. Doch das ist nicht der Fall: der Kellner soll nur eben die Bestellung oder die Zahlung „annehmen“.

Als ich nach meinem Diner auf die Uhr sah, die Sieben zeigte, und erfuhr, daß heute die Schauwburgen (die Theater) geschlossen seien, erfaßte mich doch die Sorge, wie ich den Abend wohl zubringen werde. Ich fing an, die stille vornehme Residenz mit dem lauten Amsterdam zu vergleichen, und äußerte mich etwas niedergeschlagen zu einem Herrn, der mir gegenüber am Tische gesessen hatte und mit dem ich ins Gespräch gekommen war. „O,“ sagte er im Tone des Vorwurfs, „wie mögen Sie Amsterdam mit dem Haag vergleichen! Der Haag ist so schön! Amsterdam dagegen riecht übel, einen Theil des Jahres nach Häring, den andern nach Stockfisch. Zudem — es steht auf Wasser. Amsterdam ist faul. C'est une ville infecte.“ Mir war, als höre ich von einer schönen und liebenswürdigen Frau, die mir sehr gefallen, Nachtheiliges erzählen. „Ja wohl, man sagt, daß ihr Athem nicht ganz rein ist,“ erwiderte

ich, „und das mag auf keine gute Gesundheit deuten. Im Uebrigen aber ist es eine herrliche Stadt. Wie schön sind die Abende in Vondel's Park!"

Mein Gegenüber kannte ihn noch nicht; war er so lange nicht in Amsterdam gewesen?

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede V

Gedichte.

„Unter Tagesgespenstern geh' ich" 3
Ritter, Tod und Teufel 4
Nächtlicher Besuch 6
Frühlingsabend 10
Der Gattin eines Kritikers 11
An Josephine 12
Römische Elegie 13
Herculanum 16
Der Theolog von Salamanca 22
König Poltys 30
Karghegan 33
Böser Zauber 34

Novelletten.

Tannhäuser im Orient 39
Das Gastmahl des Skopas 53
Die Frühmesse 61
Klingenbergs Jugend 70
Isabella von San Felice 88
Wie Heilige entstehen 105
Eine Jesuitenpredigt 120
Fragmente aus Olympia 125

Reisebilder.

Winterfahrt durch Graubündten 143
Salzburg 158
Auf der Fahrt im neuen Reiche 168
Berliner Eindrücke eines Oestreichers 180
Saxon-les-bains 199
Ein Besuch in Elm. 215
Spaziergänge durch Amsterdam. 225
Haarlem und der Haag 260

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Alfred Meißner, Mosaik.

Zweiter Band.

Mosaik.

Eine Nachlese

zu den gesammelten Werken

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebr. Paetel.
1886.

Alle Rechte vorbehalten.

9465
27/11/90

Literarische Streifzüge.

Jean Jacques.

In Genf, im Angesichte der Alpenkette und des Montblanc, dahinter der blaue See, sitzt ein Mann von Bronce. Sein römischer Mantel, noch ganz neu, zeigt die Brüche, die der Stoff im Lager des Tuchhändlers bekommen. Er sitzt auf einer Art curulischen Stuhls, große Folianten als Unterlage und zur Stütze. Eine Inspiration erwartend, hält er einen Griffel in der Hand.

Mehrmals im Leben und noch ganz vor Kurzem habe ich vor diesem Monument gesessen. Ich war in der Stimmung, an Rousseau zu denken — wer denkt nicht seiner am Genfersee? — aber vor diesem Manne in halbrömischer Gewandung verging mir alle Stimmung — ich fand sie erst drei Tage später am Bielersee wieder. Zeigt mir Rousseau als jungen Streber, im seidenen Frack und Kniehosen, den Degen an der Seite, ein kleines Büchlein in Sedez in der Hand; als Schreiber und freiwilligen Entbehrer in seiner runden Perrücke, ein Notenheft unter dem Arme; zeigt ihn

mir als Greis, gebrochen, in seinem langen Armenier-Anzug — und sein Bild wird mich, je nach der Situation, interessiren oder ergreifen, aber mit diesem steifen Akademiker da habe ich nichts zu schaffen. Wie ist der Kopf beschaffen, der sich Rousseau so vorstellt? Aber man wendet mir ein, dies sei Rousseau, der Weise, der Gesetzgeber der Demokratie von 1789, wie ihn die collective Phantasie des Jahrhunderts geschaffen. Mit so viel Arbeitsmaterial behaftet man den Denker doch nicht! Nicht Folianten, kurze, schlagende Sätze haben von jeher die großen Bewegungen hervorgerufen. Die „Proclamation der Menschenrechte" hat Platz auf einem Octavblättchen . . .

Am Bielersee war es anders. Dort, auf der lieblichen Peters-Insel, hatte ich den Mann, der hier sein Asyl suchen wollte, ganz anders vor mir. Und während ich saß und sann, zog sein Leben an mir vorbei. Von Venedig nach Paris, von Paris hieher und wieder weiter nach England, schließlich nach Ermenonville schweiften meine Gedanken. Ich überdachte sein Leben. Viel, was man verurtheilen, viel, was man entschuldigen, manches, was man bewundern muß, beklagenswerthe Verirrungen der menschlichen Natur neben edlen Zügen, eine widerspruchsvolle, unstete, getheilte Natur, eine problematische Natur höchsten Styls!

Ich will es versuchen, meine Ueberschau zu fixiren.

In den Jahren 1743 und 1744 lebt in Venedig, der französischen Gesandtschaft attachirt, ein Genfer, der zur katholischen Kirche übergetreten ist. Vornehme Damen, seine Gönnerinnen, haben ihn, eine Art Musikanten, der nie einen regelmäßigen Schulunterricht genossen, eine zeitlang Bedienter, dann der Günstling einer vornehmen Frau gewesen ist, dem Gesandten Grafen Froulay empfohlen. Er ist bereits über die Dreißig. Der musikalische und philosophische Vagabund, der nie Chiffrenschrift gesehen, ist ein Organ der französischen Diplomatie geworden. Er hat glänzende Fähigkeiten, Geist, Esprit, und dies eigenthümliche Jahrhundert öffnet jedem Abenteurer von Geist eine Bahn. Rousseau verdient sich viel Geld mit Visiren von Pässen, überwacht die venetianische Signoria, berichtet fleißig im Namen des Gesandten nach Paris und macht die vielfachen Mißgriffe seines talentlosen Vorgesetzten wieder gut. Er behauptet eifrig seinen Rang und bietet gerichtlich Verfolgten im Gesandtschaftshotel eine Freistätte.

Bald nachher wird der Diplomat aus seiner angenehmen Stellung verdrängt und geht nach Paris zurück, wo er wieder als unabhängiger Spaziergänger lebt. Er findet abermals Gönnerinnen, wie Mademoiselle Gaussin von der Opéra Français, findet Sängerinnen, die ihn protegiren, zieht es aber vor, mit Therese le Vasseur in wilder Ehe zu leben. Die Kinder, die ihm geboren werden,

schickt er ins Findelhaus, ohne sich — so wenig wie die Mutter — weiter um sie zu kümmern. Der Leichtsinn kann gar nicht weiter gehen und verbrecherischer sein!

Ganz Paris ist eben in zwei Parteien gespalten, von denen die eine für die National-Oper, die andere für die Italiener ist. Rousseau hat aus Venedig eine Schwärmerei für italienische Musik mitgebracht und steht zu Diderot. Er behauptet, daß die französische Sprache für Musik gar nicht gemacht, mithin eine französische Gesangskunst gar nicht möglich sei. Die Arien und Recitative der französischen Musiker seien ledern, ihre Harmonieen Schulübungen. Als praktisches Beweisstück für seine Ansicht hat er ein Singspiel im italienischen Geschmack, „Der Dorfwahrsager", componirt. Er gewinnt, der Eifersucht Rameau's zum Trotz, Zutritt dafür an der Oper und erfreut sich eines lebhaften, wenn auch nur kurzen Triumphes.

Das Glück macht ihn regelmäßig unbescheiden. Gegen Fürsten ist er absichtlich ungezogen. Als der Herzog von Zweibrücken ihn nach der ersten Darstellung des „Devin du village" freundlich anredet und ihn bittet, ihm sein Compliment machen zu dürfen, erwidert er: „Meinetwegen, wofern es kurz ist!"

Es drängt ihn in die Reihen der schönen Geister. Er lernt Voltaire kennen, der ihn freundlich aufnimmt; er macht die Bekanntschaft des

ganzen Encyklopädisten-Kreises und wird in die Salons eingeführt. Um einen Anspruch auf solche Auszeichnung zu verdienen und auf die Dauer zu behaupten, ist eine literarische Arbeit nöthig. Eines Tages hat die Akademie von Dijon zur Beantwortung der Frage aufgefordert: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste binnen den letzten drei Jahrhunderten zur Veredlung und Reinigung der Sitten beigetragen? Das ist eine sonderbare Frage, in welcher Ursache und Wirkung verwechselt sind, denn wenn auch Wissenschaften und Künste einen Einfluß auf die Völker üben, die sittliche Bildung oder Verbildung eines Volkes geht denselben als wirkende Ursache vorher. Das Volk selbst ist der Boden, die Künste sind die Vegetation darauf, und der Boden bedingt die Vegetation, nicht umgekehrt.

Gleichviel. Die Akademie hat die Frage so gestellt, und Rousseau — denn warum sollten wir der Erzählung La Harpe's mißtrauen, der sich allenthalben als wahrheitsliebender Mann zeigt — Rousseau begibt sich zu Diderot, dem er sagt, er habe die Absicht, die Frage mit einer feurigen Lobrede auf Künste und Wissenschaften zu beantworten.

Aber Diderot kennt seinen Mann; er weiß, daß dieser seine Stärke im Paradoxen habe. Er räth ihm, das Gegentheil zu behaupten und zu vertheidigen. Damit werde er Lärm und Aufsehen machen.

Das leuchtet Rousseau ein. Die Frage, die sich auf drei Jahrhunderte bezieht, wandelt er in die allgemeine Frage um: ob der Mensch durch Bildung besser werde? und beantwortet sie mit einem schneidenden Nein!

Die mit der glänzendsten Beredtsamkeit geführte Vertheidigung des Paradoxons machte Glück. Rousseau hatte sich wirklich erwärmt, indem er für eine völlig willkürliche Lebensform eintrat. Die Verständigen wurden durch einzelne ganz vortreffliche Einfälle und Gedanken angezogen und verziehen dem Autodidakten von gestern die anmaßenden Ausfälle auf Spinoza und verwandte Geister. Daß das Wort Tugend und Vorsehung in der Schrift immer wieder vorkam, freute die Frommen; der Nachweis, daß Lernen Körper und Geist schwäche, tröstete die Faulen, die es nun rechtfertigen hörten, daß sie nichts gelernt. Der Verstand der Masse endlich ist gegen wohl verfochtene Trugschlüsse wehrlos.

Die Widerlegungen, welche die Schrift hervorruft, vermehren nur deren Ruf. Die Akademie von Dijon hatte sie gekrönt.

Den größten Eindruck aber macht die Schrift auf den Autor selbst. Er wird der erste glühende Convertit der Lehre, die er so unvermittelt aufgestellt, und gestaltet nun, seiner veränderten Denkweise gemäß, seine Lebensweise um. Es vollzieht sich eine Umwandlung, wofern überhaupt ein

Charakter sich verwandeln kann. Rousseau beschließt, sich von den vornehmen Kreisen, den verderbten Ständen zurückzuziehen und nur der Zurückgezogenheit, nur den Studien zu leben. Er will seinen Unterhalt durch Notenschreiben verdienen. Er zieht seine seidenen Strümpfe aus, legt seinen Degen ab, entäußert sich seiner sämmtlichen Juwelen, die in einer goldenen Sackuhr bestehen, verkauft sie und trägt von da ab eine „runde" Perrücke, die offenbar sehr schlecht kleidet. Man könnte beinahe die Sache so ansehen: Ein Mann, der nie Aufsehen gemacht, als er wie Andere einherging, versucht es, auf dem Kopf zu gehen, und erregt damit das größte Furore. Von da ab will er sich der Welt nie anders zeigen.

Es wird nöthig sein, an diesem Orte eine Stelle aus jener gekrönten Preisschrift anzuführen, da sonst Niemand glauben würde, was Rousseau damals Alles zu behaupten im Stande war. „Hinsichtlich der abscheulichen Unordnung," schreibt er, „welche die Buchdruckerei in Europa verursacht hat, und um auf die Zukunft aus den Fortschritten zu schließen, welche sie täglich macht, so kann man leicht voraussehen, daß die Fürsten nicht säumen werden, so viel Sorgfalt anzuwenden, diese schreckliche Kunst aus ihren Staaten zu verbannen, als sie angewendet haben, um sie daselbst einzuführen. Der Sultan Achmet, den dringenden Bitten einiger sogenannter Leute von Geschmack nachgebend, hatte

eingewilligt, eine Druckerei in Konstantinopel einzurichten; aber kaum war die Presse im Gange, als man sich genöthigt sah, sie zu zerstören und die Werkzeuge in den Brunnen zu werfen. Khalif Omar, befragt, was man mit der Alexandrinischen Bibliothek machen solle, antwortete: Wenn die Bücher dem Koran Widersprechendes enthalten, so sind sie schlecht, und man muß sie verbrennen; wenn sie nichts enthalten, als was im Koran steht, sind sie überflüssig. Unsere Gelehrten haben diese Schlußfolge als Uebermaß von Dummheit angeführt. Setzt aber Gregor den Großen an die Stelle Omar's und das Evangelium an die Stelle des Korans, so wäre die Bibliothek auch verbrannt worden, und dies wäre vielleicht der schönste Zug dieses berühmten Papstes." Das ist das Urtheil Rousseau's über die Presse.

Da nun die Schrift von vielen Seiten bekämpft worden war, sucht der Autor in einer zweiten weitere Belege für seine Behauptungen beizubringen. So entsteht die zweite, nicht gekrönte Preisschrift: „Ueber die Ungleichheit unter den Menschen". Das Ideal Rousseau's in dieser Schrift ist das Thierglück. Die Ignoranz ist das einzige Mittel, den Irrthum zu vermeiden. Es würde heutzutage für den Gipfel des Grotesken gelten, bei den Hottentotten, Lodronen und anderen Wilden die Ueberbleibsel des verlorenen Menschen-Ideals suchen und finden zu wollen. Die Welt sah es damals anders

an. Der Ruf: „Kommt in die Wälder und werdet besser!“ schien etwas für sich zu haben. . . .

Es gibt keine geistreichere Persiflage als die Voltaire's, dem Rousseau (1755) diese Rede einschickte. „Noch nie,“ schrieb er zurück, „hat Jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen. Liest man Ihr Buch, wandelt Einen die Lust an, auf allen Vieren zu laufen. Jedoch, da ich schon über sechzig Jahre diese Gewohnheit abgelegt habe, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen, und ich überlasse Anderen diesen Naturgang, die dessen würdiger sind als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht zu den Wilden in Canada einschiffen, weil meine Krankheit mir einen europäischen Arzt nothwendig macht, dann, weil jetzt in jenem Lande Krieg herrscht und das Beispiel unserer Nationen die Wilden fast so böse gemacht hat, wie wir selbst sind.“ . . .

Wohl hatte Voltaire Veranlassung zum Spotte, dennoch liegt den hier bis zum Fieber verzerrten Einbildungen Rousseau's ein berechtigter Gedanke zu Grunde. Es war der des Kampfes gegen die bestehende Gesellschaft. Es war etwas daran, einer gemüthlosen, gleißenden, in Lastern schwelgenden Cultur, voll harter Moral und lächerlichen Rangunterschieden, eine einfachere, herzlichere Welt gegenüberzustellen. Alle, die wenigen Bevorzugten ausgenommen, empfanden ja das Bedürfniß einer Reformation der Sitten, des Lebens, der Regierungs-

formen. Alles sehnte sich nach Erneuerung. Nur diese Lebenserneuerung in die Wildniß verlegen zu wollen, war Unsinn. Und so ist die Wirkung erklärlich, die diese Schriften trotz ihrer Excentricität hatten.

Indeß scheint Rousseau selbst zu fühlen, wie viel ihm mangle. Er beginnt aus dem Lateinischen zu übersetzen, als wolle er, mit dem, was er bisher geschrieben, unzufrieden, sich einen neuen Styl schaffen. Er arbeitet und studirt rastlos. Das politische Gebiet verlassend, schreibt er in der Hermitage von Montmorency die „Neue Heloise“ und, von Gewissensbissen wegen seiner ausgesetzten Kinder gefoltert, das Erziehungsbuch „Emil“.

Die Wirkung namentlich der „Neuen Heloise“ war tief und stark und verbreitete sich über die halbe Welt. Es war nicht nur die feine Dialektik der Leidenschaft, die berauschende Sprache, die den Leser fortriß, es war vor allem Andern die völlige Hingabe der Autor-Persönlichkeit mit allen Heimlichkeiten ihrer Brust, welche diese Wirkung erzielte. Alles war schon mehr oder minder Selbstbekenntniß; nicht die Fabel, der Autor selbst war in Scene getreten. Das Anstößige lag neben dem Bezaubernden, die Ueberspanntheit neben dem wahren Gefühl. Eine gleiche Entäußerung ihrer selbst ist später nur wieder bei Byron dagewesen und hat auch bei ihm eine ähnliche Wirkung geäußert.

Mit dem „Gesellschaftsvertrag“ kehrt nun

Rousseau auf das politische Gebiet zurück. Die Fäden verwebend, die er in den beiden Preisschriften angesponnen, und das ganze mildernd, entwirft er seine neue Staatstheorie, in welcher ganze Nationen nach dem Muster der kleinen Schweizer Cantone leben und sich verwalten sollten. Das Gemeinwohl ist überall höchster Staatszweck, die Minderzahl ist rechtlos. Das ist nun entschieden ein Staat, in welcher Unsereiner, der es fühlt, daß er zur Minderzahl gehören wird, nicht leben möchte. Und das mit Recht. Im Staate soll aber auch Jeder frei sein in Allem, was den Anderen nicht schadet. Es konnte Rousseau, der seinen Spinoza gelesen, nicht unbekannt sein, was dieser unumstößlich beweist: wie es nicht von unserem Willen, sondern von unserer Vernunft abhängig, wovon wir uns überzeugen. Auch der Staat kann somit vom Einzelnen nicht mehr verlangen, als daß er nichts gegen sein System gewaltthätig unternehme, wenn er sich ihm unterworfen hat oder von ihm unterworfen worden ist. Daß er sich von der Richtigkeit seines Grundprincips überzeuge, wenn dieses seiner Vernunft widerspricht, kann er nicht verlangen. Die politische Gewissensfreiheit muß wie die in Glaubenssachen Jedem gewährt sein.

Wie traurig der Lebensabend des viel umherverschlagenen Mannes gewesen, ist Allen gegenwärtig. Mit den Jahren hatten sich Menschen-

scheu und grämliches Wesen in ihm gesteigert. Er forderte von dem, den er Freund nannte, Alles, ohne selbst die kleinste Laune aufgeben zu wollen. Die edelsten Anlagen, Geist und ein tieffühlendes Herz waren jetzt nur noch wie ihm zum Verderben da. Ruhelos, arm, bewundert einerseits, andererseits von Haß verfolgt, muß er die kleine Peters-Insel, den Canton der von ihm so oft gepriesenen Schweiz verlassen, in dem er seine letzte Heimstätte gesucht. Noch einmal scheint die Sonne ihm aufzuleuchten, als David Hume ihn nach England mitnimmt und ihm eine Pension erwirkt. Aber es bricht Streit zwischen den zwei Philosophen aus; mißtrauisch trennt er sich von seinem neuen Freunde, verläßt London, weicht allen Freunden aus, sondert sich mehr und mehr ab. In der langen Kleidung eines Armeniers wandelt er trübsinnig unter den Parisern umher, dichtet Romanzen, nährt sich vom Notenschreiben.

Er stirbt, sechsundsechzigjährig, im Landhause zu Ermenonville, wo ihm Graf Girardin eine Freistätte geboten.

Wenig später als ein Decennium reißen seine Schüler und Verehrer, den Contrat social in der einen, das Beil in der anderen Hand, den alten Bau der Gesellschaft ein und werden von den einstürzenden Trümmern bedeckt.

Was vom alten Katechismus der Demokratie in die sich neu erbauende Staatsgesellschaft herüber-

genommen wurde — das zu vermitteln und festzustellen, wäre eine Arbeit für sich.

* *
*

Es ist beneidenswerth, ein Mann zu sein, den Schiller und Lord Byron besungen. Rousseau ist ein solcher, er lebt in ihren Versen und durch diese in der Phantasie der Menschen; seine Werke selbst — wir müssen es uns eingestehen — haben ihr Leben eingebüßt. Die „Heloise" macht keine Wirkung mehr, die Zauber, die da wirkten, so lange der Magier lebte, sind dahin. All diese Pracht ist todt, der Epheu schlingt sich um die Ruinen. Die Sprache unseres Jahrhunderts ist eine andere, unser ganzes Gefühlsleben, der Ueberschwenglichkeit fremd, ein anderes. Wir können den Enthusiasmus, der sich an den Namen Rousseau knüpfte, kaum mehr begreifen. Auch seine Musik war nicht talentlos, sie hatte ihr Publicum erfreut, wenn auch nicht hingerissen. Ein ausgezeichneter Kenner alter Musik-Literatur, selbst Tondichter, fällte noch neulich im Gespräche mit mir über den „Devin du village" das günstigste Urtheil. Es sei, sagte er, ein Singspiel von großer Begabung, melodiös, von einfacher, schöner, durchsichtiger Harmonik. Nun gut. Dieser „Devin" wurde, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert im Theater-Archiv gelegen, wieder einmal dem Pariser Publicum vorgeführt. Das Publicum langweilte sich, gegen Schluß flog

eine alte Perrücke auf die Bühne, und das Singspiel wurde unter Pfeifen und Lachen begraben.

Eine alte Perrücke!

Nur Einzelne in jedem Jahrhundert verstehen und begreifen die Ausdrucksweise einer früheren Zeit.

Schelling als Dichter.

J. W. v. Schelling, der Philosoph, der „Weltweise", wie er auf dem Sockel seines Monumentes in München genannt wird, ist für unsere Generation lediglich ein Begriff und eine überlieferte Erinnerung. Der Ruhmeslorbeer, der dem Stifter der „Identitätslehre" bei den jüngeren Geistern seiner Zeit so rasch reifte, ist verwelkt. Niemand bringt es mehr zuwege, ein Capitel aus den Schriften seiner ersten Periode durchzulesen; Niemand mag sich mehr die Mühe geben, eine unverständliche Weisheit aus einem Schwalle abstruser Worte, die sich ohne Ende wiederholen, herauszuklauben. Seitdem sich die Naturwissenschaften auf den Boden der exacten Forschung gestellt haben, hat die sogenannte Natur-Philosophie keine Bedeutung mehr. Sie ist lediglich Phantastik und werthlos. Und doch erscheint uns Schelling in dieser ersten Periode, wo er uns über die allgemeine Continuität aller Natur-Ursachen und ihr gemeinsames Medium Aufschlüsse geben will, unendlich verehrungswürdiger, als in

seiner zweiten, wo er es unternimmt, für zwei gekrönte Häupter, die über ihr kirchliches und politisches Treiben gern etwas philosophischen Dunst gebreitet haben möchten, eine Philosophie nach Herzensbedürfniß zu schaffen. Da verzerren sich seine Züge — mindestens für mein Gefühl — schon zu denen des — sagen wir, um höflich zu bleiben, des geschmeidigen Sophisten. Als solchem Hofphilosophen ist ihm die Bildsäule in der Maximiliansstraße gesetzt worden, und es ist mir immer sehr schwer geworden, ohne geheime ikonoklastische Gedanken daran vorüberzukommen.

Unerwartet ist mir Schelling dieser Tage von einer weit besseren Seite bekannt geworden. Ein Wiener Freund, der es liebt, in den staubigen Gerüsten der Antiquare Nachforschungen anzustellen, hatte mir das seltene Büchlein: „Nachtwachen, von Bonaventura", zugesendet.

Das Bändchen ist 1805 im sächsischen Städtchen Penig bei einem Verleger Dienemann erschienen, der eine fortlaufende Collection von Romanen herauszugeben beabsichtigte und sich an verschiedene berühmte Namen der „romantischen Schule" um Beiträge wendete. Das für die damalige Zeit bedeutende Honorar Dienemann's bewog Manchen, sein Buch dem obscuren Verlage anzuvertrauen. Schelling, damals dreißig Jahre alt, Docent der Philosophie in Jena, trat in die Reihe der Mitarbeiter, jedoch unter einem Pseudonym, was

schon für seine damalige „Welt"weisheit Zeugniß abgibt, denn so beugte er jedem möglichen Anstoß vor. In Freundeskreisen war es indeß kein Geheimniß, von wem das Büchlein herrühre. Mit der Widmung: „vom Verfasser seinem Freunde" erhielt A. W. v. Schlegel ein Exemplar direct zugeschickt; es kam dasselbe in Basel in Varnhagen's Hand und wird von dem Letzteren erwähnt. Auch war das Pseudonym ziemlich durchsichtig; unter dem gleichen hatte Schelling sein Gedicht: „Letzte Worte des Pfarrers auf Drottning" in A. W. v. Schlegel's Musen-Almanach auf 1802 erscheinen lassen. In den literarischen Kreisen Würzburgs war, wie ich von betagten Zeitgenossen weiß, kein Zweifel über die Autorschaft. Aber was verschuldet nicht ein obscurer Verlagsort und das Fortlassen eines berühmten Namens vom Titelblatt! Das merkwürdige Büchlein blieb völlig unbeachtet, wie nicht vorhanden. Die bald darauf eintretende politische Katastrophe mag auch etwas dazu gethan haben. Später aber, als doch Der oder Jener von dem Werke Notiz nehmen konnte, hatte Schelling bereits seine Verwandlung angetreten. Er schämte sich nun, einst so frei gedacht, so ungeschminkt gesprochen zu haben. Er mochte an das Büchlein, das Denkmal seiner Sturm- und Drangperiode, nicht mehr gemahnt werden und ließ die wenigen Exemplare, welche der Stampfe des Papiermüllers und der noch unedleren Klaue des maculaturbe-

dürftigen Krämers entgangen waren, durch Antiquare aufkaufen. Bekam er sie, vernichtete er sie. Er hatte sich jetzt als Adept einer absoluten Wissenschaft geltend gemacht, wollte als Großwürdenträger der Philosophie im Gedächtniß der Menschen bleiben und wußte nichts mehr von den Tagen, in welchen er der Skepsis seinen Tribut gezollt und als ein in den Conflicten des Lebens befangener Geist erschien. Er hätte am liebsten sein Kind ganz verleugnet. Als ihn sein Freund, der Ultramontane Lassaulx, darüber inquiriren wollte, erhielt dieser nur die Antwort: „Ach, reden Sie mir nicht davon!“

Nun gibt es allerdings Bücher, über welche den Schleier zu werfen dem Autor zugestanden werden muß: es sind vor Allem die Erstlinge aus den Jahren der Unreife. Wenn zum Beispiel Schiller ein Gedicht wie den „Venuswagen“ secretirt, wer möchte es ihm verdenken? Wie mag ihm, der eben im Begriffe stand, mit dem „Wallenstein“ hervorzutreten, zu Muthe gewesen sein, als die Buchhandlung, bei welcher die „Anthologie“ erschienen war, in einem Anfall von Erwerbslust die alten Exemplare derselben wieder hervorholte und neu in den Buchhandel brachte, um, wie sie sich geschmackvoll ausdrückte, „die vielen Liebhaber des langen Fragens und Suchens von diesem Buche (sic!), das wegen des verschwiegenen Namens des Herausgebers und des erdichteten Druckortes wegen

nicht allgemein bekannt geworden ist, mit Einemmale zu überheben . . ." Doch damit streifen wir ein Capitel „vom deutschen Verleger", das wir lieber auf sich beruhen lassen wollen. Ferner: gleichwie in einer zahlreichen Familie wohlgerathener Kinder hie und da ein Unband vorkommt, dessen sich der Vater nicht rühmt und den er am liebsten über Meer schicken möchte, so kann auch ein einzelnes Buch so aus der Art geschlagen sein, daß der Verfasser es am liebsten ganz verleugnete. Doch mit den „Nachtwachen" verhält es sich anders. Sie stammen aus einer Zeit, wo des Autors Geist gereift war und auf der Höhe seiner Kraft stand. Es sind Compositionen darin, die dem Autor unleugbar lieb gewesen sein, Gedanken, die ihn lange beschäftigt haben müssen, Gedanken, die keine bloßen Einfälle, sondern geniale Blitze sind. Es waren somit Gründe kleinlicher Convenienz, welche Schelling bestimmten, dies Kind seines Geistes zu verfolgen und zu verleugnen. Man kann nur wünschen, er wäre noch fernerhin der geblieben, der diese Blätter geschrieben! . . .

Was ist nun eigentlich das Buch der „Nachtwachen"? Hubert Beckers, der in seiner Schrift „Schelling's Geistesentwicklung in ihrem inneren Zusammenhange" darauf zu sprechen kommt, nennt es einen Roman; doch als solchen kann es wohl nur ein Gelehrter bezeichnen, der seit seinen Jünglingsjahren keinen Roman mehr in der Hand

gehabt hat und sich nicht mehr recht erinnert, was es mit einem solchen auf sich hat. Anfangs ist das Buch ein Cyklus düsterer Novelletten, die der Autor, an der Möglichkeit der Verknüpfung unter einander verzweifelnd, mit gewaltsamer Hand zusammengeschweißt hat. Bald aber — was für die Zeit und für die Haltung des Autors charakteristisch ist — wird auf Zusammengehörigkeit nicht mehr Rücksicht genommen und gebracht, was eben in der Mappe ist an Tagebuchblättern, Streckversen, lyrischen Monologen, Excursen aller Art. Einheitlich ist im Ganzen nur die Stimmung und Anschauung des Verfassers, die voll von Anklängen an den modernen Pessimismus ist. Die Welt ist ihm eine von schwarzen Gardinen umhüllte Camera obscura. Ein paar Lichtstrahlen fallen hinein und malen Bilder des Grauens, eine Art Baseler Todtentanz, an die Wand.

In der Absicht, die einzelnen Novellen-Fragmente mit einander zu verknüpfen, ist die Figur eines Nachtwächters erfunden worden, der all die düsteren Scenen belauscht. Schelling hat es zum Beispiel bei Lesage gesehen, wie zweckmäßig eine solche einleitende Figur zu verwenden ist. Leider fehlt dem Philosophen alles eigentliche Compositions-Talent. Der Nachtwächter ist mit den auftretenden Personen in keine Verbindung gebracht, und so bleibt denn, während der Teufel Asmodi und der Student Cleophas fortwährend mitspielen, unser

Nachtwandler nur als starrer, hölzerner Beobachter stehen, der höchstens ab und zu eine Anrede hält. Ebensowenig ist es Schelling gelungen, uns ein wirkliches Interesse für seine Hauptperson einzuflößen. Der Nachtwächter ist nämlich ein wildes verbummeltes Genie, das allen Scenen des Leids und der Ungerechtigkeit gegenüber immer dasselbe bleibt und nur seiner habituellen Stimmung, einem kalten Hohn und cynischer Menschenverachtung, Luft macht.

Er hat alles Mögliche getrieben, doch Alles ist ihm fehlgeschlagen, er hat kein Stückchen Erde gefunden, sich darauf ein Hüttchen zu bauen, und ist Bettler, Vagabund, schließlich ein Rhapsode geworden, der auf Märkten Mordgeschichten absang. Nun hat er in einem kleinen deutschen Städtchen eine Anstellung als Nachtwächter erhalten, bleibt aber mit Welt und Menschen zerfallen und ist der Ansicht, daß der Schöpfer möglichst bald dazuschauen soll, die Welt wie ein verunglücktes System auszustreichen und zu vernichten. Einmal, als ein Nordlicht am Himmel aufsteigt, bläst er, daß die ganze Stadt in Aufruhr kommt, und verkündet den Menschen, die von allen Seiten zusammenlaufen, das Welt-Ende. Darüber hätte ihm der löbliche Magistrat beinahe die Anstellung wieder genommen, hat sich's aber überlegt und ihm befohlen, nicht mehr die Leute zu schrecken. So wandert er nun in der Nacht umher, und was bekommt er zu sehen? Lauter Bilder menschlichen Elends.

Die erste Novelle zeigt uns, wie es dem Freidenker in einer Welt religiöser Unduldsamkeit und pfäffischen Fanatismus' ergeht. Ein Mann, der als Freigeist gelebt, liegt auf dem Sterbebette, um ihn herum stehen seine Lieben, steht sein Weib mit drei Kindern. Das jüngste droht ihm kindlich unwissend in das blasse, starre Gesicht, weil es nicht mehr lächeln will wie sonst; die beiden anderen stehen ernst betrachtend, sie können sich den Tod noch nicht denken in ihrem frischen Leben.

Ein Pfaffe ist gekommen, den Freigeist zu bekehren; er steht glühend vor Zorn mit aufgehobenem Crucifix vor ihm. Er malt ihm die Hölle, die Flammen und Abgründe der Unterwelt — vergebens, der Kranke lächelt nur und schüttelt den Kopf.

Da brüllt ihm der Pfaffe in die Ohren, daß der Teufel nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Leib fordern werde, und stürzt fort, hinaus auf die Gasse, knapp an dem Nachtwächter vorbei, an dessen Pike er sich beinahe gespießt hätte.

In der nächsten Nacht steht die Mutter mit den drei Kindern vor der Leiche, die man in eine schwarzbehängte Nische gebettet hat. Lichter brennen ringsum. Auch der Bruder des Entschlafenen, ein alter Soldat, ist gekommen, die Todtenwacht mitzuhalten. Er hat sein Schwert mit dem wie ein Kreuz gestalteten Griffe zu Füßen der Leiche niedergelegt.

Da erscheinen wirklich drei Teufel im Zimmer mit Bockslarven und Schlangenhaar, sie kommen, den Todten zu holen. Schwefelgestank erfüllt die Stube, die Lichter verlöschen; aber der alte Kriegsmann läßt sich nicht ins Bockshorn jagen, er ergreift das Schwert und haut dem ihm zunächst stehenden Unhold um den Kopf. Der Kopf rollt zu Boden; die Uebrigen flüchten.

Tags darauf hört man in der Stadt, daß den Herrn Pfarrer der Schlag getroffen. Hinter der vorgefundenen Teufelsmaske steckte wirklich ein Kopf, doch wem er angehören mochte, hat die Welt nicht erfahren; die Justiz hat ihn rasch abgefordert und er ist nicht mehr zum Vorschein gekommen.

So die erste Geschichte. Man begreift, daß derlei Compositionen weder dem König Ludwig von Baiern, noch Friedrich Wilhelm den Vierten, zu welchen Beiden Schelling in Beziehung stand, zu Geschmack sein konnten. Das „Reden wir nicht davon!“ ist sehr begreiflich.

Auf der Welt, meint unser pessimistischer Nachtwächter, gilt der Mensch als Mensch nichts und hat nur das als Eigenthum, was er erkauft und besitzt. Am schlimmsten gehen dabei die Vertreter idealer Interessen, die stillen Naturen aus, die nicht mit Händen und Zähnen am Besitz zugreifen. Als Exemplar dieser Armen erscheint ihm der arme Stadtpoet, in dessen freistehendem Dach-

kämmerchen allnächtlich ein einzelnes mattes Lämpchen brennt.

„O du," redet ihn der philosophische Nachtwächter an, „o du, der du da oben dich herumtreibst, ich verstehe dich wohl, denn ich war einst deinesgleichen! Aber ich habe diese Beschäftigung aufgegeben gegen ein ehrliches Handwerk, das seinen Mann ernährt und das für denjenigen, der sie darin aufzufinden weiß, doch keineswegs ganz ohne Poesie ist. Ich bin dir gleichsam wie ein satyrischer Stentor in den Weg gestellt und unterbreche deine Träume von Unsterblichkeit hier unten auf der Erde regelmäßig durch die Erinnerung an die Zeit und die Vergänglichkeit . . . O Freund Poet, wer jetzt leben will, der darf nicht dichten! Ist dir aber das Singen angeboren und kannst du es durchaus nicht unterlassen, nun so werde Nachtwächter wie ich, das ist noch der einzige solide Posten, wo es bezahlt wird und man dich nicht dabei verhungern läßt."

Seit Jahren hat sich das ganze Genie des Poeten in der Vollendung seiner Tragödie „Der Mensch" concentrirt, worin alle großen geistigen Mächte, welche die Menschheit bewegen, in symbolischen Gestalten auftreten. Es ist ein Meisterwerk geworden. Während der langen Arbeit an demselben haben sich jedoch die Drangsale des Poeten aufs höchste gesteigert; er erwartet die Annahme des Buches, um von seinen Gläubigern frei zu werden und weiter zu leben. Aber der letzte

Rettungsanker erweist sich als trügerisch, das Manuscript kommt zurück, und der Verzweifelnde erhenkt sich an der Schnur, mit welcher das Packet zusammengebunden war.

So findet ihn der Nachtwächter. Der Mann ist todt, seine Tragödie hat er vernichtet. Nur der Prolog, den ein tragischer Hanswurst sprach, der als groteske und furchtbare Maske das Treiben der hohen Mitspielenden commentiren sollte, ist — nebst einem „Absagebriefe an das Leben" — auf dem Tische unversehrt liegen geblieben. Eine gute Idee, fürwahr; leider hat sich der Autor als geniales Individuum der romantischen Schule wieder einmal die Sache leicht gemacht. Statt eines in dichterische und dramatische Form gegossenen Prologs wird unter dem Namen eines solchen das Fragment irgend einer eben in der Schreibmappe vorhandenen Abhandlung angeflickt.

„Ich trete," spricht der Hanswurst, „als Vorredner des Menschen auf. Ein respectives Publicum wird es leichter übersehen, daß ich meiner Hantierung nach ein Narr bin, wenn ich für mich anführe, daß nach Doctor Darwin eigentlich der Affe, der doch unstreitig noch läppischer ist, als ein bloßer Narr, der Vorredner und Prologist des ganzen menschlichen Geschlechtes ist, und daß meine und Ihre Gefühle und Gedanken sich bloß mit der Zeit etwas verfeinert und cultivirt haben, obgleich sie ihrem Ursprunge nach doch immer nur Gedanken

und Gefühle bleiben, wie sie in dem Kopfe und Herzen eines Affen entstehen konnten . . . .

Ich bin mit Dr. Darwin einverstanden und thue den philanthropischen Vorschlag, daß wir unsere jüngeren Brüder, die Affen, in allen Welttheilen höher schätzen lernen. Es ist besser, mit Darwin die Affen als unsere Vorfahren anzunehmen, als so lange zu zögern, bis ein Zweiter gar andere wilde Thiere zu unseren Adscendenten macht, welches er vielleicht durch ebenso gute Wahrscheinlichkeitsgründe belegen könnte, da die Menschen, wenn man ihnen den Untertheil des Gesichtes und den Mund, mit dem sie die gleißenden Worte verschwenden, verdeckt, in ihren Physiognomien eine auffallende Aehnlichkeit mit Raubvögeln, als z. B. Geiern, Falken u. s. w., erhalten, da ja auch der alte Adel seine Stammbäume eher zu den Raubthieren als zu den Affen hinaufführt, welches außer dessen Vorliebe für Räuberei und Mittelalter auch noch aus den Wappen erhellt, in denen er meistentheils Löwen, Adler, Tiger und dergleichen Thiere führt. . . ."

So der Narr. Der Mann, auf den sich hier Alles bezieht, ist der Arzt Erasmus Darwin, der in seinem nachgelassenen Lehrgedichte über die Natur den Anstoß zur Theorie gegeben, die jetzt sein Enkel erneuert. Schelling scheint sich viel mit ihm beschäftigt zu haben und erwähnt seiner auch anderswo, so z. B. mit Lob in seiner Schrift: „Von der Weltseele", pag. 247.

Noch einmal sollen wir ein Bild aus dem Nachtgebiete der religiösen Schwärmerei erhalten. Einmal bemerkt der Nachtwächter im Kloster der Ursulinerinnen ein unruhiges Treiben. Er schleicht über den Friedhof heran, wo eine in einen Mantel gehüllte Mannesgestalt sich scheu vor ihm zurückzieht, und versteckt sich im Kreuzgange. Ein Zug von Nonnen führt in ihrer Mitte eine Schwester, deren Hände gebunden sind. Sie war Mutter geworden und wird lebendig eingemauert. Der Liebhaber, der sie retten wollte, kam zu spät!

Ein Ausfall auf Fichte und seine Philosophie von Ich und Nicht-Ich, welche die Welt zu einem leeren Schein herabsetzen möchte, verbirgt sich in dem nun folgenden „Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers". Doch wir lernen noch andere Verrückte kennen und erhalten den Briefwechsel Hamlet's und Ophelia's, unter welchen Namen jedoch nicht der Dänenprinz und die Tochter des Geheimen Staatsrathes Polonius gemeint sind, sondern ein über dem Studium des „Hamlet" wahnsinnig gewordener Schauspieler und seine geisteskranke Collegin. Leider, leider geht es gegen das Ende des Buches immer confuser und wirrer zu, Alles dreht sich schließlich im tollen Wirbel. Wir erhalten die Dinge nicht mehr, weil sie in das Buch hineingehören, sondern weil der Verfasser die Fragmente eben vorräthig hat. Die „Lichtahnungen eines Blindgebornen" und das „Invalidenhaus der

Götter", ein „Dithyrambus über den Frühling" und „Betrachtungen über den Hintern der Venus Kallipygos" folgen aufeinander, ohne daß wir das Warum erfahren. Alles wird berührt, nichts ausgeführt, Alles zerflattert oder bleibt im ersten Ansatze stecken. Gelang es doch selbst dem Philosophen Schelling nicht, seine Gedanken zu einem geschlossenen Kreise abzurunden und systematisch zu gliedern. Um wie viel schlimmer noch ergeht es dem Poeten!

* * *

Und so weit war ich in dieser schließlich wirklich tollen Lectüre gelangt, als sie ihre natürliche Wirkung äußerte. Ich sah mich in die Münchener Maximiliansstraße versetzt — der Mond stand am Himmel — und dicht vor mir Schelling's Standbild.

Und aus dem Dunkel der Bäume trat die Gestalt eines Nachtwächters im langen grauen Mantel, das Horn an der Seite; der leibhafte Peniger Nachtwächter, von dem ich eben gelesen.

Er blieb höhnisch lächelnd vor der Statue seines Vaters stehen und sagte, nach seiner Gewohnheit, Anreden zu halten:

„Schnell bist du da hinaufgekommen, das muß man sagen! Aber ob auch verdient? Arthur Schopenhauer und Ludwig Feuerbach, Ludwig Börne und Heinrich Heine werden noch eine gute Weile auf solche Ehre warten können.

Ja, du hast es gehörig angefangen. Um so in die Höhe zu kommen, muß man sich an die Könige halten. Du hast es gethan, und alle Ehren wurden auf dich gehäuft. Auch geadelt wurdest du.

Aber mächtiger als alle Könige ist die Zeit. Und was sagt diese zur allerhöchsten Entscheidung? Wo ist, Philosoph, die lebendige Wirkung deiner Bücher? Philosophie der Mythologie, Philosophie der Offenbarung — Beweise für den göttlichen Logos: Christus — Beweise für die Dreifaltigkeit! Wahrlich, ich müßte hellaut lachen, wenn mir nicht als Nachtwächter der Schlaf der Menschen heilig sein müßte.

Auch du lächelst? Natürlich! Und warum nicht? Es ist Nacht. Es sieht dich Niemand.

Du meinst, man läse dich nicht mehr? Doch nicht! Ich sah in ein Fenster hinein, wo Einer bei einem brennenden Lichte schlief. Auf dem Nachttischlein lag: „Clara, oder der Zusammenhang mit der Geisterwelt" aufgeschlagen. Allerdings war der Mann über der Lectüre eingeschlafen.

Aergere dich nicht zu sehr darüber. Vielleicht kommst du wieder in die Hände der Menschen. Was meinst du zu einem Wiederabdruck des kleinen Büchleins, von dem du ärgerlich sagtest: Sprechen Sie mir nicht davon?

Nicht unverdient käme es zu Ehren. Es enthält ja — und das ist viel — deine aufrichtigen Gedanken!"

Ein Grab in Teplitz.

Als Knabe in Teplitz lebend, kam ich oft auf meinem Wege nach Schönau, wo mein Vaterhaus stand, an einem Kirchhof vorbei und hielt nicht selten vor einem Grabstein betrachtend stille. War's, daß ich damals meinte, auf jedem Grabe müsse ein Kreuz stehen, und ich hier nur einen breiten, flachen Stein sah, den junge Eichen beschatteten; war's, daß ich im Hause öfter von dem Grabstein sprechen hörte, ich betrachtete denselben immer mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht. Kamen, was alle Jahre geschah, Frau Elise von der Recke und ihr alter Freund Tiedge zu uns — sie pflegten in unserem Hause ihr Absteigequartier zu nehmen — so war jedesmal von diesem Steine die Rede, und es wurde ein gemeinsamer Gang zum Grabe unternommen. Nun erst erfuhr ich, daß es einen Dichter, Namens Gottfried Seume, berge, der viel schöne Gedichte geschrieben und viel Unbill des Schicksals erfahren habe. Erst später las ich die Gedichte, erfuhr das Nähere von dem Schicksal dieses Todten und lernte

diese in ihrer Bedeutung auffassen. Der Mann selbst behielt für mich ein dauerndes Interesse: jeder Gegenstand, an dem Jugenderinnerungen haften, behält seinen eigenthümlichen Schimmer.

Auch jetzt noch, da ich ein Urtheil über seine dichterische Begabung habe, zähle ich ihn zu den Männern, die der Erinnerung jedes Deutschen werth und ehrwürdig bleiben sollen, schon darum, weil er so viele Eigenschaften eines deutschen Mannes in sich vereinigte und nach so vielen Seiten hin das tragische Schicksal eines Deutschen jener Zeit an sich erfuhr.

Seine Lebensgeschichte darf ich als bekannt voraussetzen; dennoch muß ich sie berühren. Gottfried Seume war 1763 im Dorfe Poserne bei Weißenfels geboren. Der Sohn eines ganz verarmten Bauers, verdankte der Knabe seinem Gutsherrn, dem Grafen Knauthaym, die Gunst, studiren zu dürfen. Er war ein Muster von Ernst und Festigkeit. Von der Theologie unbefriedigt, unruhigen Geistes, den vulcanischen Kopf voll dichterischer Pläne, beschloß er plötzlich, sich aus den Fesseln eines für ihn nicht passenden Berufes zu befreien. Er bezahlte seine kleinen Studentenschulden und machte sich auf den Weg nach Paris. Aber er war ein — paßlos Reisender. Der Landesvater, Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel, hatte einen Vertrag mit der englischen Regierung abgeschlossen, ihr nach und nach so und so viele Soldaten, zu

so viel Pfund Sterling den Kopf, zu liefern; der junge Mann wurde aufgegriffen, in einen Soldatenrock gesteckt und nach Canada eingeschifft.

Welche Zeit! In Holland trieben die verruchten sogenannten „Seelenverkäufer" ihr Wesen, griffen dürftige junge Leute auf, bewogen sie, als Soldaten nach Ostindien zu gehen, und verkauften sie, hundertfünfzig Gulden den Mann, der Britisch-Ostindischen Compagnie. Die deutschen Landesväter widmeten sich einem ähnlichen Gewerbe und verkauften als Menschenmakler von Gottes Gnaden ihre eigenen Landeskinder. Englische Commissäre kamen nach Kassel und besichtigten die erkauften Menschen wie Vieh auf dem Markte. Negerkönige handeln nicht anders, als diese Fürsten gehandelt. Wenn die Eltern über den Verlust ihrer Söhne murrten, strafte man die Väter mit Eisen, die Mütter mit dem Zuchthause. Hessen-Kassel stand nicht allein da. Auch Hanau, Waldeck, Württemberg, Sachsen-Gotha, der Bischof von Münster stellten deutsche Sklaven auf den englischen Markt; die Maitressen der Fürsten und ihre Kinder brauchten Geld. Hessen-Kassel hatte nur den Vorzug, die meisten Sklaven zu liefern; es gab ihrer bei einer Bevölkerung von viermalhunderttausend Seelen im Laufe der Jahre zwanzigtausend junge Männer ab.

Friedrich Daniel Schubart, der Dichter der „Fürstengruft", war seinerzeit wegen Angriffen auf die hohe Geistlichkeit verrätherischerweise in sein

württemberg'sches Vaterland zurückgelockt worden und hatte zehn Jahre ohne Verhör, ohne Urtheil im Kerker des Hohenaspergs sitzen müssen. Seume, der Verkaufte, war ein ähnliches, allerdings noch weit schuldloseres Opfer grauenhafter Fürstenwillkür. Jahrelang zurückgehalten, muß er in Canada gegen die Vertheidiger der Freiheit kämpfen.

Mit seinen Kameraden nach Europa zurückgekehrt, entspringt er, aus Furcht, nun an Preußen verkauft zu werden, wird aber gefangen und muß als gemeiner Soldat weiterdienen. Auch jetzt desertirt er zweimal, wird aber jedesmal eingeholt und entgeht nur knapp dem Tode. Endlich frei geworden — ein wackerer Mann löste ihn mit achtzig Thalern aus! — geht er nach Leipzig, den zerrissenen Faden seiner Studien wieder aufzunehmen, und widmet sich der Philologie.

Er wurde Magister. Diese akademische Würde, welche die philosophische Facultät ertheilte, entspricht dem heutigen Doctor der Philosophie. Der Magister legens hat zudem das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Unter welchen Bedingungen, unter welchen Entbehrungen er diese Würde erlangte, kann man sich denken!

Furchtbar war der Wagen des Schicksals über ihn hinweggezogen, fast bis zur Zertrümmerung seines Wesens, nun raffte er sich wieder auf, das Herz voll Grimm gegen seine Peiniger; aber ein ihm angeborener maßhaltender Sinn bewahrte ihn

vor allen Extremen. Wohl hatte sich seiner ein Ekel vor allem Bestehenden, das sich überlebt hatte, und eine tiefe Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer totalen Umbildung der socialen Grundlagen bemächtigt, dennoch war er kein eigentlicher Revolutionär. Er hielt nichts von gewaltsamen Umstürzen, von plötzlichen Bekehrungen der Völker und der herrschenden Classen, von heroischen Curen der Menschheit, wie sie unlängst die Franzosen versucht.

„Es ist mir," schreibt er, „seit langer Zeit ein trauriger Gedanke, ein Deutscher zu sein, und doch möchte ich meine väterliche Nation mit keiner andern vertauschen. Wir haben seit Karl dem Großen ein so sonderbares Gewebe von Halbgerechtigkeit, Halbfreiheit, Halbvernunft und überhaupt von Halbexistenz gehabt, daß sich die Fremden schon oft gewundert haben, wie wir noch so lange politisch leben . . . Wir wollen den Fürsten nicht vorzugsweise die Last des Unheils aufbürden, denn wo vom Volke die Entscheidung kam, ging es verhältnißmäßig nicht besser. Alle tragen ihr Theil der Schuld . . . Eine so traurige Rolle, wie wir seit den letzten zehn Jahren gespielt haben, liegt kaum in den Annalen, und es ist durchaus keine Aussicht, daß es je im Einzelnen und im Ganzen besser werde. Wir sind wirklich ein Spott der Nationen geworden . . ."

„Der Franzose ohne Unterschied schlägt sich für ein Vaterland, der Mann wird gewürdigt

nach dem, was er gilt; bei uns wird die Schätzung genommen nach dem, was das Kirchenbuch spricht, der Geldsack des Vaters wiegt oder das Hofmarschallamt vorschreibt. Für wen soll der deutsche Grenadier sich auf die Batterie und in die Bajonnette stürzen? Er bleibt sicher, was er ist, und trägt seinen Tornister nur so fort. Er soll dem Tode ins Auge sehen, und zu Hause pflügt sein alter Vater frohnend die Felder des gnädigen Junkers, der nichts thut und nichts zahlt. Der Alte führt schwitzend die Ernte des Hofes ein und muß oft die seinige draußen verfaulen lassen, dafür hat er die jämmerliche Ehre, der einzige Lastenträger des Staates zu sein. Soll der Soldat dann muthig fechten, um eben dieses Glück einst selbst zu genießen? Das nennt man dann Staat und gute Ordnung und Gerechtigkeit, und fragt noch, woher das öffentliche Unglück kommt. Wo keine Gemeinsamkeit des Rechts, ist kein Gemeinsinn. . . ."

Ein andermal ruft er: „Sobald Gerechtigkeit sein wird, wird Friede sein und Glück, sie ist die einzige Tugend, die uns fehlt. Wir haben Billigkeit, Großmuth, Erbarmen genug im Einzelnen, bloß weil wir im Allgemeinen keine Gerechtigkeit haben. Die Gnade verdirbt Alles, im Staate und in der Kirche. Wir wollen keine Gnade, wir wollen Gerechtigkeit; Gnade gehört bloß für Verbrecher, und meist sind die Könige ungerecht, wo sie gnädig sind. Wer den Begriff der Gnade zuerst ins

bürgerliche Leben und an die Stühle der Fürsten getragen hat, soll verdammt sein, von bloßer Gnade zu leben; vermuthlich war es ein Mensch, der mit Gerechtigkeit nichts fordern konnte. Aus Gnade wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mensch selig werden wollen! . . ."

Mit seiner Leipziger Stellung unzufrieden, voll Drang nach Thätigkeit und eigentlicher Wirksamkeit, nimmt er jetzt eine Secretärsstelle bei dem russischen General Igelström an. Das militärische Element, das gewaltsam in ihm herangezogen worden, wirkt nach, er avancirt zum russischen Officier und wird in geschichtliche Katastrophen gerissen. Er erlebt den Kampf um Warschau, die Erstürmung von Praga und wird von den Polen gefangen genommen. Als seine Aussichten auf Beförderung schwinden, geht er wieder nach Leipzig zurück, liest als Magister legens über alte Classiker und besorgt Correcturen für die Göschen'sche Druckerei. Klopstock's und Wieland's Werke verdanken ihm den hohen Grad von Correctheit, durch den sie sich auszeichnen. Um dem einförmigen Geschäfte nicht geistig zu unterliegen, unternimmt er im December jene Fußreise nach Sicilien, der wir den „Spaziergang nach Syrakus" verdanken. Er legt an sechshundert Meilen zu Fuß zurück, den Rückweg nimmt er über Paris.

Dieses Reisebuch ist allerdings von späteren Reise-Erzählern weit überholt worden. Unserem Wanderer fehlt wohl nicht das Landschafter-Auge,

wohl aber der ruhige Sinn, die Dinge voll zu genießen. Ungestümer Drang jagt den Mann rastlos vorwärts. Dennoch ist das Buch sehr interessant; die Wanderfahrt bildet den Faden, an dem sich seine Gedanken ranken. Alles dreht sich bei ihm um den einen Mittelpunkt, wie man es anfangen müsse, daß es auf der Welt besser werde. Alles, was er sagt, ist aus einer tiefen Ursprünglichkeit hervorgegangen und kraftvoll in solchem Maße, daß die Ansichten seiner berühmten Zeitgenossen sich schwächlich und dürftig dagegen ausnehmen. Ich stelle als Probe unter Hunderten die Gedanken daher, die ihm in Salerno bei einem Blick in eine Kirche kommen.

„Ich halte," schreibt er, „den Artikel von der Vergebung der Sünden für einen der verderblichsten, den die Halbbildung zum angeblichen Troste der Schwachköpfe erfand. Es ist kein Gedanke, daß Sünde vergeben werde; Jeder wird mit seinen bösen und guten Werken hingehen müssen. Eine mißverstandene Humanität hat den Irrthum zum Unglücke des Menschengeschlechtes aufgestellt und fortgepflanzt. Was ein Mensch gefehlt hat, bleibt in Ewigkeit gefehlt; es läßt sich keine einzige Folge einer einzelnen That aus der Kette der Dinge herausreißen. Die Schwachheiten der Natur sind von der Natur selbst gegeben, die Herrscherin Vernunft soll sie zu leiten und zu vermindern suchen. Der Begriff der Verzeihung hindert meistens das

Besserwerden. Schurken, die sich nicht bessern können, die von Beichte zu Beichte schlechter, verworfener, niederträchtiger werden, sollen zum Heile der Menschheit verzweifeln! Jeder soll haben, was ihm zukommt. Die Verzweiflung der Bösewichter ist Wohlthat für die Welt, sie ist das Opfer, das der Tugend und der Göttlichkeit unserer Natur gebracht wird. Verzweifle, der sich nicht bessern, nicht vernünftig beruhigen kann. . . ."

Darf man sagen, daß solche Gedanken, weil sie vor bald achtzig Jahren geschrieben wurden, heute antiquirt sind? Ich glaube nicht. Jedenfalls sieht man aus diesen kurzen Anführungen, wie viel Eigenes und Selbstgedachtes, männlich Festes in Seume war. Es tritt immer rauh und kräftig hervor; oft findet er Worte, scharf wie Schwerter. Er hat wirklich manchmal etwas von einem deutschen Rousseau.

Fortwährend im Verkehr mit seinen ihm theuer gewordenen Alten lebt er nun als Magister in Leipzig ein asketisches Hagestolzenleben fort. Er war milder geworden, er stand jetzt im angehenden Herbst des Lebens, und im September lassen die Gewitter nach. Den Sorgen der Armuth bot er eine stoische Stirn. Er war zu stolz, sich zu beugen oder nur sich der Größe zu adaptiren, zu stolz, um die Gunst der Mächtigen zu buhlen. Vornehmen Leuten ging er aus dem Wege. Er hatte einer conventionellen Welt nichts zu danken und machte

ihr auch nichts zu Danke. Was ihm versagt war, wußte er mit Anstand zu entbehren und äußerte kein Verlangen danach. Auch nach dieser Seite hin war er ein Rousseau.

Alles, was er schrieb, auch seine Gedichte, hatten einen didaktischen Zweck. „Ich bin," sagt er einmal, „kein sonderlicher Freund von Romanen. Wer wird Wahrheiten für Männer erst in Flitterstaat putzen?" Ein anderesmal sagt er: „Jedes gute Buch muß näher oder entfernter ein politisches sein. Politisch ist, was zu dem allgemeinen Wohl etwas beiträgt oder beitragen soll, quod bonum publicum promovet. Was dieses nicht thut, ist eben nicht politisch. Man hat dieses Wort sehr entstellt, verwirrt, herabgewürdigt. . . ."

Noch einmal, 1805, macht er sich zu einer großen Fußreise auf, diesmal nach dem Norden. Er trifft Warschau, die Stadt, an die sich viele Schreckenserinnerungen seines Lebens ketten, als russische Gouvernementsstadt wieder, er besieht sich das halbasiatische Moskau. In Dorpat trifft er Klinger, den deutschen Dichter, als russischen General. „Daß bei diesen Besuchen," schreibt er, „philosophische, literarische und politische Reibung genug entstand, und daß ich diese Stunden zu den besten meines Lebens zähle, wirst du glauben. . . . ." Er verkehrt mit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, einer gebornen Prinzessin von Württemberg, und spricht mit ihr über Schiller, dessen Tod

eben das Tagesgespräch in den Petersburger Cirkeln bildet. Ueber Stockholm und Upsala kehrt er heim.

Allmählig treten an seiner eisernen Körper-Constitution die Folgen aller Strapazen und Entbehrungen, die ihm das Leben auferlegt, zu Tage. Er hat mit fürchterlichen körperlichen Leiden zu kämpfen. Er wird scheu und mürrisch. Bietet man ihm einen guten Tag und stellt die Frage: „Wie geht es, lieber Seume?“ ist seine stereotype Antwort: „Schurkisch!“ Dabei ist er in steter Sorge, Mitleid zu erregen. „Wenn ihr mich erst zu bedauern anfangt,“ sagt er, „dann springe ich aus dem Fenster.“

Ein düsterer, blasser, dem Tode verfallener Mann, kam er 1810, Linderung seiner Leiden zu suchen, nach Teplitz. Er fand diese Linderung nicht, hatte dafür noch in seinen letzten Tagen viel von gemeiner Schlechtigkeit der Menschen zu leiden. Er starb neben seinem gepackten Koffer, aufrecht, in den Armen herbeigeeilter Freunde.

Er war erst siebenundvierzig Jahre alt geworden.

Zwei Tage nach Empfang der Nachricht, Seume sei in Teplitz verstorben, erhielt Wieland, der nie aufgehört hatte, für ihn zu wirken, die Nachricht, daß ihm Maria Feodorowna eine Pension zugesichert habe. Die Geschichte von Firdusi, dessen Ehrensold anlangt, während er schon auf der Bahre liegt, wiederholt sich in immer neuen Variationen.

Frau von der Recke, Tiedge und Wieland setzten

dem Dichter den Grabstein und ließen junge Eichen um ihn herumpflanzen, weil der, der darunter lag, sich im Leben als treuer Dichter bewährt hatte.

Die letzte Form des Fortlebens eines Schriftstellers, der nicht zu den ersten gehört, die letzte Unsterblichkeit der Vergänglichen ist das Fortleben im sogenannten geflügelten Worte, d. h. der Redensart derer, die selbst über keinen Gedanken verfügen. Die Werke haben ihre Arbeit an der Bildung der Zeitgenossen abgethan, die Bücher stehen verstaubt in den Fächern der Büchereien, aber irgend ein zufälliges Wort des Dichters lebt noch im Volksmunde, natürlich, ohne daß dieser weiß, woher es stammt. Von Seume ist das oft gehörte Citat:

Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen!

Von ihm stammt die Redensart:

Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Von ihm ist endlich der Vers:

Wo man singt, laß' dich ruhig nieder,
Bösewichter haben keine Lieder.

Die Weltgeschichte ist bekanntlich das Weltgericht; allerdings ein sehr eigenthümliches und unvollständiges, indem es das Recht nur sehr langsam und fragmentarisch zur Geltung bringt und Lohn und Strafe höchst wunderlich austheilt. Dennoch mag man vor dem Grabsteine in Teplitz die Empfindung haben, daß dies Weltgericht auch hier gewaltet hat und daß der Gang der Welt die Richtung zum Vernünftigeren eingeschlagen habe.

Die Regierungen dürfen nicht mehr mit Menschen handeln, der Deutsche wird nur noch für deutsche Interessen und deutsche Fragen in den Tod geschickt werden. Das liebe England, welches so gerne Menschen kauft, um mit fremdem Blute seine Interessen männlich zu wahren, wird fortan zusehen müssen, wie es mit eigenen Kräften auskommt. Die Türkei war der letzte europäische Soldat Englands. Auch an dem Enkel des Landgrafen von Hessen-Kassel hat die Nemesis ihr Amt vollzogen. Der edle Kurfürst Friedrich Wilhelm wurde mit verschwenderischen Söhnen und bösen Schwiegertöchtern gestraft, verlor seine Krone von Gottesgnaden und mußte als böhmischer Gutsbesitzer sterben. Seine theuren Isabellen fressen an fremder Krippe. Es ist besser geworden im Hessenlande, und Seume's Andenken ist gerächt. Der alte Begräbnißplatz, in den der müde Dichter gebettet wurde, ist heute in einen kleinen Park verwandelt, den Grabstein beschattet eine stark herangewachsene knorrige Eiche, junge Hänflinge haben in den Zweigen der Büsche ihr Nest. Die Stadt, in welcher der Spaziergänger von Syrakus seine Pilgerfahrt beendigt, will aber noch ein Mehreres thun und Seume ein Denkmal setzen. Möchten wackere Leute mit ihren Gaben das schöne Unternehmen fördern helfen und so das Ihrige thun, daß auch nach dieser Seite hin die „Weltgeschichte das Weltgericht" sei.

Pater Gury.

Während ganzer drei Decembertage, die ich auf meinem Zimmer zubringen mußte, hat mich ein Buch, das nicht ganz zufällig in meine Hände fiel, andauernd beschäftigt. Für mich persönlich liegt ein großer Reiz darin, daß ein Schriftwerk mich in eine total fremde Gedankenwelt einführt, und diesen Reiz hatte dieses Buch unbedingt und vollauf. Diese Gedankenwelt war aber auch nicht etwa die eines Querkopfs, oder verschrobenen Sonderlings — sie war, sie ist die Gedankenwelt von so Vielen, die, sei's da, sei's dort, innerhalb derselben Stadtmauer mit uns leben, wenngleich wir nur so neben ihnen hergehen und ohne äußerste Nöthigung nie mit ihnen verkehren. Nein, gewiß nie ohne äußerste Nöthigung! Wir weichen ihnen aus, wenn wir sie des Weges kommen sehen, wie wenn der Schatten ihrer breiten Hüte geradezu giftig wäre. Hinterher kommt uns der Gedanke: ob wir ihnen doch nicht Unrecht thun? ob wir nicht gar zu vorurtheilsvoll sind? ob sie so arg,

wie wir es uns denken? Und da suchen wir nach einem Buche, einem gediegenen, anerkannten Buche eines der Ihrigen, das uns in ihre Gedankenwelt einzuführen geeignet wäre . . .

Was mich nun etwa abhalten könnte, über das Buch zu berichten, wäre der Umstand, daß es theilweise gar zu cynischen und unfläthigen Inhalts. Das sind aber leider auch mitunter Classiker. Aristophanes, Catull, Petronius und Apulejus, von Rabelais gar nicht zu reden, sind in ihrer Art sicher classisch — wer aber möchte sie offen aufgeschlagen vor Aller Augen liegen lassen? Was nun das Buch betrifft, das mich hier beschäftigt, so geht es allerdings weiter als Alles, was ich kenne. Das hat auch der Herr Uebersetzer, der ehrwürdige G. Wesselak, Priester der Diöcese Regensburg, eingesehen und die allerschlimmsten Abschnitte in der Sprache belassen, die gewissermaßen das Vorrecht genießt, auch den lasciosten Inhalt in Druckerschwärze einführen zu dürfen. Ich will seinem Beispiele folgen. Ich habe mir selbst die Verpflichtung auferlegt, auf das vorsichtigste über den Gegenstand zu referiren, und will mich durchwegs der größten Delicatesse befleißigen.

Das classische und doch so unmoralische Buch, von dem ich da spreche, ist die Moral-Theologie des Pater Gury von der Gesellschaft Jesu. Respect, meine Herren! Gury ist in seiner Art wirklich ein Classiker. Sein Werk ist sehr gelehrt, über

tausend Seiten stark und genießt beinahe das Ansehen eines canonischen Buches. Wenn es auch die sogenannten „Laien“ nicht kennen, so kennen es die Theologen um so besser und sind von seiner Trefflichkeit voll. Ursprünglich lateinisch geschrieben — der nun in Gott ruhende Verfasser ist ein Franzose gewesen — hat es in der Urform viele Auflagen erlebt, ist in vielen Ländern nachgedruckt und in viele Sprachen übersetzt worden. Auch die deutsche Uebersetzung, die vor mir liegt und die G. Wesselak, Priester der Diöcese Regensburg, unternommen hat, damit das Buch, wie er sich ausdrückt, „von den Seelsorgern mit mehr Lust und weniger Mühe gelesen werden könne“, ist nur Eine von vielen. Kurz, es ist eben das Handbuch und der Leitfaden zahlloser Beichtväter. „Die Kunst der Künste ist der Seelen Führung“, trägt es als Motto auf der Stirne, und wirklich ist Pater Gury als ganz vorzüglicher Seelenführer, als Psychagogos katexochen anerkannt; er geht voran, er hat die hohen Stiefel an, und eine zahllose Schaar von Jüngern folgt ihm.

Pater Gury ist, wie gesagt, Jesuit; ich glaube aber nicht, daß man Recht daran thäte, seine Weisheit, als eine exklusiv jesuitische zu bezeichnen. Ich sehe vielmehr, daß er überall im Einklang ist mit den ältesten Kirchenlehrern und auf jeder Seite die Entscheidungen des tridentinischen Concils berücksichtigt. Auf Schritt und Tritt begegnet mir die

Autorität des heiligen Thomas von Aquin, der mir großes Vertrauen einflößt; er wird ja Doctor angelicus genannt. Es macht auch das Buch nirgends den Eindruck einer Parteischrift, der Charakter des — in seiner Sphäre — allgemein Giltigen ist ihm allenthalben eingeprägt. Aus Frage und Antwort auferbaut, die wie kunstvoll zugehauene Quadern ineinandergreifen, steht es da und ragt direct in den Himmel hinein. Allerdings ist das „sogenannte Profane" daraus gänzlich verbannt. Wer z. B. bei einem aus unzähligen Citaten aufgebauten Werke, das auf allen Seiten ins bürgerliche Leben der Gesellschaft und ihre Tages-Existenz eingreift, mitunter auch die Berücksichtigung der Laienköpfe erwartete, sähe sich getäuscht. Jede Autorität hier hat ihre Tonsur, wo nicht gar ihren Heiligenschein. Wir treten in eine von lauter Mönchen erbaute Gedankenwelt. Und diese steht über allen Entscheidungen weltlicher Gesetzgeber souverän da.

Das Werk beginnt mit den Lehren der Selbstbestimmung, von den Quellen der Moralität, vom Gewissen, von den zehn Geboten Gottes und von den Geboten der Kirche. Aus dem Capitel von den „der Gottesverehrung entgegenstehenden Sünden" erfahren wir, daß Papa Satanas nicht nur noch lebt, sondern auch noch immer unter uns wie zu Hiob's oder Fausti Zeiten sein unheimliches Wesen treibt. Die Magie zerfällt noch heutigen Tages in die

weiße und schwarze. „Die weiße Magie ist die Kunst, durch natürliche Ursachen ohne irgend eine Beihilfe des bösen Feindes Wunderbares zu thun. Dagegen ist die Zauberei, Hexerei (maleficium) die Kunst, mit Hilfe des bösen Feindes Anderen zu schaden. Man unterscheidet jedoch eine doppelte Zauberei: den Liebeszauber (maleficium amatorium) und den schädlichen Zauber (maleficium veneficum). Das Anzaubern der Liebe und der Liebestrank (philtrum) ist eine teuflische Kunst, wodurch in einer Person eine sündhafte Liebe oder auch Haß in einer anderen erweckt wird. Die schädliche oder giftige Zauberei ist die eigentliche Kunst, dem Nächsten mit Hilfe des bösen Feindes zu schaden. . . . Die Schwarzkünstler verfallen nach der Bulle Coena domini der Excommunication, besonders wenn sie mit ihren Künsten formelle Häresie verbinden, heilige Sachen gebrauchen, den Teufel anbeten und ihn um Dinge fragen, die er nicht wissen kann. Zauberer sollst du nicht leben lassen."

So Pater Gury in seinem großen Werke I. 171, übersetzt von Wesselak, Weltpriester, Regensburg, bei Manz, 1869. Wir sehen, daß die Ansichten der Kirche durch die Zeit keine Einbuße erleiden.

Beim Capitel von der Magie kommt Gury auf das Tischrücken zu sprechen. Wir wissen oder glauben zu wissen, daß allerdings runde Tischlein, deren Rand von mehreren Personen angefaßt wird,

schließlich ins Rotiren kommen, aber einfach nur darum, weil sich aus den gleichzeitigen Muskelvibrationen ein Druck nach einer oder der anderen Seite hin entwickelt, der das Holzgestell ins Kreisen bringt. Gury sieht in dieser harmlosen Erscheinung die Einwirkung „diabolischer, von Gott verfluchter Geister" und führt darüber ein umfangreiches und wohlbegründetes erzbischöfliches Gutachten an. Nun folgen Instructionen zur Geisterbeschwörung und zum Austreiben des Teufels.

„Die Beschwörung des Teufels," sagt Gury, „darf nur in befehlender Weise vorgenommen werden, um die Besessenen vom Schaden und Vexationen zu befreien, nicht aus Scherz oder Neugier . . . . Mit Beistimmung des Bischofs darf man auch im Zweifel, ob eine Besessenheit vorhanden sei, die Teufelsaustreibung vornehmen, nur muß man sich dabei vor Aergerniß und Verachtung der Kirche hüten" (d. h. die Sache darf nicht komisch werden). Zuletzt warnt noch Gury: „Unnütze Reden mit dem Teufel zu unterhalten oder gar Scherze mit ihm zu treiben, ist an sich eine schwere Sünde."

Nach solchem Eingange darf man schon Bedeutendes von diesem Classiker der Seminarien erwarten. Wir wollen ihm jetzt weiter auf das Feld der praktischen Moral folgen.

Vor Allem müssen wir da erwähnen, daß Pater Gury nicht offen die Ansicht der Jesuiten theilt, der

Zweck heilige die Mittel. Er will, daß man zum guten Zwecke gute Mittel wähle. Dagegen verdirbt aber bei ihm ein schlechter Zweck die ganze Güte einer Handlung. „Alle Bücher der Ketzer sind verboten, wenn sie auch keine Irrthümer enthalten und gar nicht von Religion handeln.“ „Wenn dein Auge schlecht geworden, wird dein ganzer Leib finster sein. Ein Aufklärer mag leben, wie er will, er wird zur Hölle fahren.“

Und doch ist Pater Gury sonst nicht strenge. Dies beweist uns, wenn er die „Sünden gegen die Gerechtigkeit“ abhandelt, seine Auffassung der Eigenthumsverhältnisse. Er kommt auf jene Sorte des Diebstahls zu sprechen, welche die Theologen zart „die geheime Schadloshaltung“ nennen, und äußert sich dabei folgendermaßen: „Die geheime Schadloshaltung ist nicht unerlaubt, wofern dem Schuldner kein Unrecht geschieht (sic!), wenn nicht Verwirrung der Rechtsordnung und keine wichtige Störung des Gemeinwohles daraus folgt (das heißt, wenn die Sache geheim bleibt). Wer in dieser Weise sich schadlos hält, nimmt nach der Voraussetzung nur so viel, als was mit Gewißheit sein eigen ist und was man ihm nach strenger Gerechtigkeit schuldet. Es wird dadurch die Rechtsordnung nicht gestört, das öffentliche Wohl hat auch keinen Schaden.“ Ein Wink für Personen, die einen Proceß verloren haben. „Darf,“ fragt nun Gury weiter, „ein Dienst-

bote, der seine schuldigen Arbeiten vermehrt, sich schadlos halten?" Ja, wenn seine Arbeiten durch den ausdrücklich oder stillschweigenden Willen seines Herrn vermehrt werden, denn dann gilt mit Recht: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. „Welche Compensation billig sei, dies zu beurtheilen kann man dem Dienstboten überlassen, wenn er anderseits gewissenhaft und klug ist (sich nicht erwischen läßt) und die Gefahr der Selbsttäuschung ferne, was nur selten der Fall sein wird."

So Pater Gury. Man braucht eben kein Fanatiker der Eigenthums-Idee zu sein, um diese Doctrin lax zu finden. Daß sie aber den Köchinnen und sonstigen Dienstboten gefällt, wenn sie denselben im Beichtstuhl begegnet, liegt auf der Hand. Fast scheint es, als habe es Pater Gury auf eine Gunsterschleichung von dieser Seite abgesehen.

„Sündigt derjenige schwer," fragt Pater Gury weiter, „und gegen die Gerechtigkeit, welcher sich schadlos hält, ohne zuvor den gerichtlichen Weg eingeschlagen zu haben, wenn Recurs an den Richter möglich war? Er sündigt gar nicht, wenn der gerichtliche Weg viele Schwierigkeiten verursachen würde, zum Beispiel Gefahr des Aergernisses, außerordentliche Ausgaben, weil dann der Recurs an den Richter moralisch unmöglich ist." (I. 625.)

Dabei bleibt aber Pater Gury nicht stehen. Er fängt an, die Diebstähle nach ihrem Betrage als Todsünden oder läßliche Sünden zu berechnen,

und construirt sich eine vollständige Langfinger-Scala. „Welche Materie," fragt er (I. 606), „gilt beim Diebstahle als eine bedeutende?" Er kommt zu folgenden Resultaten: Ein Franc bei Armen, vier bis fünf Francs bei mittelmäßig Reichen, zwanzig Francs bei Reichen. Und geht der Dieb unter diesen angesetzten Betrag, so hat er nur „läßlich" gesündigt.

Dazu macht er den Nachsatz:

„Es ist gewiß, daß von Seite der Frau und der Kinder mehr erfordert werde, damit es eine wichtige Materie mache."

Ob aber Jemand die Sache eines Andern stehlen dürfe, um nicht bloß eigener, sondern auch um fremder Noth zu begegnen? Gury bejaht es mit dem heiligen Thomas „und Anderen insgemein", sofern es kein Geld ist. Der Grund ist der, daß dann der Biedere die Stelle des Armen vertritt und zu erkennen gibt, daß er den Nächsten liebe wie sich selbst. (I. 618.)

Nun noch eine kleine Nachlese auf diesem Gebiete: Gury fragt: „Ist der Dieb, welcher eine bedeutende Summe Geldes gestohlen hat, verpflichtet, dieselbe unter einer Todsünde wieder ganz und vollständig zurückzuerstatten? Antwort: Nein, er ist unter einer Todsünde nur das zurückzuerstatten verpflichtet, was einen todsündlichen Betrag ausmacht, weil, wenn dieses zurückerstattet ist, der zurückbehaltene Betrag nicht mehr todsündlich ist."

„Ist der Verkäufer gehalten, die Fehler der zu verkaufenden Sachen zu offenbaren? Antwort: Je nachdem die Fehler wesentlich oder nur zufällig, geheim (!) oder offen sind und nach denselben gefragt wird. Der Käufer, der den Fehler nicht gesehen hat, muß sich den Schaden selbst zuschreiben."

„Begeht der Geistliche eine Sünde und welche, wenn er eine Messe unterläßt, die er (einer armen Person) gratis zu lesen versprochen? Antwort: Nein, sobald das Versprechen nicht ein wirklicher Vertrag ist, sondern der Versprechende nur einen geneigten Vorsatz gezeigt hat."

„Darf man schlechte Bücher dem Eigenthümer wieder zurückgeben? Antwort: Nein! Auch eine kleine Betrübniß oder Furcht vor Auflösung der Freundschaft darf nicht Grund der Rückgabe sein."

Nicht minder wunderbar ist die folgende Entscheidung: „Wenn du einem Diebe, welchen du auf der That ertappt hast, damit drohest, daß du ihn bei seinem beschädigten Herrn oder bei Gericht anzeigen werdest, falls er dir kein bestimmtes Geschenk verspricht (Halbpart!), so ist der Dieb verpflichtet, das gegebene Versprechen zu halten, und du darfst das empfangene Geschenk behalten, wenn es nicht etwa nach dem Urtheile eines einsichtsvollen Mannes (des Beichtvaters?) zu bedeutend erscheint. Selbst dann darfst du es behalten, wenn du gar nicht die Absicht gehabt hättest, ihn anzuzeigen, sondern ihn nur schrecken wolltest. Du hast ja das Recht, ihn

anzuzeigen, und stehest du von diesem Rechte ab, so ist dies Abstehen nach Werth schätzbar." (I. 784.)

Die Moral der Frommen ist eben eine andere, als die der übrigen Welt!

In seinem Streben, alle möglichen Fälle zu bedenken, ergeht sich nun Pater Gury nicht selten in einer wilden Phantastik, die dem Verfasser von Raubritter-Romanen anzugehören scheint. So fragt er (I. 250) im Capital „von den Tugenden": „Darf ein Diener aus Furcht vor dem Tode oder vor Verstümmelung seinen Herrn auf seine Schulter hinaufsteigen lassen, um in ein Haus oder sonst irgendwohin zu gelangen und dort zu sündigen?"

Er beantwortet die Frage: „Ja, nach der wahrscheinlicheren Meinung, weil er nicht eine an sich schlechte Handlung begeht."

Er scheint eigens wegen des uns Allen durch Mozart's Musik lieb gewordenen, aber doch schon längere Zeit Todes verblichenen Leporello diese Frage in Erwägung gezogen zu haben, denn seitdem kommt der Fall selten mehr vor.

Er fährt fort: „Darf ein Diener einer Buhlerin die Hausthür öffnen?"

„Ja, nach der gewöhnlicheren Meinung, wenn, falls er selbst nicht öffnet, eine andere Person da wäre, welche öffnen würde."

Und das nennt man Moral-Theologie!

Von jeher hat man die Ethik auf dem Fundament der Nächstenliebe erbaut, und so interessirte mich

vor Allem die Frage: Wie hält es Gury — und Gury ist ja doch nur ein Typus, ein Name für Viele — mit der Nächstenliebe? Gury hat, sagte ich mir, sich in der Eigenthumsfrage so überaus nachsichtig mit menschlicher Schwäche gezeigt, er wird in der Liebe zum Nächsten gewiß sehr weit gehen und ein überfluthendes Herz offenbaren. . . .

„Die Nächstenliebe," hebt er an, „kann durch innere und äußere Handlungen geübt werden. Wer christlich lebt, erfüllt das Gebot der Nächstenliebe in Beziehung auf die innere Thätigkeit dadurch zur Genüge, daß er für den Nächsten betet oder das Vaterunser recitirt. . . . Im Liebhaben des Nächsten, soweit es sich durch äußere Handlungen zeigt, muß man eine gewisse Abstufung der Liebe (ordo aliquis caritatis) beobachten. Der Grund ist der, weil sowohl die zu liebenden Personen mehr oder weniger vollkommen sind oder uns mehr oder weniger nahegehen, als auch die ihnen wünschbaren und zu erweisenden Wohlthaten mehr oder weniger nützlich sind."

Daß man mit dem Vaterunser eine Pflicht der Nächstenliebe erfülle, war mir neu. Diese Abfindung ist doch wohl zu wohlfeil. Im Uebrigen konnte ich Gury's Ansicht meine Beistimmung nicht versagen.

Gury fährt fort: „Jeder muß geradezu und absichtlich sich selbst mehr lieben als den Nächsten, denn Jeder ist sich selbst mehr der Nächste als

jeder Andere. Die wohlgeordnete Liebe fängt bei sich selbst an: Caritas bene ordinata incipit a semetipso."

Eine Uebersetzung des bekannten englischen Charity begins at home. In einer speciell christlichen Moral-Theologie nimmt sie sich seltsam aus; aber auch in jeder andern Ethik wäre dieser Satz schauderhaft. Alle That von moralischem Werth beginnt ja erst da, wo die Selbstliebe überwunden wird, und so arg es im Großen und Ganzen in der Welt aussehen mag, selbst im alltäglichen Leben fehlt es nicht an Exempeln, die uns eines Besseren belehren. Wo nur ein Mensch über die Gewöhnlichkeit ragt, vergißt er sich selbst, geht aus sich selbst heraus, sei's im Gemeinwesen, sei's im Privat- und Familienleben. Daß der Mensch sich selbst liebt, ist so gemein, wie daß er, gemeinsam mit allen Thieren, einen Magen hat; daß er aber darüber hinausgehen kann, ist das Kennzeichen seiner vornehmeren Natur. Welcher Vater, welche Mutter, ja welcher wahre Freund war sich selbst der Nächste in einer Stunde der Gefahr? Und warum werden den besseren Menschen, der es unterließe, das Leben eines anderen, ihm sogar gänzlich Fremden mit Gefahr des seinigen zu retten, die Vorwürfe des Gewissens bis ins Alter verfolgen?

Doch dies Alles würde uns zu weit führen; wir lassen es auf sich beruhen. Wen liebt Gury, nachdem er sich selbst der Nächste gewesen?

„Wenn sich die Liebesbezeugungen auf verschiedene Personen ausdehnen sollen," sagt er, „dann sind jene Personen vorzuziehen, die uns durch Blutsverwandtschaft, Freundschaft und vermöge des Religions-Bekenntnisses näherstehen," was sehr im Gegensatze zu den Worten der Schrift ist: So ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Verdienst haben? So ihr nur euern Brüdern freundlich seid, was thut ihr Sonderliches?

Und was darf man von Gury's Liebe erwarten?

„In großer oder in der äußersten Noth muß man so viel geben, als eben hinreicht, die Noth zu heben, wofern nicht Andere helfen wollen. Niemand ist aber gehalten, eine große Summe Geldes auszugeben, um einen Armen aus einer Todesgefahr zu befreien oder um ihm ein Heilmittel von großem Werthe zu verschaffen." (I. 228.)

„Ist es gegen die Liebe," fragt Gury, „dem Nächsten ein zeitliches Uebel zu wünschen?"

„Nein," antwortet er, „wenn es wegen eines größeren Gutes geschieht, zum Beispiel wegen des geistigen Nutzens des Nächsten." Und nun kommt er zu jenem bekannten alten Satz der Kirchenlehrer, in welchem der wildeste Gräuel der Inquisition, die Bartholomäusnacht u. s. w. ihre Rechtfertigung gesucht haben: „Ist es erlaubt, dem Feinde eine öffentliche Strafe zu wünschen?" Gury antwortet: „Ja, wenn jeder Affect der persönlichen Rache ferngehalten wird."

Hier wollen wir von dem braven Manne selbst auf eine Weile Abschied nehmen. Nur ein kurzes Sprüchlein von ihm wollen wir noch anführen: „Ist es eine Blasphemie oder Gotteslästerung, Verstorbenen zu fluchen?“

„Nein, wenn man dabei nicht speciell eine Absicht auf Seelen im Fegefeuer hat.“

Klein ist Gury's Liebe, klein auch das Capitel, das wir über seine Ethik, als Lehre von der Nächstenliebe, schreiben konnten.

* * *

Höchst interessant ist Gury — wir sagen kurz und schlechtweg Gury, wiederholen aber, daß er eigentlich nur ein Typus ist — wenn er in Beziehungen zu den weltlichen Gerichten tritt. Wenn er so vor einen Richter, der nicht sein williges Werkzeug ist, zu treten hat — für ihn ein höchst odioser Boden — wie verändert sich da seine ganze Physiognomie! Er dreht und wendet sich, bald krümmt er sich, bald richtet er sich wieder empor und erfindet hier in der Klemme die genialsten Dinge. Ist ein Geistlicher an die bürgerlichen Gesetze gebunden? — Ja und nein. — Ist ein kirchliches Gesetz verbindlich, welches nicht angenommen worden ist, weil die weltliche Regierung es verhinderte? An sich ja, doch wenn der Papst in einem solchen Falle nicht darauf dringt, nicht. Und so geht es weiter. Schließlich, dem Crucifix

gegenüber, auf das er eine Zeugenaussage zu leisten hat, erfindet dann Gury, der bekannte, uralte Gury der Geschichte — der früher Pater Escobar hieß, was wieder nur ein neuerer Name für eine längst vorhandene Persönlichkeit war — die Theorie von der Mental-Reservation, dem „geheimen Vorbehalt".

Alles dies ist lehrreich aus unserer Moral-Theologie herauszustudiren, wir haben aber keine Zeit dazu; wir lassen hier, wo uns der Raum dazu mangelt, Alles unberührt, was uns Gury über Staatsordnung, über Preßfreiheit und religiöse Toleranz zu sagen hat, und nähern uns den Capiteln, die den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte behandeln.

Das ist sein eigentliches Rhodus, hier beginnt er zu tanzen. Hier, wo er die sittliche Gefährlichkeit des weiblichen Geschlechtes abzuhandeln unternimmt, beginnt es ihm erst recht zu behagen. „Piget me," ruft er mit dem heiligen Alphons Liguori, „de hac materia longiorem habere sermonem," befleißt sich aber der liebevollsten Ausführlichkeit und eines unerhört gründlichen Eingehens. Er führt einen erbitterten Kampf gegen jedes Feigenblatt, das eine unanständige Blöße deckt; da gibt es keine Ausschweifung, keinen Gräuel, keine Ausgeburt einer kranken Phantasie, die er nicht in den Kreis seiner Untersuchungen zöge. Ist eine Jungfrau verpflichtet, sich eher

tödten als entehren zu lassen? Darf sich eine Jungfrau einer gegen die Schamhaftigkeit verstoßenden Operation unterziehen? Ist es einer Weibsperson erlaubt, den Bestürmer ihrer Keuschheit zu tödten? Wie weit dürfen Küsse und Liebkosungen gehen? Mit allen diesen Fragen martert er seinen Kopf. Und in allen Dingen weiß er Bescheid. So kennt er z. B. den Namen Goethe gewiß nicht, hat von dessen „Wahlverwandtschaften" nie etwas vernommen; aber das Vergehen, das sich Eduard und Charlotte in einem wohlbekannten Capitel dieses Romans zu Schulden kommen lassen, kennt er ganz genau. „Illicitus est graviter," ruft er, „usus matrimonii cum mente adultera exercitus, si quis accedens ad suam, sibi repraesentat alteram." Aber das ist nur so ein kleiner Anfang. Im Abschnitte: Peccantne qui situm invertunt? betritt der geschätzte Verfasser bereits das Feld der sonetti lussuriosi Aretin's und der dazugehörigen Zeichnungen Giulio Romano's. Und daß nach alledem noch eine Steigerung möglich, beweisen die folgenden Capitel, von denen ich nicht einmal die Ueberschriften anzuführen wagen würde.

Bei diesen Abschnitten erlahmt auch der treue Wesselak und mag den Psychagogen nicht mehr begleiten. Er gibt es auf, Pater Gury's Worte in unsere, des Wohlanstandes gewohnte Muttersprache zu übertragen, und läßt sie in ihrem dem Inhalt weit angemesseneren Mönchslatein stehen.

Den Höhepunkt der Brutalität erreicht das Buch in den Capiteln, die von der Ehe handeln. Es denke aber auch jetzt Niemand, Pater Gury rede hier als Individuum! Er ist nur Einer unter Vielen, er bezieht sich auf seine Vorgänger, und man erfährt wieder einmal mit den wunderlichsten Empfindungen, wie eigentlich diese Reihe von Hagestolzen und Schriftgelehrten mit Tonsur und Heiligenschein seit ältester Zeit von der Ehe gedacht. Schon deren Definition ist großartig; Matrimonium est conventio, qua vir et mulier sibi invicem legitime tradunt dominium in corpore in ordine ad actus ex se aptos ad generationem prolis et se obligant ad individuam vitae societatem.

Die einzelnen Capitel in diesem Abschnitte entziehen sich der Beurtheilung vor einem öffentlichen Forum; die Verhandlung darüber kann sozusagen nur bei geschlossenen Thüren fortgeführt werden. Aber wir können das gereiftere Alter und das Bürgerthum nur auffordern, hier selbst nachzulesen, damit es erfahre, worüber eigentlich diese „Seelenärzte" im Beichtstuhle verhandeln. Auch Gury gesteht mit einem Seufzer: „Ach, wie viele Pönitenten haben durch die Unvorsichtigkeit des Beichtvaters in Fragen und Erklären die Unschuld ihrer Seele eingebüßt!" Dennoch behauptet er, der Beichtvater müsse Alles wissen; er empfiehlt, die Pönitenten über die Gattung, Zahl und alle Umstände ihrer geschlechtlichen Sünden auszufragen,

wie es das vierte lateranische Concil verlange, und bemerkt auf die Autorität des heiligen Liguori hin, daß der Beichtvater, der ohne hinreichende Wissenschaft die Beichte höre und absolvire, in die ewige Verdammniß fahre.

Man schließe also aus dem allzu laxen Usus, der im Großen und Ganzen im Beichtstuhle herrscht, nicht auf die Regel! Und hier dürfte Pater Gury's Werk von namhaftem Nutzen für die Aufklärung der Köpfe sein. Ich zweifle, ob der Ehemann, der es gelesen, seiner Frau, ob der Vater seiner Tochter fürderhin erlaubt, nach Belieben beichten zu gehen...

Daß die Lection des Pater Gury für die jungen Cleriker, welche ihn auf ihren Zellen studiren, Gift sein muß, ist außer Zweifel; aber das ist nicht das Aergste bei der Sache. Was liegt schließlich am Verderb einiger hundert oder tausend junger Leute, die früher oder später doch vielleicht dem Verderb nicht entgehen? Größer, ungleich größer ist der Schaden, den diese Doctrinen, wenn sie vorerst im Gemüth des Beichtvaters aufgenommen gewesen und nun durchfiltriren, auf das Bewußtsein der Massen ausüben! Sie müssen sich offenbar in den Tiefen der Gesellschaft wie ein böses Grundwasser sammeln und von dort aus mit der Kraft von Miasmen wirken. Und dies ist der Punkt, der eigentlich ins Auge zu fassen wäre!

Und nun, nachdem wir so viel Bedenken geäußert, erfordert es auch das Rechtsgefühl, daß

wir der Erheiterung gedenken, die uns Pater Gury, allerdings immer nur unabsichtlich, bereitet. Da geht zum Beispiel ein Mensch einher in der Meinung, es sei heute Freitag, tritt ins Wirthshaus und läßt sich ein Beefsteak geben. Hinterher belehrt ihn ein Blick in die Zeitung, daß heute erst Donnerstag sei. Die Frage ist nun: Hat der Mann gesündigt? Hat er das Fastengebot gebrochen? Es ist ja Donnerstag! Der Casus ist freilich schwierig; ich kann aber dem Leser die Versicherung geben, daß Pater Gury schließlich zu einem tröstlichen Resultate gelangt.

Auch die folgenden harmlosen Fragen, die er stellt und beantwortet, sind nicht frei von jenem erquickenden, unwillkürlichen Humor, der an einem düsteren Decembertage doppelt dankbar gefühlt wird.

„Gewinnen diejenigen, welche am zweiten August eine Franciscanerkirche besuchen, den vollkommenen Ablaß so oft, als sie in dieselbe gehen und dort ein wenig verweilen?"

„Ja. Nach Entscheidung der heiligen Congregation."

„Können Ablässe auf gläserne Rosenkränze gegeben werden?"

„Ja, nur müssen die Perlen von massivem und festgeschmolzenem Glase sein."

„Gehen die Ablässe verloren, wenn die Schnur reißt und drei bis vier Perlen verloren gehen?"

„Nein, wofern die Form des Rosenkranzes dieselbe bleibt."

Und hier, auf dieser Stelle, macht sich Pater Gury wieder, wie schon oft, eines weitgehenden Liberalismus schuldig. Es wird mir von verläßlicher Seite mitgetheilt, daß der Ablaß auf einen gläsernen Rosenkranz nicht ertheilt werden kann und wirklich verloren geht, wenn auch nur drei Perlen fehlen.

Und nun genug von dem Buche, das halb wie ein Irrenhaus ist, halb wie eine alte Folterkammer, mit allerlei Werkzeugen, der sinnreichen Daumschraube, der Birne, der Spinne und wie die weiteren schönen Erfindungen einer mittelalterlichen Zeit alle heißen . . .

Wer möchte es in diesen Räumen wohl länger aushalten? Mit einem herzhaften Fluche eilt man von dannen.

Neue Streiflichter auf Charles Sealsfield.

Um die Mitte des vorigen Monats hatte die nicht allzu stark besetzte Table d'hôte eines Züricher Hotels, die vorzugsweise aus „Pensionären" bestand, einen Zuwachs durch zwei neue, durchreisende Gäste erhalten. Es war eine fein aussehende ältere Dame mit einem hübschen Knaben, ihrem Enkelsohne. Sie kamen nur mit den zunächst Sitzenden ins Gespräch. Nachdem das Essen vorüber, trat die Wirthin zu mir und sagte, es wünsche mich Jemand im kleinen Salon zu sprechen. Ich begab mich hin und traf dort, mich erwartend, die ältere Dame.

„Es ist," begann sie, „mir Ihr Name genannt worden. Sie würden kaum errathen, welche Ihrer Schriften mich Ihnen näher rücken heißt. Ich bin Frau W . . . . aus Newyork und habe in genauer Beziehung zu Charles Sealsfield gestanden."

Diese Mittheilung erregte mein ganzes Interesse; denn so viel ich weiß, ist von Amerika her noch nie eine Meldung über Sealsfield gemacht worden. Mein Blick überflog die Dame, die vor mir Platz genommen hatte. Aus der Entfernung hätte ich ihr

etwa vierzig Jahre gegeben, jetzt sah ich, daß sie allerdings den Fünfzigen nahe sein mußte. Sie mochte einst wirklich schön gewesen sein. Heute noch blitzten ihre Augen lebhaft, die Wangen blühten frisch, voll und rund, ihr einfach gescheiteltes Haar war noch braun.

Ich bat sie, ihre Mittheilungen zu beginnen, und sie erzählte Folgendes:

„Es war im Jahre 1856, als ich mit Herrn Sealsfield in Newyork bekannt wurde. Er kam viel zu uns, und nachdem mich ein schwerer Unglücksfall betroffen hatte, täglich. Mein Gatte, ein Kaufmann, war inmitten einer großen Handelsunternehmung, wie sie in Amerika vorkommen, gestorben und hatte Alles in größter Verwirrung zurückgelassen. Ich stand mit meinen unmündigen Kindern rathlos und unerfahren da, von Gläubigern bedrängt und mußte auf ein bitteres Los gefaßt sein. Herr Sealsfield — er stand in den Fünfzigern, aber die Leidenschaften kochten in ihm wie in einem Jüngling — hatte eine heftige Neigung zu mir gefaßt. Er bot mir seine Hand. Aber so ungestüm er warb, so sehr ich in ihm einen Mann von Geist und Wissen anerkennen mußte — seine Frau zu werden konnte ich mich nicht entschließen . . . ."

„Der Unterschied der Jahre," warf ich ein.

„Das war es nicht. Auch nicht seine eigenthümliche Häßlichkeit; man gewöhnt sich ja an

ein unschönes Gesicht, wofern Geist daraus hervorblickt. Aber es war etwas in ihm, das kein Vertrauen aufkommen ließ. Man konnte zur Wahrheit seiner Aussagen nie rechten Glauben fassen. Er sagte, daß er weit reicher sei, als man allgemein glaube, er könne mir ein glänzendes Los bereiten. Er kannte meinen Wunsch, Amerika zu verlassen. Wir würden abwechselnd in Paris, wo er Verbindungen in den höchsten Kreisen habe, und in der Schweiz leben. Je höher meine Verlegenheiten anwuchsen, desto verführerischer verstand er das Wohlleben, ja den Glanz auszumalen, den er mir bieten könne. Eine Equipage sollte ich haben, Alles, was das Herz begehrt. . . ."

„Hat Sealsfield," warf ich hier ein, „nie gesagt, woher sein Vermögen ursprünglich stamme?"

„Allerdings. Er sei als junger Mann mit einer Amerikanerin verlobt gewesen. Durch eine allmählich hervortretende Krankheit, für die man bald da, bald dort Heilung gesucht, sei die Hochzeit immer wieder verzögert und hinausgeschoben worden. Als sie starb, hinterließ sie Sealsfield ihre vielen, überaus kostbaren Juwelen, die, in Gold umgesetzt, ein Stammkapital für Güter-Speculation ergaben —"

„Und alle Vortheile, die Sealsfield Ihnen versprach, konnten Sie nicht bewegen —?"

„Nein, nicht bewegen. Ich konnte es nicht übers Herz bringen. Indeß wurde meine Lage

immer kritischer; es war, als ob Alles über uns zusammenbrechen und uns nichts bleiben sollte. Das kam Sealsfield erwünscht — unleugbar erwünscht — denn er war ein harter, harter Mann, der nichts als seine Leidenschaft kannte. Die Noth meinte er, würde mich ihm in die Arme treiben. Auf der einen Seite das bitterste Los in Aussicht, auf der andern Reichthum — es ist begreiflich, daß mir mit dem Blicke auf meine Kinder Zweifel kamen, ob ich recht thue, nur die widerrathenden Stimmen zu hören. Ich focht schwere Kämpfe in mir aus. Einmal, in der Nacht — mein sechsjähriges Töchterlein war krank und lag fiebernd und schlaflos neben mir — kam mir der Gedanke, aus dem Munde des Kindes zu hören, was ich zu thun habe. Ich begann: „Höre recht zu, mein Kind. Es geht uns schlecht und kann noch ärger kommen. Vielleicht müssen wir unser Haus verlassen und werden nicht wissen, wohin zu gehen. Nun aber bietet Herr Sealsfield, den ihr Kinder so wohl kennt, eurer Mutter ein sorgenfreies Leben und Wohlstand unter der Bedingung, daß sie seine Frau werde. Aber die Mutter hat ihn nicht lieb. Sie wird sehr unglücklich sein. Sage, Kind, was soll geschehen? . . .“ Die kleine Kranke dachte eine Weile nach und sagte dann: „Wenn du ihn nicht lieb hast und unglücklich wärst, dann Mama, laß uns lieber betteln gehen. . . .“

„Ich betrachtete,“ fuhr die Dame fort, „die

Stimme des Kindes als mein Orakel und sagte Herrn Sealsfield ein entschiedenes Nein. Welche Ausbrüche einer zornigen Leidenschaft erlebte ich da! Noch trat er mit dem Vorschlag hervor, ich sollte auf rein freundschaftlichem Fuße mit ihm nach Europa zurückreisen. Auch dies lehnte ich ab."

„Und die Mißgeschicke, die Ihnen gedroht," fragte ich, „gingen vorüber?"

„Gottlob, sie gingen vorüber. Unerwartet kam Hilfe, und Alles gestaltete sich besser, als man je in der finanziellen Verwirrung der ersten Zeit hätte träumen dürfen."

„Hilfe hätte Ihnen allerdings durch den zukommen sollen, der für Sie eine solche Leidenschaft gefaßt. Er that nichts für Sie?"

„Er war nicht der Mann, unegoistisch zu handeln. Nach meiner Absage schrieb er mir einen Brief, der mich schwer verletzte. „Sie sollen es," hieß es darin, „noch bereuen, den letzten Freund, den Sie hatten, von sich gestoßen zu haben." Bald darauf verließ er Amerika, und ich habe ihn nie mehr wiedergesehen. Er war eine harte, harte Natur . . ."

Während die Frau so sprach, verglich ich sie im Geiste mit den Gestalten, die in Sealsfield's Büchern als Typen der Weiblichkeit vorkommen. Es geht ein heißer Zug der Sinnlichkeit durch alle diese Schöpfungen: immer schildert der Dichter die Liebe lediglich als einen geschlechtlichen Reiz und eine Art Seelentrunkenheit. Er versteht es wie

selten Einer, die Magie, die von Seele zu Seele elektrisch übergeht, zu malen; ein überschwenglicher Taumel geht selbst auf den ruhigen Leser über, aber das geistige, sittliche Element der Liebe fehlt. Als sollte Sealsfield hierin den katholischen Mönch, der er gewesen, nicht verleugnen, ist ihm das Weib selten etwas Anderes, als ein Object des Genusses. Allerdings hat er es zumeist mit Mexicanerinnen oder Halbblut der Südstaaten zu thun, das sei seine Entschuldigung . . . Doch er selbst hat, so scheint es, nicht anders geliebt, als seine Helden lieben.

Ich hätte noch gerne länger mit Frau W. . . . gesprochen, ich hatte noch manche Frage an sie zu stellen, aber in diesem Augenblicke traten Fremde ein, ich mußte die Unterhaltung abbrechen. Am andern Morgen waren Großmutter und Enkel abgereist.

Diesen Mittheilungen möchte ich noch einige aus der Greisenzeit Sealsfield's anschließen, die ich soeben an einem Orte finde, wo man sie schwerlich vermuthen würde: in den „Aarauer Jugendbildern". Es sind Aufzeichnungen eines Solothurners, der Sealsfield in seinen letzten Lebensjahren sehr nahe gestanden sein muß. (A. Hartmann?) Sie verdienen eine weitere Publicität, als jenes Schweizer Blatt ihnen geben kann; ich excerpire dasjenige, was noch nicht anderswo gesagt worden ist.

„Sealsfield," sagte unser Gewährsmann, „wurde gerade wegen seines Bemühens, die Auf-

merksamkeit von sich abzulenken, überall der Gegenstand scheuer Neugier. Die consequente Absichtlichkeit, mit der er über seine persönlichen Verhältnisse falsche Angaben machte, die jedem auch nur oberflächlichen Beobachter sofort auffallen mußten, konnte nicht verfehlen, zu neugierigem Argwohn zu reizen. Er gab an, bei seinem ersten Besuch in der Schweiz nur nothdürftig die deutsche Sprache verstanden zu haben, so daß er genöthigt gewesen, zur Uebersetzung seiner transatlantischen Reiseskizzen einen Züricher Studenten als Uebersetzer anzustellen, und doch sprach er ein Deutsch, das der Fremde schwerlich lernen kann, denn es trug den unverkennbaren Stempel eines Provinzial-Dialektes. Man fand es auffallend, daß er von seinen Schriften nur sehr ungerne sprach. Es war ihm unbehaglich, wenn Jemand darauf zu sprechen kam, und mit einer Rauheit und Kürze, die Manchen völlig verblüffte, wußte er das Gespräch von diesem Gegenstande abzulenken. Noch strenger abweisend benahm er sich, wenn man ihm über seine Erlebnisse etwas entlocken wollte. Wie der Igel sich plötzlich zusammenrollt, wenn ihn auf seinem Abendspaziergang eine fremde Hand berühren will, so hielt dieser seltsame Mensch auf einmal inne, mochte die Frage noch so harmlos sein, er antwortete gar nicht oder mit einer so beißenden Abfertigung, daß der Gleiche ihn bei späterer Begegnung gewiß unbelästigt ließ. Bisweilen schien er von der Beobachtung

dieser Taktik freiwillig abweichen zu wollen, unaufgefordert sprach er von einem Sohne, der in Amerika weile. Aber diese Angaben waren voll von Widersprüchen.

Es entstanden über den Fremdling die sonderbarsten Gerüchte. Viele nannten ihn einen reichgewordenen Sklavenhändler, Seeräuber, Schmuggler, Flibustier. Sein einsames Leben zu Hause, die klösterliche Kahlheit der Räume, seine abschreckende Physiognomie, aus der ein von buschigen Brauen beschattetes Auge in düsterem Glanze hervorstrahlte, die bald scheu ausweichenden, bald höhnisch herausfordernden Antworten schienen diesen Vermuthungen immer neue Nahrung zu geben. Possirlich war es, wenn dienstfertige Leute ihm einen Gefallen zu erweisen suchten, der sich auf seinen literarischen Ruhm bezog. Eine Nummer der „Gartenlaube", in welcher ein Artikel über ihn stand, rührte er mit keinem Finger an, man fand sie nach seinem Tode unaufgeschnitten in seinem Schranke.

Es ist möglich, daß Sealsfield (in Solothurn) nicht mehr derselbe wie früher war. Auf mich hat er den Eindruck eines ausgebrannten Kraters gemacht, in dem es nur selten noch glühte, am ehesten, wenn er über religiöse Dinge sprach. Mit wahrer Hochachtung erwähnte er des Vaterunsers, der sieben Worte am Kreuze, die bittersten Schimpfworte stieß er gegen den Atheismus aus. Sein tägliches Gebet hat er auf den Knieen verrichtet.

Er wurde geizig-karg, eine krankhafte Furcht bemächtigte sich seiner, er werde ganz verarmen. Tagelang saß er vor seinem Tischchen, auf dem stets seine goldene Uhr lag — er pflegte sie ehedem oft mit der Bemerkung zu zeigen, sie sei ein Geschenk des Königs Joseph, Bruder Napoleon's — und starrte finster auf den nämlichen Punkt. Es war ein wehmüthiger Anblick, und fast gewaltsam mußte man sich erinnern, daß dieser dämonisch kühne Geist, der sich in seinen Schriften zum höchsten Fluge erhoben hatte, und dieser traurige Rechner, welcher den Preis eines Eies der Klage würdig fand, im nämlichen Gehirn seine Wohnung habe. Als nach seinem Tode seine Herkunft bekannt wurde, mußte man unwillkürlich fragen: Warum hat er sich diese völlig unnütze Selbstqual auferlegt? Warum war er vierzig Jahre nach seiner Flucht aus Prag noch so mißtrauisch und verschlossen? Die Frage, ob der finstere Schatten, den die gewaltsam erbrochene Klosterzelle auf seinen einsamen Lebensweg geworfen hat, das einzige Gespenst gewesen ist, welches er mit Aufbietung einer unerhörten Willenskraft noch vom Rande des wirklichen Grabes zurückscheuchte, wird wohl Niemand beantworten."

So der Erzähler im „Aarauer Jugendblatt", und ich stimme ihm auch darin bei, daß die Frage nach Sealsfield's Leben in Amerika immer in Dunkel gehüllt bleiben wird. Wie erwarb er das

erste große Vermögen, das er durch den Sturz eines Bankiers in Neworleans verloren haben will, und das zweite, das er 1856 besaß? Das wird die Welt kaum je erfahren, schon darum nicht, weil Sealsfield wohl nur ein Schriftstellername ist, den Karl Postel sich in späteren Jahren beilegte, während er sich früher in Amerika anders nannte.

Unmittelbar nach Erscheinen meiner Schrift, welche in Betreff der Jugendgeschichte sich an die Aussagen und Erzählungen der Zeitgenossen hielt, wurde der Versuch unternommen, die wilde und leidenschaftliche Seite in Sealsfield's Charakter in milderem Lichte zu zeigen. Es war, als habe es nie einen wahrhaften Zerfall zwischen Vater und Sohn gegeben, als sei Sealsfield's Flucht mehr eine Abreise mit guten Creditiven in der Tasche gewesen. Ich glaube, daß solche Version uns Sealsfield's Bild, dem man seinen düstern, und wenn man will, unheimlichen Charakter lassen muß, durchaus fälscht. Der Mann hat sich auf eigenen Wegen bewegt, seine Gestalt etwas Salvator-Rosa-artiges; sie wird vielleicht nur an der des Engländers Trewlaney ihr Seitenstück haben.

Benedix' „Shakspearomanie".

Es mag ums Jahr 1835 gewesen sein, als der famose Gustav Nikolai, von seiner Reise heimgekehrt, in zwei Bänden der Welt den Nachweis zu liefern unternahm, es sei nichts an der bisher so gepriesenen Schönheit Italiens. Von ewig wieder aufgenommenem Lobe der hesperischen Fluren geärgert, von der Last der über Italien geschriebenen Bücher erdrückt, dazu in lebendigem Nachgefühl erlittener Prellereien und gestörter Nächte ging er ans Werk. Von Seite zu Seite wurde der Ton seiner Schrift gereizter. Die Trümmer des alten Rom kaum des Ansehens werth, der Golf von Neapel ein Seebecken wie jedes andere, der Vesuv ein rauchender Kamin, Venedig ein übelriechender Pfuhl — in diesem Tone ging es fort. Das Bewußtsein, Meinungen zu verfechten, die noch Niemand zuvor mit gleicher Keckheit geäußert, berauschte den nüchternsten aller Köpfe. Er fühlte die Mission in sich, einer Welt, die in traditioneller Verblendung bewunderte, was seiner Meinung nach

keine Bewunderung verdiente, die Augen zu öffnen. Schließlich unterließ er nicht, zu betonen, daß ein zorniger Patriotismus ihm die Feder geführt habe; die Italiener hätten seit den Hohenstaufen-Zeiten Deutschland nur Böses angethan, und es sei somit ein verdienstliches Werk, ihnen endlich einmal die Wahrheit zu sagen.

Ein ähnliches Stück wie Gustav Nikolai gegen Italien hat Roderich Benedix gegen Shakspeare ausgeführt. Er beweist uns, indem er eines seiner Dramen nach dem andern vornimmt, daß der gefeierte Name einem Schriftsteller angehöre, der, weit entfernt, die Bewunderung der Jahrhunderte zu verdienen, in die unterste Classe der Schriftsteller, nämlich der den Uebersetzern zunächst stehenden Bearbeiter fremder Stoffe gehöre. „Er schöpft immer aus Vorhandenem, bearbeitet meist schon vorhandene Bearbeitungen eines Stoffes; seine Weise ist im Grunde genommen Plagiat oder literarischer Diebstahl." (pag. 219.) Er ist aber ein *schlechter* Bearbeiter. „Er begeht sogar in Stücken, die man für seine Meisterwerke hält, die ärgsten Compositionsfehler." (pag. 274.) „Meist ist der Bau seiner Stücke verworren, die Begebnisse überstürzen oder schleppen sich. Von Oekonomie der Zeit ist bei ihm keine Rede." „Weil Shakspeare's Stücke nicht organisch erwachsen, weil sie aus äußerem Material zusammengetragen sind, ist der Bau derselben nicht tiefsinnig, wie die Shakspearomanie

behauptet, sondern meist locker und die schwächste Seite des Dichters." (pag. 407.) Eigentlich scheint er ein mittelmäßiger Kopf zu sein. „Er versteht nicht zu concentriren, gewährt den Episoden übermäßigen Raum, führt uns in jedem Stücke eine Ueberzahl flauer Rollen vor." „Er wählt Stoffe, die weder interessant noch dichterisch sind, also der ersten Erfordernisse, zu einem Drama gestaltet zu werden, entbehren — Ex-König Johann." (pag. 87.) Je nun, er „arbeitete für das tägliche Bedürfniß seiner Bühne, griff nach allen möglichen Stoffen, die sich eben dramatisiren ließen" — so kommt Benedix dazu, Shakspeare schließlich mit — Frau Charlotte Birch-Pfeiffer in Parallele zu bringen.

Wer nun nicht wüßte, wen er vor sich habe, der müßte den Mann, der das Alles geschrieben, für ein geistiges Monstrum halten und ihn anstaunen, wie etwa ein Anatom einen außerordentlichen Hydrocephalus. Doch das wäre grundfalsch. Es ist ja der alte Benedix, über dessen Lustspiele wir so oft gelacht haben, und an dem ist gar nichts Staunenswerthes. Er ist nur, der Himmel weiß aus welcher Veranlassung, außer Rand und Band gerathen, aller Hochmuth eines trockenen, trivialen, im Werktagsleben befangenen Verstandes hat sich in ihm empört, und so, ein wildgewordener Philister, einen schartigen Soldatensäbel in der Faust, „zur Abwehr! zur Abwehr!" brüllend, stürzt er, immer

drauf loshauend, vor — er stürzt — ja, wahrlich er stürzt, um nie wieder aufzustehen. Es ist ein seltsames, eigentlich unheimliches Ende.

Was hat denn aber eigentlich, muß man fragen, Benedix zu solchem Treiben veranlaßt? Daß, wie er fortwährend behauptet, Shakspeare seines Ruhms entkleidet werden soll, damit Schiller, Goethe und Lessing in ihrer wahren Größe erscheinen, ist doch gar zu abgeschmackt. Alle drei haben bei ihren Lebzeiten Shakspeare genugsam gehuldigt, jetzt haben sie Ruhm vollauf und Niemand tastet ihren Lorbeer an. Sollte der Mann, welcher sich doch sagen mußte, daß von allen seinen Stücken keines an die Nachwelt übergehen werde, Neid gefühlt haben gegen den Dichter, dessen Werke seit mehr denn zwei Jahrhunderten mit dem Glanze der Sterne funkeln? Es läßt sich doch kaum annehmen, daß eine Pfennigkerze die ewigen Lichter beneidet! Nur eine pathologische Veränderung, die mit dem Alter hereinbrach, kann die Tollheit erzeugt haben, die sich so turbulent Luft macht.

„Aber," höre ich rechts und links fragen, „ist nicht manches Wahre an Benedix' Auslassungen? Ist das Dramatisiren fremder Stoffe bei Shakspeare nicht wirklich bedenklich? Müssen Sie nicht Das und Jenes in Shakspeare's Drama für lose und willkürlich gebaut erklären? Werden Sie Alles schön finden wollen, was Shakspeare geschaffen?"

Meine Antwort darauf ist folgende:

Allerdings benützt Shakspeare immer und überall ältere Novellen. Ist er darum ein Plagiator zu nennen? Jeder, der einen Blick in jene alten Novellensammlungen gethan, weiß, daß es in Holzschnittmanier entworfene Bilder sind, welche nur die äußersten Umrisse geben. Welcher ungeheure Weg von der kahlen, starren Erzählung seltsamer Begebenheiten bis zur Verlebendigung derselben in den lebendigsten Gestalten! Omne animal ex ovo und auch jedes Dichterwerk geht von gewissen Anstößen aus. Der Eine findet diese Anstöße im täglichen Leben, in seinen eigenen Erlebnissen oder in denen seiner Umgebung und da ist der Ursprung derselben allerdings kaum mehr nachweisbar, ein Anderer in Vorgängen in der Geschichte. Irgend ein gegebener Vorgang reizt ihn zur Behandlung, er schafft sich die Quellen, die Urkunden herbei und aus diesem unscheinbaren Material geht schließlich die lebendige Welt der Dichtung hervor. Sind etwa „Fiesco", „Don Carlos", „Maria Stuart", „Tell", die „Jungfrau von Orleans" „Wallenstein" nicht auch nach Vorlagen gearbeitet und existiren nicht frühere dramatische Bearbeitungen aller dieser Stoffe? Lag die Autobiographie des Ritters mit der eisernen Hand nicht vor, damit der „Götz" geschrieben werde, das Memoire des Beaumarchais, damit „Clavigo" erstehe, steht das alte Puppenspiel vom Doctor Faust in keiner Beziehung zu Goethe's Dichtung? Nicht nur bei jedem Stücke

Schiller's und Goethe's, auch bei jeder Ballade dieser Beiden läßt sich die Quelle nachweisen und ihr wollt es Shakspeare zum Vorwurf machen, daß er gegebene Stoffe verarbeite? Doch — hat sich Benedix wohl die Mühe genommen, „Romeo und Julie" mit der Geschichte des „Luigi da Porta", den „Kaufmann von Venedig" mit dem Peccarone, „Ende gut, Alles gut" mit Boccaccio's Novelle zu vergleichen, um den Abstand zwischen dem Urstoff und dessen schließlicher Erscheinung zu messen? Hat er jemals Hamlet's Geschichte im Saxo Grammaticus nachgelesen? Schon die Frage danach klingt komisch, bei einem Manne gestellt, der den Shakspeare, über den er zu Gericht sitzen will, nur aus der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung kennt. Kurz, die Erfindungsgabe Shakspeare's in Frage stellen wollen, weil er sich an gegebene Stoffe anlehnt, ist lächerlich; nur ein böswilliger Thor kann diesen Vorwurf immer wieder vorbringen.

„Gut, aber werden Sie Shakspeare's Stücke alle und insgesammt bewundernswerth finden?" Wie man's nimmt. Mehrere stammen aus einer frühen Lebensperiode, in der er großtönende Worte und stattliche Reden liebte und offenbar noch mit der theatralischen Technik zu kämpfen hatte, ein paar aus den späteren Jahren sind Gelegenheits-Dichtungen — bei einer derselben bringt er selbst die Entschuldigung, er habe a weak and idle theme behandelt. Andere entstammen der späteren Epoche,

wo Trübsinn und Verbitterung ihre Schatten auf sein sonst so freies und hohes Gemüth werfen. Ist es nun nicht dumm, roh, barbarisch, alle seine Dramen unchronologisch, ununterschieden mit einem und demselben Maße abzuhandeln? Dazu kommt noch ein anderer, allzu wenig beachteter Umstand: Shakspeare selbst hat kein einziges seiner Dramen in Druck gegeben, da seine Absicht war, daß seine Stücke gespielt *gesehen*, nicht *gelesen* würden. Die ersten zu seinen Lebzeiten erschienenen Drucke waren stenographisch nachgeschriebene Raub-Editionen. Erst sieben Jahre nach seinem Tode kamen die Schauspieler John Heminge und Henry Condell und stellten, sicher nicht aus den Urmanuscripten, sondern aus den im Archiv des Globus vorhandenen Theaterbüchern die Gesammtausgabe zusammen, welche die Grundlage aller späteren Ausgaben geblieben ist. Wissen wir nun, mit welchem Maße von Gewissenhaftigkeit und überhaupt nach welchen Grundsätzen Heminge und Condell vorgegangen? Bunt genug zusammengewürfelt, ohne jede Bezugnahme auf Chronologie stehen die Stücke da. Wissen wir, ob Shakspeare, wenn er selbst eine Gesammtausgabe veranstaltet hätte, alle Stücke aufgenommen hätte, die wir finden, und jedes in der Form, in der wir es finden? Ob er wohl dies und jenes seiner Jugendstücke, ob er z. B. „Titus Andronikus" als ein legitimes Kind seines Geistes anerkannt hätte?

Wer jemals ein Souffleur- oder Regisseurbuch gesehen, weiß, von wie vielen Strichen und Interpolirungen es wimmelt. Sind nun hier, in dieser Ausgabe, die Lücken alle wieder nach der Urschrift ausgefüllt, die hineingeschriebenen Zusätze der Schauspieler ausgemerzt worden? Wissen wir, wenn uns da etwas verletzt, ob es Shakspeare, ob es die Regie verschuldet? Auch wir finden in Shakspeare Dinge, die uns unbegreiflich. Wenn, um ein Beispiel unter hundert zu nennen, Richard III. an einen zufällig dastehenden Edelknaben die Frage richtet, ob er keinen Mörder für die Kinder Eduard's wisse, und dieser alsobald den Tyrell herbeibringt, so begreifen wir diese Führung nicht; aber nachdem wir tausendfältige Beweise von der Weisheit des Dichters gesehen, bescheiden wir uns zu sagen: hier muß mit dem Texte etwas vorgegangen sein, und würden uns schämen: seht, wie unsinnig, wie unbeholfen! zu rufen. Ebenso fragen wir uns, wenn uns eine besondere Zote verletzt: Ist das nicht eine Hinzuthat des Darstellers? Mit dieser, der Eigenthümlichkeit des in seiner Art einzigen Falles rechnungstragenden Rücksicht lesen und beurtheilen wir unseren Shakspeare, freuen uns der Herrlichkeiten, die sicher von ihm stammen und verhalten uns bedenklich gegenüber Verstößen, die nur wie kleine Bruchflächen an einem herrlichen Marmorbilde sind, Bruchflächen, die möglicherweise ohne sein Verschulden an sein Werk gekommen.

Er war ein Phänomen und wurde auch schon von seinen Zeitgenossen als solches erkannt. Mit einer eigenthümlichen Rührung las ich dieser Tage, kurz ehe mir Benedix' triviales Buch zukam, eine Stelle des „Ben Johnson", die allerdings nicht den hohen Ton der neuen Shakspeare-Vergötterer anschlägt und doch genug sagt. Sie lautet:

„Ich erinnere mich, daß die Schauspieler es oft als besonders rühmlich für Shakspeare erwähnten, er habe in allen seinen Schriften nie eine Zeile ausgestrichen. Meine Antwort war: möchte er doch Tausend ausgestrichen haben, was man als eine übelwollende Aeußerung nahm. Ich erzähle dies nur Jenen gegenüber, welche ihren Freund gerade damit zu empfehlen gedachten, was seine Fehler waren, und um meine Redlichkeit und Offenheit ins rechte Licht zu stellen, denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken, wenngleich frei von Abgötterei so sehr wie nur irgend Jemand. (Diese Abgötterei muß somit schon dagewesen sein.) Er war wirklich ehrlich und treu, von offenem und freiem Charakter, hatte eine bewundernswürdige Phantasie, gute Kenntnisse. Er war in seinen Aeußerungen sanft und gütig und sie flossen ihm so beredt von den Lippen, daß es zuweilen nöthig war, den Redestrom zu stopfen. Sufflaminandus erat*), wie Augustus von Haterius sagte. Witz

*) Er mußte durch eine Radsperre (sufflamen) gehemmt werden, wenn er im Zug war.

stand ihm immer zu Gebote; hätte er ihn doch auch immer gezügelt! Oft verfiel er auf Dinge, über die man unbedingt lachen mußte, zum Beispiel als einer damals in der Rolle Cäsars Einem, der ihm sagte: Cäsar, du thust mir Unrecht, antwortet: Cäsar verletzt Niemanden, außer in gerechter Sache und viel dergleichen, worüber man lachen mußte. Er hatte Fehler, aber er kaufte sie los durch seine Tugenden. Es war stets an ihm mehr zu loben als zu verzeihen."

So sprach der von ihm, der bis heute für seinen Gegner gilt, der das Haupt einer Dichterschule war, die in Bezug auf das Drama entgegengesetzten Grundsätzen huldigte, ein Mann, der allerdings Ursache genug gehabt hätte, Shakspeare zu beneiden, da dieser ein Liebling des Publicums, reich und gefeiert, er aber als Dramatiker unglücklich, arm und nur von Gelehrten gefeiert war.

* * *

Benedix' „Shakspearomanie" hat die Gesprächsform. Dabei muß man aber Alles vergessen, was in dieser Form von Lucian bis auf Diderot und Lessing geschrieben worden ist, um ja nicht ins Vergleichen zu gerathen. Oswald, Reinhold und Hellmuth heißen die drei Gesellen, die den Shakspeare verarbeiten. Es sind „junge Männer, welche ihr Leben den Wissenschaften geweiht" und verdanken dieses, für jedes kundige Auge offenbar, dem

späten Einfall des Verfassers, der, sein fertiges Manuscript übersehend, zur Einsicht kam, daß es gut wäre, in diese Monotonie etwas Abwechselung zu bringen und sie kurz und gut ohne besondere Wunder der Schöpferkraft auf dem eingeschlagenen Rande seines Papiers ins Dasein rief. Er überschaute nämlich das Manuscript und sagte: „Hier will ich Menschen machen!" Und machte kurzen Proceß, nahm einen Abschnitt und nannte ihn Hellmuth, nahm einen andern und nannte ihn Reinhold. Und da er sich sagen mußte, daß Jeglicher dieser Beiden aussehe wie eine Abhandlung, doch nicht wie ein Mensch, sagte er weiter: „Ich muß sie ein Bischen characterisiren". Und ließ den Hellmuth mit einigen Worten auf dem Rande des Papiers heftig vorgehen, und da warnte ihn Reinhold, und Hellmuth sänftigte sich und das gab ihm ein menschliches Aussehen. Und der Autor sagte: „Ich will noch ein Mehreres thun". Und nahm das Fragezeichen, wie es ja so häufig im Geschriebenen vorkommt, wenn sich der Verfasser selbst eine Frage vorlegt, und machte aus dem Fragezeichen einen dritten Menschen, der hieß Oswald. Und wurde ein Vorwort geschrieben, sie einzuführen. Und waren Reinhold und Hellmuth groß und breit und von einander nicht zu unterscheiden und Oswald neugierig, aber dünn, schwächlich und unbedeutend, denn er war aus einem Fragezeichen geschaffen. Und der Autor sah, daß Alles

gut war und sein Buch ein Dialog, so gut wie irgend einer des Platon.

Was nun Hellmuth-Reinhold, den eigentlichen Träger des Werks anbelangt, so hätten wir es wirklich ohne des Verfassers ausdrückliche Versicherung nie geglaubt, daß er ein junger Mann, „der sein Leben der Wissenschaft geweiht hat". Wir hätten ihn eher für einen quiescirten Regisseur eines mittleren Stadttheaters gehalten. Seine lederne Vernünftigkeit ist dem specifisch Poetischen total unzugänglich und sieht bei „Stücken" lediglich auf die Mache. Er ist ein entschiedener Feind detaillirter Ausmalung und Ausarbeitung Alles dessen, was einer „Episode" ähnlich sieht; denn man ist gegen halb Zehn gern aus dem Theater daheim, besonders, wenn uns etwas Warmes erwartet. Er beurtheilt Alles nach der Schablone der Gegenwart, deren Standpunkt für ihn der allein richtige ist. Das Gegentheil eines idealistischen Kopfes, verlangt er selbst vom Elfenschleier des Märchenspiels die Dauerhaftigkeit guter Sackleinwand. Er ist so verständig, daß ihn selbst Falstaff nicht zum Lachen bringt, er behauptet sogar, dieser feiste Ritter habe keinen Humor (pag. 138.). Seine Poetik könnte selbst in Trivialschulen docirt werden, sie ist gar so klar und macht auf Tiefsinn nicht den mindesten Anspruch. „Die Poesie," sagt er, „zerfällt in mehrere Gattungen. In der Lyrik theilt uns der Dichter mit, was er fühlt

und empfindet. In der Epik theilt uns der Dichter äußere Vorgänge mit. Beide Gattungen mischen sich zuweilen, indem der Dichter an die Anschauungen äußerer Gegenstände oder Vorgänge die Mittheilung seiner Empfindungen knüpft. Didaktik will man in neuerer Zeit aus den Gattungen der Dichtung verbannen. Mich dünkt, mit Unrecht. Man empfindet nicht nur dichterisch, man denkt auch so. Das schön Gedachte ist nicht lyrisch, nicht episch; wenn wir einen Namen dafür suchen, müssen wir (es) didaktisch nennen. Wenn Goethe sagt: edel sei der Mensch, hilfreich und gut, so ist das didaktisch".

Selbst Karl Mießnick drückt sich nicht klarer aus. Hellmuth-Reinhold ist vor Allem ein Techniker und es ist ewig zu bedauern, daß Shakspeare nicht den Vortheil seines Umganges genoß, er hätte, wiewohl eigentlich ein mittelmäßiger, erfindungsloser Kopf, Manches von ihm lernen können und manchen Fehler vermieden. Hören wir den einfachen, Jedermann verständlichen und doch so äußerst wichtigen Kunstgriff, den uns Hellmuth in Betreff des Monologs zum Besten gibt. „Der Monolog soll ein lautes Denken sein. Geht er darüber hinaus, beginnt er z. B. Thatsächliches zu erzählen, so ist das kein lautes Denken mehr, denn Niemand erzählt sich selbst etwas. Mit einem geschickten Kunstgriff kann man (aber) auch den Monolog zum Erzählen brauchen, wenn man z. B. eine Person sich mühsam an Geschehenes erinnern läßt. Wenn

der Dichter Jemanden auftreten und sprechen läßt: Ich ging gestern am Wasser vorbei und habe meine Brieftasche verloren, so ist das kein Monolog, denn Niemand erzählt sich selbst etwas. Wenn aber der Dichter das etwa so faßt: Wenn ich mich nur besinnen könnte, wo ich meine Brieftasche verloren — war es am Wasser oder war es im Parke? so ist das noch ein Monolog, denn sich besinnen ist denken. Mit solchem Kunstgriff, mit guter Wendung kann dann der Dichter selbst den Monolog gebrauchen, um Thatsächliches den Zuschauern mitzutheilen."

Ja, kluge Wendung! Aber die will gelernt sein. Darauf hin werden mit unerbitterlicher Schärfe die Fehler nachgewiesen, die Shakspeare sich im ersten Monolog Richard's III. hat zu Schulden kommen lassen.

Und wieder muß man bitter bedauern, daß Shakspeare den sittigenden und belehrenden Umgang mit Hellmuth-Reinhold nicht genossen, wenn man sieht, wie klar dieser scheidet, was in die Poesie und was nicht in die Poesie gehört.

Es fragt z. B. pag. 272. der aus der Rippe Fragezeichens geschaffene Oswald:

„Sollte aber nicht Trunkenheit als komisches Motiv verwendet werden können? Ich habe es doch schon in mehreren Stücken gefunden."

Reinhold: „Nein! Die ersten Wirkungen des Weins bis zu einem kleinen Spitz, einem

leichten Räuschchen darf man anwenden, die Trunkenheit selbst nicht. Die Grenze muß hier haarscharf gezogen sein. Ein wirklich betrunkener Mensch gehört ins Bett zum Ausschlafen, nicht auf die Bühne."

Das ist nun wieder etwas, das, so klar es ist, Shakspeare nicht einzusehen der Mann war. Und so hat er im „Sturm" sogar drei betrunkene Personen eingeführt, den Caliban, den Stephano und den Trinkulo. „Es ist aber auch eines der schwächsten Stücke Shakspeare's. Man muß das im Interesse des Dichters selbst sagen; denn die Shakspeareomanie, die mit vollen Backen Alles preist, thut ihrem Dichter den größten Schaden, indem sie bei Unbefangenen Zweifel, bei tiefer eingehenden Männern lauten Widerspruch hervorruft."

Gut gesagt, Hellmuth-Reinhold, ihr tiefer eingehenden Männer!

Nun verliert allerdings das gegen den „Sturm" geschleuderte Verdammungsurtheil viel von seiner Wucht dadurch, daß Hellmuth bereits von jedem seiner Beurtheilung vorgelegten Stücke bewiesen, daß es „Shakspeare's schlechtestes Stück" sei. Von „König Johann" wird dargethan, daß es „gar kein Stück sei, weil der Stoff, der weder interessant noch dichterisch ist, der ersten Erfordernisse, zu einem Stück gestaltet zu werden, entbehrt". (pag. 37.) „Richard II." „ist schlecht gebaut, die Handlung kann uns keine Theilnahme einflößen und die

Charaktere kein Interesse abnöthigen". (pag. 105.) „Heinrich IV." „ist ein Gewirr einer wesentlich in Wiederholungen sich hinziehenden Handlung und folglich nicht dramatisch". (pag. 125.) „Romeo und Julie" „ist ein Plagiat, bei dem man fragen muß, wie viel Shakspeare, wie viel seinen Vorgängern gehöre". (pag 220.) „Julius Cäsar" ist als Drama eine „durchaus verfehlte Dichtung." (pag. 225.) Der „Widerspenstigen Zähmung", „ein rohes zusammengestoppeltes Stück, über das er kein Wort verlieren mag". (pag. 316.) Wenn man erwägt, daß „Verlorene Liebesmüh" nicht durchzulesen (pag. 343.), wogegen wieder „Troilus und Cressida" „durchzulesen eine Pferdearbeit ist" (pag. 384.), mag sich der „Sturm" noch freuen, so gnädig wegzukommen.

Es ist doch mindestens ein „Stück", wenn auch ein schwächstes.

Immerhin mögen sich kommende Dramatiker gesagt sein lassen, daß „Betrunkene ins Bett, nicht auf die Bühne gehören". Daß Kranke dahin gehören, ist wohl auch selbstverständlich, Verbrecher aber gehören demgemäß wieder ins Zuchthaus, nicht auf die Bühne. Man sieht, wie sich der Kreis des in der Dichtung Zulässigen bei Befolgung der Reinhold-Hellmuth'schen Regeln immer mehr verengert.

Aber er verengert sich auch in anderer Weise. Seite 254. belehrt uns unser Autor über das Wesen

und die Aufgabe der Satyre: „Die Thorheiten und Narrheiten der Menschen zu geißeln, ist Aufgabe der Satyre. Satyre aber gehört gar nicht oder nur sehr bedingt in das Reich der Dichtung. Die Schwächen, Gewohnheiten, Schrullen, Verkehrtheiten der Menschen sind an sich oft komisch, andererseits geben sie zu komischen Verwickelungen Anlaß. Sie zu bearbeiten, ist daher ein ergiebiges Feld für das Lustspiel. Und dabei kann es allerdings satyrisch werden. Doch muß sich diese Satyre hüten, zu weit zu gehen, sie muß nicht zur Bitterkeit führen, aus dem heitern Gebiet der Dichtung heraus." Hier muß man wieder bedauern, daß nicht schon Aristophanes den Umgang Reinhold-Hellmuth's genoß; diese wären die Leute gewesen, den übrigens talentvollen Athenienser von seinen Irrwegen, die er wandelte, zurückzuführen.

So weit war ich in der Lectüre dieses lehrreichen Werkes gekommen, als mich eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten mit Macht überkam. Vor zwanzig und einigen Jahren hatte ich die Gestalt eines Aesthetikers geschildert, der, wenn mich nicht Alles täuschte, in seltenem Grade den beiden Männern Reinhold und Hellmuth verwandt war. Ich holte aus meinem Pulte ein Packet alter Druckschriften hervor und las in den dramaturgischen Vorlesungen des Professors Buchsmayer Folgendes:

„Was ich übrigens noch an Shakspeare be-

dauern muß, ist sein Mangel an idealem Sinn. Mit unserm Schiller wenigstens kann er sich in diesem Punkte nicht messen. Ein Beispiel: Wie ordinär, und man kann sagen, wie verletzend für jedes bessere Gefühl tritt sein Pförtner in „Macbeth" ein! Oben im Schlosse ist die schaudervolle That geschehen, es klopft, da kommt der alte Trunkenbold hervor, Federn von Kopfpolstern im Haar, man möchte darauf schwören, daß er sich kratze. „Kamst du so spät zu Bett, Freund, daß du nun so spät aufstehst?" fragt ihn Macduff, der mit Lennox eintritt, und er erwidert: „Meiner Seel', Herr, wir zechten bis zum zweiten Hahnenkrähen und der Trunk ist ein großer Beförderer von drei Dingen: rothe Nasen, Schlaf und Urin." Und so ergeht er sich weiter in Betrachtungen, die wir nothgedrungen überschlagen müssen. Wie schön nimmt sich dagegen die Stelle aus, welche Schiller in seiner Bearbeitung hier interpolirt hat. Er singt:

„Verschwunden ist die dunkle Nacht
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen u. s. w."

Und da es pocht, spricht er:

„Poch, poch, Geduld da draußen, wer's auch sei,
Den Pförtner laßt sein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis'
's ist kein Geschäft so eilig wie das Beten."

Welcher Unterschied zwischen diesen beiden Auffassungen, und welcher Hausherr möchte nicht von

den zwei Hausmeistern den letzten den seinigen nennen? Kurz gefaßt, läßt sich darüber sagen, daß bei Shakspeare Pförtner, Dirnen, Hausknechte und Fuhrleute eben nur wie Pförtner, Dirnen, Hausmeister und Fuhrleute sprechen, wobei nichts Gutes herauskommen kann, während sie bei Schiller ebenso Helden sind wie alle andern. Das heißt idealisiren!"

Als ich soweit gekommen, sagte ich zu mir: gewiß, Hellmuth-Reinhold muß geradeso urtheilen. Ich schlug das Blatt um und fand folgende Aeußerung (pag. 205):

„Wie sehr Schiller seinen Geschmack geläutert hat, geht aus seiner Bearbeitung des „Macbeth" hervor, in der er den Monolog des besoffenen Pförtners durch ein frommes Morgenlied ersetzte. Wenn der Shakspearomanie in dem düstern Schauer jener furchtbaren Mordnacht ein besoffener Schlingel eine ergötzliche Figur ist, mag ich mit ihrem Geschmacke nicht streiten . . . ."

Will man noch leugnen, daß man Aeußerungen eines bestimmten Individuums mit fast mathematischer Gewißheit voraussehen kann?

Weiterhin verbreitet sich mein Professor Buchsmayer über die einzelnen Stücke Shakspeare's und äußert sich z. B. über den „Kaufmann von Venedig" folgendermaßen:

„Wenn wir die Unsicherheit Shakspeare's in der Darstellung von Vorgängen aus der reellen

Welt kennen lernen wollen, brauchen wir uns nur seine Comödie „Der Kaufmann von Venedig" anzusehen. Dieser Kaufmann lebt doch in einer Stadt, die eine bereits in ganz Europa berühmte Bank besaß, und es sollte angenommen werden, daß er mindestens mit dem A B C der Handelswissenschaften vertraut sei. Wollte er nun für seinen Freund Bassanio Bürge sein, so hatte er diesen nur zu veranlassen, einen Wechsel auszustellen, auf dessen Rückseite er, Antonio, seinen Namen mit Beifügung des Datums zu setzen hatte, was man Indossirung des Wechsels nennt. Statt dieses einfachen und vernünftigen Vorgehens, verpfändet Antonio ein Pfund seines eigenen Fleisches. Doch wir haben schon in vorhergehenden Scenen gesehen, wie ungezogen er sich gegen Shylock benimmt, und es kann uns von ihm wenig mehr in Staunen setzen. Er ist in seiner Thorheit ein Seitenstück zu dem allerdings schon ins bessere Leben hinübergegangenen Vater der Porzia, der diese, seine Tochter, gezwungen hat, nur den Mann zu heirathen, der von drei Kästchen das richtige wählt. Daß diese Tochter nicht längst schon um die Nichtigkeitserklärung dieses unsinnigen Testamentes eingeschritten ist, die Gerichte der Republik Venedig vielmehr dies Document für rechtskräftig erklärt zu haben scheinen, ist mir geradezu unbegreiflich."

So mein Buchsmayer. Wer nun die Parallelstelle bei Venedix nachschlägt, wird selbst in Styl

und Sprache die seltenste Uebereinstimmung finden. Ich kann in Folge dessen nur bedauern, daß Dr. Buchsmayer nicht mehr unter den Lebenden; er hätte an Reinhold und Hellmuth zwei ihm ebenbürtige Geister und höchst gleichgesinnte Genossen gefunden. Wahrlich, übermüthige Laune kann nichts erfinden, was irgendwann und irgendwo das Leben nicht wirklich zu Tage bringt!

Fassen wir nun noch ins Auge, wie Hellmuth-Reinhold die Werbescene in „Richard III." beurtheilt. Diese Scene mag auf der Bühne Schwierigkeiten machen, in der Lectüre ist sie jedem irgendwie poetisch Empfindenden begreiflich. Wie ein verwegener Bandit gerade aus einer zahlreichen Versammlung sein Opfer herausholt, wie ein Wüstling aus einer Gruppe von Frauen, die vor einem Gnadenbilde beten, gerade die mit den frömmsten Mienen als Beute aussucht, um seine fascinirende Gewalt am größten Widerstande zu erproben, so nähert sich Richard der leidtragenden Anna. Doch in welchem Irrthum hat sich die Welt befunden, die diese Scene von jeher als ein Non plus ultra genialer Dichterkühnheit bewundert hat! Reinhold-Hellmuth findet, daß Richard für seine Werbung den „möglichst ungünstigen Zeitpunkt wählt" und nennt sein Vorgehen pag. 172. geradezu dumm. Da nun Shakspeare gewiß nicht beabsichtigte, Richard als Dummkopf hinzustellen, muß wohl Shakspeare selbst der Dumme sein.

Doch genug, lassen wir endlich einmal unsere Indignation frei und voll los über den Dünkel des Handwerkers, der über Geisteswerke urtheilen will, die seine armselige Vernünftigkeit cimborassohoch überragen. Wahrlich, man muß das Buch selbst lesen, um zu sehen, wohin Mangel jedes dichterischen Sinnes und fixe Idee führen kann. Da wird nachgerechnet, wie viel Verse Der und Jener spricht, wie viel Verwandlungen stattfinden — für die dichterische Seite des Werkes hätte Caliban selbst nicht weniger Verständniß.

Damit sich die Gemeinheit bis in die kühnste Spitze steigere, lesen wir zum Schlusse eine Vergleichung Shakspeare's mit Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. „Sie haben," sagt Dr. Roderich Benedix, „das miteinander gemein, daß sie darstellbare Stücke lieferten, indem sie erzählende Stoffe, Novellen, Romane dramatisirten. Sie arbeiteten auch Beide für den täglichen Bedarf des Theaters und nur dafür." „Mir ist," sagt er weiter, „ein Umstand aus Shakspeare's Leben immer sehr bedenklich aufgefallen. Als er sich ein hinreichendes Vermögen erworben hatte, zog er sich vom Geschäfte zurück, verließ London und lebte privatim in seiner Heimathstadt und schrieb keine Zeile mehr. Er war damals achtundvierzig Jahre alt, also in der Vollkraft des Mannesalters und schrieb keine Zeile mehr. Das Repertoire bedurfte ja keiner Nahrung mehr. Ich habe immer geglaubt, ein Dichter müsse mit der

Feder in der Hand sterben. Ich kenne kein Beispiel eines Dichters, der aufgehört hätte, so lange er noch konnte. Wollte ich boshaft sein, so würde ich sagen, er legte das Geschäft nieder, als er genug hatte."

Was soll man zu diesen Insinuationen sagen? Der Satz: ein Dichter müsse mit der Feder in der Hand sterben, klingt nach Etwas, ist aber doch nichts. Es wird nur dann schön sein, daß der Dichter mit der Feder in der Hand stirbt, wenn er mit derselben noch etwas leistet. So ist es schön, wenn der Krieger mit dem Degen in der Faust fällt; fuchtelt er aber als alter Narr in der leeren Luft damit herum, so ist er eine ebenso traurige Erscheinung wie Jener, der mit einem durch Gebrauch abgenützten Gänsekiel und mit halb gelähmter Erfindungskraft schreiben will. Daß tief einschneidende Vorgänge Shakspeare's Gemüth verdüstert hatten, davon liefern uns seine letzten Dramen den unleugbarsten Beweis. Und so nahm er Abschied von der Bühne mit den herrlichen, Prospero in den Mund gelegten Worten, nahm Abschied von der Welt, die ihm die Form und Gestalt eines Traumes angenommen, schlug das Buch zu und sagte: Es sei genug. Er hatte sein Bestes gegeben, etwas, das so lange dauern wird, wie das Geschlecht der Menschen überhaupt. Nun schwieg er. Wenn das nicht schön, so weiß ich nicht, wo das Schöne zu finden.

Und nun sagt uns Benedix noch zum Schlusse: Shakspeare sei doch „ein Dichter von Gottes Gnaden". „Wenn ich auch viele Aussetzungen gemacht habe, so bleibt des Guten und Anerkennenswerthen noch eine große Fülle. Und wenn in seinen Stücken Verwickelung, Handlung, Charaktere meist Vorbildern gehört, so ist ihm doch eigen der Gedankenreichthum seiner Dramen, und dieser ist ein großer, sehr großer." (pag. 422.)

Merkwürdigerweise ist mir dieses auf der letzten Seite sich durchringende Lob das Widrigste im ganzen Buche gewesen. Den seichten Kopf, nachdem er seine vermeintliche Schlächterarbeit verrichtet, nun Shakspeare noch auf die Achsel klopfen und ihn mit dem Almosen einer Anerkennung scheiden zu sehen, ist von wahrhaft affröser Wirkung.

Erinnerungen an Carl Gutzkow.

Die tiefe Erschütterung will mich noch immer nicht verlassen, mit der mich die Kunde vom Ereigniß von Friedberg traf. Ich habe seitdem, was ich auch thue und treibe, das blutbefleckte Bett und seine edle Bürde immer vor Augen. So viel ist schon darüber geschrieben worden, mir aber ist zu Muthe, als könne das Lied der Klage gar nicht zu Ende gesungen werden, als müsse vielmehr eine Stimme sie aufnehmen, wenn eine andere sie fallen gelassen.

Ich habe Gutzkow, wenn ich an ihn denke, noch immer vor Augen, wie ich ihn sah am Abend seines — vielleicht schönsten, reichsten Erfolges — am Abend der ersten Aufführung seines „Uriel Acosta". Es war zu Dresden am 13. December 1846. Welch ein Herbst das war, welches Leben sich da zusammendrängte! Richard Wagner war eben mit seinem „Tannhäuser" hervorgetreten, der Schiller-Tag brachte die „Karlsschüler" und nun folgte der „Acosta." Eine neue, eine große Aera der deutschen Bühne schien im Anzuge zu sein. Welchen Triumph

hatten der Dichter und der damals noch in Fülle seiner Kraft stehende Darsteller seines Helden, Emil Devrient, gefeiert! Und als sich nun spät, gegen Mitternacht, im Salon Ferdinand Hiller's, des Componisten, eine zahlreiche Gesellschaft, viel von dem, was Dresden an bekannten Leuten und schönen Frauen besaß, zusammenfand, Alles bewegt, erregt von einem Erfolge, der vorderhand jedes Bedenken zurückdrängte, und nun der Dichter, der Held des Abends, erschien, eine schlanke Männergestalt, den Kopf von interessantestem Gesichtsschnitt leicht vorgebeugt wie von summender Gedankenlast, und alles sich glückwünschend an ihn herandrängte — wie beneidenswerth erschien er, wie beneidenswerth sein Dichterloos!

Zwei Jahre später tagte das Parlament in Frankfurt. Wie so viele andere erschien auch Gutzkow in der Stadt, wo dem Anschein nach die Geschicke Deuschlands entschieden werden sollten. Er liebte den Rheingau, hatte Freunde und Bewunderer dort, wie allenthalben, und nun vollends — er athmete gern die Luft der Brandung, die eben dort wehte. Es war im Herbst. Bei aller Wucht der Zeitereignisse machten doch die Lebensluft und der Augenblick ihr Recht geltend. Nachdem der Vormittag in der Paulskirche verbracht worden war, sammelte sich Nachmittags eine Gesellschaft zu Ausflügen, heute nach Ober-, morgen nach Niederrath, ein drittesmal nach der Ruine Königs-

stein. Gutzkow's Verleger, der Buchhändler Löwenthal, Hoffmann, der Arzt und Humorist, dem die deutsche Kinderwelt die unvergängliche Gestalt des Struwwelpeter verdankt, der Maler Backer von Worms, der treffliche Rütten, das war ein Kreis, in welchem sich Gutzkow gerne befand. Er, der sonst so still, wie verloren in hinträumender Gedankenarbeit war, wie freundlich, heiter, ohne Dünkel und ohne Emphase bewegte er sich in diesem Kreise.

Lange Jahre war ich stets an Dresden vorübergefahren, ohne dort Halt zu machen; erst im Spätherbst 1857 trat ich wieder einmal bei Gutzkow vor. Er hatte inzwischen die „Ritter vom Geiste" beendet und einen riesigen Erfolg erlebt, aber auch die hartnäckigsten Angriffe erfahren. So reich auf der einen Seite sein Ruhm heranwuchs, wie ein Jungwald mit ragenden Kronen, so gierig war andererseits eine Raupenbrut bemüht, alles kahl zu nagen, was sie von ihm in den Bereich ihrer Netze ziehen konnte: mit der Erkältung der Atmosphäre, die in Folge der politischen Rückschläge eingetreten, war dieses Gezücht entstanden. Gutzkow wohnte, um von Besuchern weniger belästigt zu sein, weit weg am letzten Ende einer Vorstadtstraße und stand in seinem mit Büchern und Papierstößen angefüllten Studierzimmer, im grauen Schlafrock, der einer Kutte glich, das Kinn in der Hand, während die Augen immer etwas zu suchen schienen. Nun hatte er schon zum steten

Begleiter das Mißbehagen, die Mißstimmung, die Hamlet-Unzufriedenheit, die den Bodensatz aller Dinge aufwühlt. Er verhehlte nicht, wie die systematische Polemik Julian Schmidt's an ihm zehre, und brachte sogleich das Gespräch auf den Gegenstand. Ich äußerte meine Verwunderung, daß er, der sich auf ein ungeheures Publicum stützen könne, sich so tief afficiren lasse. Ja, erwiderte er, stände er allein! Aber um diesen Exponenten nihilistischer Kritik hat sich ein ganzes Heer geschaart. Es ist nicht die Stumpfheit gedankenloser Schwätzer, die aus diesen Leuten herausredet, es ist der Neid, der Aerger, daß irgend etwas da sei, der Grimm über ihre eigene Impotenz. Der Mann hat dieses Volk unter eine eigene Fahne zusammengebracht. Sehen Sie nach Wien — ich sehe seit einiger Zeit dort eine ganze Clique, die in seinem Sinne schreibt. Seine Stichworte: „einfach blödsinnig", „sittlich faul" u. s. w. sind leicht zu behalten, und damit opponirt man trefflich. Die Kritik Julian Schmidt's ist epidemisch geworden.

„Unter dem Einfluß dieser Schule," fuhr er nach einer Weile fort, „ist die Jugend zu einem merkwürdigen Dünkel gelangt. Sie kennen den jungen Mann (er nannte den Namen eines talentvollen jungen Dichters), den ich selbst in die Oeffentlichkeit einführte, indem ich dessen erste Novelle — mit welcher Mühe — umgestaltete und so druckbar machte. Ich finde ihn in Wien, wo meine „Ella

Rose“ gegeben wird. Früh liege ich noch zu Bette, in der Abspannung, die einer ersten Aufführung folgt. Da bringt Jemand bei mir ein, ich schlage die Augen auf, es ist mein junger Mann, und er ist zu mir gekommen, um mir zu beweisen, daß mein Stück nichts tauge. Ja, er fühlt sich moralisch gedrängt, mir anzukündigen, daß er darüber strenge zu Gericht sitzen werde. Seine Principien befehlen es ihm. So geberdet sich die Jugend von heute!“

So empfindlich war Gutzkow, daß ihm die Selbstüberhebung — oder wie soll ich's nennen, des jungen Menschen, den er protegirt, noch damals, noch nach Jahren schmerzte! Es bleibe nicht unerwähnt, daß der junge Dichter, von dem er sprach, ein Talent, das sich früh erschöpfte, ebenfalls gewaltsam Hand an sich legte und auf grauenhafte Weise aus der Welt ging . . . . .

Als ich damals Gutzkow sah, im Besitz eines so großen Namens und einer, wie es schien, so glücklichen Häuslichkeit, konnte ich die Fülle von Verstimmung, die in ihm lag, kaum begreifen. Welches reizende Geschöpf erschien mir seine Frau, eine Blondine, nur eben über das Mädchenalter hinaus, mit ihrem harmlos natürlichen, lebendigen Plaudern. Auch des lieblich klugen Töchterchens erinnere ich mich noch, das ich auf der Treppe spielend traf. „Ist Doctor Gutzkow zu Hause?“ fragte ich und hatte, wie wir Süddeutschen es gewohnt sind, das w am Ende des Namens betont.

„Mein Papa heißt Gutzko, nicht Gutzkoff," erwiderte die Kleine; „er ist zu Hause."

Wohl mußte Gutzkow damals, um einen Haushalt zu bestreiten, der über dem Niveau der bloßen Wohlhabenheit zu stehen schien, seine Kräfte überanstrengen. Welche Plage mag zu Zeiten für ihn mit der Herausgabe der „Unterhaltungen am häuslichen Heerde" verbunden gewesen sein! Es ist aber das fast unausweichliche Loos des deutschen Schriftstellers, der von Haus aus kein Vermögen hat und kein Staatsamt bekleidet, seine Feder einer undankbaren und doch einträglicheren Nebenbeschäftigung weihen zu müssen. Die deutschen Buchhändler dafür verantwortlich machen wollen, wie ein durch seine excentrischen Ein- und Ausfälle bekannter Schriftsteller dieß gethan, ist thöricht; die Gesetze des Absatzes regieren den Markt. Nur massenhafte Auflagen, wie sie die englische und französische Presse kennt, heben den Autor in die Wohlhabenheit, ja in den Reichthum hinan; in Deutschland genügt selbst bei Autoren allerersten Ranges eine Auflage von drei- bis viertausend Exemplaren, um das stete Bedürfniß von vierzig Millionen zu decken. Das Volk der Denker ist auch das Volk der Leihbibliothek.

Im Mai 1861 habe ich Gutzkow das letztemal besucht. Er stand wieder im kleinen Zimmer vor dem bücher- und manuscriptbeladenen Tische, im Schlafrock, den Kopf gesenkt, das Kinn in der

Hand. Sein Haar, einst von so schönem Hellblond und glatt wie Seide war noch immer weich, aber buschig und von manchen grauen Fäden durchmischt! Wie zermürbt das Gesicht aussah! Vor ihm lag der eben erschienene letzte Band des „Zauberers". Immer greller tönten die Mißklänge über die Trivialität, Langsamkeit, Ungerechtigkeit des Zeitalters, über den Zustand der Kritik und des deutschen Theaters. Drei Stücke seiner letzten Zeit: „Perez", „Myrthe und Lorbeer", „die Schule der Reichen" lagen bei den Todten. Ihm war, als komme ihm das Publicum nicht mehr wie sonst entgegen. Er sprach auch von „einem alten Sorgenvulcan", wie er es nannte, „der von Zeit zu Zeit zu rauchen beginnt und mit seiner Lava das Hauswesen bedroht." Er meinte materielle Unsicherheit.

Es ist nun unausweichlich, daß man allerlei Kränkung aufdecken wird, die zu Gutzkow's Erkrankung mit beitrug; dessenungeachtet wird es ausgemacht bleiben, daß die Hauptursache nur eine bestimmte war: Ueberanstrengung, Ueberanspannung jener zarten Saiten, welche das innere Instrument des Dichters ausmachen. Sein Drang, Alles durch die Retorte seines Geistes gehen zu lassen, sein zehrendes Interesse, den ganzen Gedankenkreis der Gegenwart bis an seine Grenzen zu durchforschen, das hat ihn so abgespannt und so wehrlos gemacht, daß Pfeile der Kränkung ihn bis ans Herz hin trafen.

Der Ruhm, der Viele sättigt und Viele härtet, sättigte und härtete ihn nicht. Das Errungene war ihm kein Ruhestuhl und sein Ruhm keine Rüstung. Er war noch immer ein Suchender und Strebender, unruhig, unerquickt von Allem, was er besaß. Er war wie ein Jüngling, immer auf der Reise nach einem neuen Ziel. Daß er die Uhr seines Geistes nie ruhen ließ, sie vielmehr immer wieder aufzog, das hat ihn so niedergeworfen. Er hatte zwei Romane aufgethürmt, zwei Chimborassos, und es war ihm nicht genug, er wollte noch einen dritten aufstellen, der diese überrage. Er war das Centrum eines großen Kreises, sozusagen ein Chef im Ministerium des öffentlichen Geistes geworden, aber es genügte ihm nicht, er strebte nach dem Prinzipat. Schrecklich, wenn er bei dem ungeheueren Drange, Alles in sich aufzunehmen, Alles wie in einem großen Spiegel wiederzugeben, im Angesicht des dritten großen Romans, den er bewältigen wollte, seine Productionskraft gealtert, seine Phantasie ermattet fühlte!

Mögen nun Die und Jene hoffen, der außergewöhnliche Mann werde uns noch zurückgeschenkt werden können. Sie glauben das, was sie wünschen. Uns scheint jede Hoffnung eine Illusion. Eine jener Spiralen, die das mächtige Uhrwerk zu unaufhörlicher Thätigkeit trieben, muß gesprungen sein, und diese Spirale nietet keine ärztliche Kunst mehr zusammen. Nicht anders als furchtbar tief-

gehend können wir die Störung halten, die einen Geist wie den seinigen in den Kreis des schrecklichsten Irrthums über sich und die Welt hineinführte. Halten wir uns dagegen das Bild dessen gegenwärtig, der er uns war. Mich mahnt er in seinem Leben wie in seinem Untergang an das Dichtergebild des Steuermannes Palinurus, der mit immer wachem Auge hinaussah und die Wellen beherrschte, bis er, von Müdigkeit übermannt, plötzlich rücklings in die Fluth stürzte, sank, wieder auftauchte und eine Strecke weiterschwamm, doch nur, um auf nacktem Vorgebirg zu scheitern. Das Schiff geht weiter, doch die Klage tönt wie bei Virgil:

Warum wardst du den Deinen so früh,
Palinurus, entrissen!

Gutzkow redivivus.

Sie ist bei Keinem, der sich um Literatur interessirt, unvergessen, die Zeit, in der wir Gutzkow verloren zu haben glaubten. In einem Anfalle finsterſten Pessimismus', zu welchem ein körperliches Leiden hinzutrat, hatte er aus dem Kreise der Lebenden scheiden wollen. Niemand glaubte mehr, ihn in der Arena poetischen Schaffens wiederzusehen, und ich selbst, der ihn heute bei einer neuen Schöpfung begrüße, habe ihm seinerzeit mit bewegtem Herzen eine literarische Leichenrede gehalten.

Aber wie Odysseus wohlbehalten aus dem Todtenreich zurückkam, so auch Gutzkow. Er hatte im Gegensatze zu jenem Manne im Feenschauspiel, der, seinem eigenen Leichenzuge folgend, alles Schlimme hörte, das die Leute über ihn gedacht, sich von der aufrichtigen Trauer überzeugen können, mit der das deutsche Vaterland seinen voraussichtlichen Verlust empfand, und dies war das mächtigste Heilmittel für seine verdüsterte Seele. Es ist wirklich wunderbar, wie rasch er wieder den abgerissenen

Faden seiner Production aufnahm und das Gespinnst weiterwob, als habe nichts stattgefunden. So lange seine Werke in der Literaturgeschichte besprochen werden, wird man auch des Schicksals dieses neuen Epimenides als eines der romantischesten und seltsamsten Phänomene gedenken.

Im Sommer des vorigen Jahres sollte ich Gutzkow in Bregenz wiederfinden. Er bewohnte mit seiner Familie ein unfern dem Seeufer gelegenes Landhaus, den „Steinbüchel". Ich nahte mich ihm — wie sollte ich es verschweigen? — nicht ohne eine gewisse Scheu, nicht ohne die Besorgniß, das Gewitter, das ihn einst zu vernichten gedroht, noch im Hintergrunde seiner Seele lauern zu sehen. Vergebliche Sorge! Er war wirklich Gutzkow redivivus, kein Zug in ihm erinnerte mehr an vergangene Stürme; es war die vollständigste Wiederkehr in den alten Menschen, und zwar in den aus der alten, der besten Zeit.

Selbst sein Aeußeres war erstaunenswerth jung geblieben oder wieder jung geworden, sein Haar zeigte noch keine Spur des herannahenden Alters, kaum daß sich einzelne Silberfäden in seinem Knebelbarte eingestellt hatten. Das geistvolle Antlitz hatte noch den kühnen, kecken Zug von ehedem. Aufrecht, man möchte sagen elastisch, war noch sein Gang, wie er so hinschritt in seinem Pflanzeranzug von weißem Sommerzeug, den Panamahut leicht auf der Seite.

Seine älteste Tochter war glückliche Braut, und es war erstaunlich, wie er den dreifachen Anforderungen als angehender Schwiegervater, mit seiner Arbeit beschäftigter Schriftsteller und zuvorkommender Hausherr inmitten seiner liebenswürdigen Familie gerecht wurde. Sein Geist, der keine Ermattung kennt, ruhte auch nicht. Der ganze Vormittag war der Arbeit geweiht, Nachmittags wurden der Zeitungs-Lectüre ein paar Stunden geopfert, dann erst trat er hinaus in die große, herrliche Natur dieser Bodensee-Ufer. Ein Wunder war geschehen, drei Schriftsteller (Robert Byr war der Dritte) hatten sich gefunden und geriethen einander nicht in die Haare, ja im Gegentheil, es hatte sich das freundlichste Zusammenleben gestaltet. Wie genußreich diese Spaziergänge, diese von gemeinsamen Erinnerungen an vergangene Tage erfüllten Conversationen, diese Debatten unter grünem Laubdach waren, mit einem Geiste, der Alles auf so eigenthümliche Art in sich verarbeitet, und von Einzelnem immer auf die letzten Gründe zurückzugehen gewohnt ist — das ist gar nicht zu sagen. Zur größten Ueberraschung sah man die naive Freude am Leben und allen ihren Erscheinungen mit allem sinnenden Ernst gepaart, sah Welterfahrung und Offenheit beisammen; rückhaltlose Mittheilungslust und guter Humor wirkten wie eine Reihe sonniger Tage.

Als eine Frucht nun dieses Bregenzer Halb-

jahrs liegt Gutzkow's neuer Roman: „Die Söhne Pestalozzi's" in drei stattlichen Bänden vor uns. Wie schnell er entstand! Drei, vier Wochen genügten, je einen Band im ersten Guß zu vollenden. Dann fühlte der Autor das Bedürfniß der Erholung, es wurde eine kurze Reise nach Basel, Hohenembs oder den Rigi unternommen, nach vier oder fünf Tagen war man wieder da, und wieder ging's an die Arbeit, denn jeder Partie wurde nun eine neue, sorgfältige Ueberarbeitung zu Theil, wie sie bei einem solchen Werke nur selbstverständlich.

Wie er uns nun vorliegt, ist der Roman ein Versuch, die räthselhafte Geschichte Kaspar Hauser's an einem analogen Fall erklärlich zu machen, hauptsächlich aber den eigenthümlichen Entwicklungsgang zu zeigen, den ein solcher gleichsam jungfräulicher Geist inmitten der fertigen Civilisation unseres Jahrhunderts nimmt, in die er wie mit einem Zauberschlage versetzt wurde. Erbarmungslos wie eine eiserne Jungfrau nimmt sie das dem Mannesalter nahe, dennoch unerfahrene, sogar vom Lichte peinlich verletzte Geschöpf in ihre Arme und drückt der überempfindlichen Seele ihre tausend Stacheln ein.

Daß um diesen Kern die verschiedensten Krystalle zusammenschießen und das Licht hundertfältig brechen, versteht sich bei Gutzkow von selbst. Alles wird zum Stiftchen in dem so reichen und doch so einheitlich componirten und in großen Zügen

entworfenen Mosaikbilde. Wahrlich, seine Weise ist höchst eigenthümlich. Es gehen ihm fortwährend unzählige Combinationen, Analysen und Synthesen auf, eine Menge Bilder, Vorstellungen, Analogien stellen sich ein, verknüpfen sich untereinander, nicht nur jede Figur, jede Sache gibt ihm zu denken und regt ihn an. Das gibt seiner Weise eine gewisse Weitschweifigkeit, aber auch einen ungewöhnlichen Inhaltsreichthum. Mit ihr verglichen scheinen Zeichnung und Ausführung in den meisten Werken seiner Zeitgenossen im Romanfach, welche die Wirkung mehr in der Handlung selbst suchen, dürr. Man wandelt hier nämlich in einem Walde, in welchem nicht nur jeder Gipfel laubdicht, sondern auch jeder einzelne Stamm von Schlingpflanzen umrankt und umwunden ist. Der Dichter weiß unendlich viel, er knüpft das Entfernteste an das Nächste; solche Bücher sind dem, der zu denken liebt, ein großer Genuß.

In manchem seiner früheren Werke ist dieser Reichthum an Schlinggewächs, das sich festonartig von Figur zu Figur zieht, dem Eindruck des Ganzen verderblich gewesen, er hat den Leser verwirrt und dem Gesammtüberblick geschadet. Selbst der Styl verlor sich allzusehr mit eingeschobenen Sätzen, Umstellungen und Anakoluthen. In den „Söhnen Pestalozzi's" hat Gutzkow Maß gehalten in diesem Punkte, und das rechnen wir ihm hoch an.

Das erste Buch, das Vorspiel, bringt Ereignisse von tief stürmischem, das Gemüth aufwühlendem Charakter. Wir sehen eine Mutter, die ihren Gatten nie geliebt hat, dafür aber jetzt einen andern liebt, den Weg der Schuld betreten und, um den Klauseln des Ehecontracts, die sie festbinden möchten, zu entgehen, das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, einem ungewissen Schicksal weihen. Hier ist Capitel um Capitel, Scene um Scene geradezu dramatisch meisterhaft angelegt. Mit Befremden sehen wir plötzlich den Vorhang und zwar in dem Augenblicke fallen, da die schuldbedeckte Frau ihrem Geliebten entgegentritt. Wir hätten so gern dem Wiedersehen des Liebespaares beigewohnt, der Geburt und der Weglegung des Kindes. Wir hätten gerne den bösen Samen hoch aufschießen und die Katastrophen Schlag auf Schlag einander folgen gesehen, und nun sollen wir über siebzehn Jahre hinwegschlüpfen? Nach der mächtigen Anlage des Vorspiels fragen wir gewissermaßen besorgt, ob das weitere Drama diesem an Kraft ebenbürtig sein werde?

So fragend liest man sich in den zweiten Theil hinein. Der vor Kurzem noch rasch und energisch den tragischen Katastrophen entgegenschreitende Gang der Erzählung hebt wieder in ruhigem Tempo an, zum Theil treten uns ganz neue Personen entgegen, aber bald genug haben sie uns gefesselt, das Mißtrauen schwindet, überrascht sieht man jetzt die Haupthandlung sich entfalten.

Das ausgesetzte Kind, das die unnatürliche Mutter von Auswanderern nach Amerika gebracht glaubt, taucht aus dem romantischen Verließe einer Klosterruine auf, ein Räthsel, für dessen Lösung sich immer weitere Kreise interessiren. Die Bildungsversuche, die man mit diesem Urmenschen anstellt, geben Gutzkow Gelegenheit, uns die sogenannten Söhne Pestalozzi's in ihren mannichfachen Entartungen vorzuführen. Da verwerthet er denn seine reichen Erfahrungen im pädagogischen Fache; ohne ermüdend oder pedantisch zu werden, läßt er den Leser einen Blick in die heutige Erziehungsfrage thun, wie sie von Privatverhältnissen einerseits, vom Druck der Regierungskreise andererseits beeinflußt wird. Darum aber stockt der dramatische Gang der Erzählung nicht. Es kommt, als Theodor Waldner, dieser andere Kaspar Hauser, für die Urheber seiner langjährigen Gefangenschaft gefährlich zu werden beginnt, beinahe zum Morde, nur schließt das Kunstgefühl anders, als die Wirklichkeit, die in diesem Falle sehr hart und grausam war, und versöhnt durch eine anmuthige Wendung, die noch Glück und Sonnenschein in das Gemälde bringt. Der Autor übt poetische Gerechtigkeit und das Werk klingt voll und schön aus.

Etwaigen Bedenken, die bei dieser oder jener Partie des Werkes in mir aufsteigen, Worte zu geben, ist hier nicht der Ort. Alles in Allem genommen, glaube ich nicht zu viel zu behaupten,

wenn ich sage, daß Gutzkow mit diesem Buche glänzender, als mit allen übrigen Arbeiten seiner letzten Periode vor das Publicum getreten ist. Der dem Leben Wiedergegebene steht wirklich noch auf der Höhe seines Schaffens.

Ferdinand Kürnberger.

In dem Manne, der von einer kleinen Schaar von Freunden am Abend des 19. Oktober 1879 auf der Höhe von Mödling zur letzten Ruhe bestattet wurde, hat die deutsche Literatur eine ihrer charaktervollsten und originellsten Gestalten verloren. Erst 58 Jahre alt, auf der Höhe seiner geistigen Kräfte, den Kopf voll Pläne, hätte er noch Großartiges leisten, hätte, nachdem er alle Sorgen, Entbehrungen und Leiden durchgemacht, die, wie es scheint, das unausbleibliche Begleitgut eines deutschen Schriftstellerlebens sind, auch die Freuden der Anerkennung ernten können. Er ist uns entrissen worden, und die Thatsache, daß diese mächtige Intelligenz so plötzlich aufhören mußte zu denken, zu schreiben, zu sein, hat wohl jeden, der ihn näher kannte, mit einem furchtbaren Ernste berührt. Mich um so mehr, da es der Zufall gewollt, daß ich einer von denen war, mit denen er in seinen letzten Lebenstagen Umgang haben sollte.

In Ferdinand Kürnberger waren, ganz phäno-

menal, zwei Kräfte beisammen, die in der Regel einander ausschließen: ein gewaltiger Verstand und eine gewaltige Phantasie. Er war Denker und Dichter zugleich oder unmittelbar hinter einander. Die Kraft, welche die Dinge analysirt, und die, welche gegebene Vorstellungen schöpferisch als Bausteine zu neuen Formverbindungen verwerthet, gingen bei ihm gleichmäßig neben einander her. Sein Verstand war gewaltig und arbeitete haarscharf wie eine kunstvolle Maschine, aber sein Intuitionsvermögen war auch so stark, daß er das Kunststück zu Stande brachte, in Zonen, die er nie betreten, und unter Zuständen, die er nie persönlich mit angesehen, völlig zu Hause zu sein. Seine kritischen Arbeiten waren mit allen Accenten der Leidenschaft ausgestattet, cholerisch, heftig, voll stachelnder Schonungslosigkeiten; aber der Künstler in ihm ruhte nie, bis er denselben den Stempel höchster künstlerischer Formvollendung aufgedrückt. Der Poet in ihm war glühend, sinnlich, aber der Denker legte in die Fabeln einen allgemein philosophischen Gehalt, verfolgte da ein philosophisches Problem, arbeitete dort wieder mit grausamer Schärfe der Analyse.

Mit immer erneuter Verwunderung betrachte ich mir die Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons, die Kürnberger unter dem Titel „Siegelringe" zusammengestellt hat. Es sind da eine vollendetsten Arbeiten politischer Gattung bei-

sammen, Arbeiten eines Genres, in welchem er geradezu unerreichter Meister ist. Er begleitet den Gang der österreichischen Politik zehn Jahre hindurch von Belcredi bis Hohenwart. Dies wäre eigentlich wenig erfreulich, er überschaut aber auch dabei den ganzen gewaltigen Zeitraum, in welchen solche Dinge fallen wie: das Vierteljahr nach Königgrätz — die Publizirung des Syllabus — das Concil — die Unfehlbarkeitserklärung — der deutsch-französische Krieg — der Kampf der Klerikalen gegen die Schulgesetze. Solche Themata sind wie für seine Feder geschaffen, und er behandelt sie in einer Weise, die bald an Börne, bald an Proudhon erinnert. Die Form verräth die höchste schöpferische Phantasie und zeigt dabei vollendete künstlerische Ausgestaltung. Der radikale Zorn, der Grimm gegen die, welche sich die Verdummung und Ausbeutung der Massen zum Geschäfte machen, wählt und findet immer neue Formen des Angriffs. Fast jedes einzelne Pamphlet ist ein Kunstwerk. Der Autor geht auf die verschiedenen Ungethüme der Zeit mit den wunderbarsten Waffen los, mit ciselirten Dolchen und mit Flinten, die mit Elfenbein und Rubinen ausgelegt sind. Er schießt und sticht mit einer Eleganz, die zur Bewunderung hinreißt. Das Buch ist ein Museum von Damascenerklingen und Gewehren, die man noch bewundern wird, wenn die Unthiere, gegen die sie gebraucht wurden, bereits mythisch sein werden.

Neben seinem publizistischen Wirken ging das literarische her. Hat er mit diesem die Erwartungen erfüllt, zu denen sein erster Roman berechtigte? Ja und nein. Allerdings gab er uns keinen großen Roman mehr, aber wir finden unter seinen zahlreichen Novellen eine ganze Reihe kleiner Dichtungen, in denen er im knappsten Raume die umfassendste Menschenkenntniß, eine Fülle der feinsten Reflexionen niedergelegt hat, und wieder größerer Novellen, welche im Fache der Naturschilderung das Höchste leisten. Wieder halte ich bewundernd stille vor einer Dichtung: „Alimet und der Derwisch“ (Novellen, 1878, Berlin). Es ist eine Kleinigkeit, vielleicht nicht 20 Seiten lang, ein Märchen. Aber es ist ein Juwel, und Juwele haben keinen großen Umfang. Es ist ein Kunstwerk, in seiner Art so vollendet, so von Gedanken erfüllt, so wunderbar von Licht getränkt — es läßt sich keine Idee davon geben. Das ist eine Dichtung, welche jeder, der überhaupt liest, kennen sollte, eine Dichtung, die dem, der sie geschrieben, Unvergänglichkeit des Namens verleiht, wenn er auch weiter nichts geliefert hätte. In einem jetzt kaum mehr üblichen Gewande, in der Form der kleinen orientalischen Erzählungen Voltaires, tritt die Geschichte auf; aber wie unendlich hoch steht sie über allen ihren Vorgängern! Ueber den Werth des Lebens und das, was man Glück nennt, ist nie Besseres gesagt worden, als hier zu finden ist, es wiegt alle dicken Bände auf, die

bisher über den Pessimismus geschrieben worden, erklärt sie, widerlegt sie. Diese Erzählung lese man und frage nach, ob Kürnberger auch ein Dichter war. —

Indem ich mit der Absicht herantrete, den Leser mit dem eben Verstorbenen näher bekannt zu machen, werde ich gewahr, daß ich von seinen eigentlichen Lebensschicksalen nicht viel mehr mitzutheilen weiß, als was der Leser auch aus dem Konversationslexikon erfahren könnte, und daß meine sonstige Kenntniß von ihm sehr lückenhaft ist. Ich werde also nur sehr fragmentarisch sein können.

Genug, er wurde am 3. Juli 1821 in Wien geboren und wuchs in den dürftigsten Verhältnissen heran; seine ersten Bildungsjahre fielen in die Metternich'sche Zeit. Er litt unter dem Geistesdruck jener Epoche und betheiligte sich politisch im Revolutionsjahre. Es heißt, daß die Proklamationen des Wiener Studentenausschusses aus Kürnberger's Feder hervorgegangen seien. Das war allerdings eine Schriftstellerthätigkeit, zu der man sich nach dem Eintritt der Reaktion unmöglich bekennen konnte und die vom Feldzeugmeister Graf Welden jedenfalls mit einem halben Dutzend Kerkerjahre honorirt worden wäre. Bei der genauen Recherche, die die Reaktion hielt, mußte diese Thätigkeit früher oder später zu Tage kommen. Kürnberger wich dem aus und ging nach Deutschland, zuvörderst nach Hamburg und Bremen. Die

erste größere Dichtung, mit der er hervortrat, war eine dramatische, ein „Catilina" (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1855), eine sehr bedeutende Arbeit, voll Kraft und Schwung. Sie fand aber keine Unterstützung bei der Bühne, und Kürnberger ließ diesem dramatischen Erstlingswerke lange kein zweites folgen.

Im folgenden Jahre, 1856, erschien „Der Amerikamüde", ein Buch, welches schon dadurch Aufsehen machte, daß es im Gegensatze zu den bisher erschienenen, romantisch alles ins Schöne malenden Schilderungen amerikanischen Lebens die Kehr- und Schattenseite desselben hervorhob. Man war damals europamüde, nun kam ein Europamüder, auch Amerikas müde, heim — die Schlußstimmung blieb sehr düster. Auf Grund der prachtvollen Natur- und Städtebilder, die wie aus dem Spiegel gehoben schienen, auf Grund der mit voller Sachkenntniß gemalten Zustände war man befugt, im Verfasser dieses Werkes einen Mann zu erkennen, der jahrelang in Amerika gelebt, bis man zu größtem Erstaunen erfuhr, daß es von einem herrühre, der nie Europa den Rücken gewandt. Was die Schilderung amerikanischer Zustände darin betrifft, so haben wir sie seitdem genugsam durch Bücher amerikanischer Federn bestätigt gefunden.

Ich habe Kürnberger in Koburg kennen gelernt, im December 1860, kurz vor Weihnachten. Ich wohnte damals im alten Schlosse, als Gast

des Herzogs. Es trat da in der Abendstunde ein kleiner Mann bei mir ein, hellblond, mit seinem gewaltig großen Kopfe nicht unähnlich jenen Erdgeistern, die sich die deutsche Sage in unterirdischen Werkstätten als kunstfertige Schmiede denkt. Als ich seinen Besuch erwiderte, fand ich ihn in einem kleinen unwirthlichen, schlechtgeheizten Stübchen mit trauriger Aussicht auf ein enges Gäßlein. Man sah kaum etwas da, außer dem streng Nothwendigsten. Auf dem Tische standen die Reste eines kärglichen, daheim verzehrten Mahles, Brod, Eier, Käse. Was hatte ihn, den Wiener, den Großstädter, in die kleine deutsche Residenz geführt? Suchte er eine Anlehnung? Ich weiß es nicht, er hat es mir nicht gesagt. Ich, damals zu zerstreut, in einer ganz andern Gedankenwelt lebend, mag mich wohl meinem Landsmann nicht gehörig gewidmet haben. Er hat mir dies, ich weiß es, jahrelang nachgetragen, und ich mache mir heute noch den Vorwurf, in meiner Sorglosigkeit dies oder jenes verabsäumt zu haben, was ihm damals hätte zu statten kommen können.

Offenbar, er darbte, und doch hatte er sich schon durch mehrere Bücher, darunter einen bedeutenden Roman, einen Namen gemacht. Aber was hilft das in Deutschland! In England und Frankreich ist ein wohlgelungenes Buch das, was es sein soll, ein Baum, den man gepflanzt hat und der seine Früchte trägt, ein Kapital, das dem Autor

sein Lebenlang eine Rente abwirft. Auflage folgt auf Auflage, jede bringt ihren Lohn und setzt den Autor in den Stand, an neue größere Arbeiten zu gehen. In Deutschland hat der Autor in der Regel nur einmal Gewinn von seinem Buche. Er muß fort und fort und zwar sehr rasch arbeiten, wenn ihn die Feder erhalten soll.

Kürnberger konnte schon darum seinem „Amerikamüden' keinen andern Roman folgen lassen, weil sich nicht von Luft leben läßt. Darauf angewiesen, seine Existenz durch die Feder zu ermöglichen, aber voll ästhetischen Sinnes, gewohnt, die höchsten Anforderungen an seine Produktion zu stellen, jeden Satz zu überwachen, zu feilen, zu läutern, mußte er sich einem Felde zuwenden, auf dem die Saat schneller reift. Eben um daneben ein Poet bleiben und wenigstens kleinere Dichtungen schaffen zu können, mußte er Tagesarbeit liefern. Er wurde Publizist, Essayist, Feuilletonist, wie man es nennen will, um nebenher eine Reihe von Novellen schaffen zu können, die zu dem Besten in unserer Erzählungsliteratur gehören. Ich meine jene Sammlung, die 1861 in drei Bänden bei Rohsold in München erschien.

Allerdings hatte die Tagesarbeit, einmal ergriffen, für einen Geist wie den seinigen auch den fesselndsten Reiz, in den nun folgenden Jahre nabsorbirte sie ihn fast ganz. Seine Thätigkeit war sehr groß. Es entstanden die politischen Artikel, von denen er eine Auswahl in den „Siegelringen",

und viele der literarischen Essays, die er in den „Literarischen Herzenssachen" zusammengestellt hat. Vom Jahre 1866 ergibt sich kein größeres politisches Ereigniß, das er nicht bespricht und auf seine Weise beleuchtet. Er schreibt nicht gerade Politik, am wenigsten eine solche, die sich den praktischen Zwecken einer Partei anschließt, wohl aber wie er es nannte, „das Theaterreferat über die österreichische Tragödie". In pointirten Satiren, immer geistvoll und originell, malt er die Konfusion und Rathlosigkeit der Parteien, Experimentirwuth der Hofpartei, die an Thorheit streifende Bonhommie des Volkes. Er zeichnet Porträts — leider ist es bloß eine Sage, daß der Basilisk stirbt, wenn er sein Bild im Spiegel erblickt.

Das wäre nun eine unerfreuliche und auf die Länge eine traurige Arbeit. Kürnberger sieht aber auch die deutsche Einheit zur Thatsache werden, und daran erwacht sein Herz. Es lebt förmlich auf an den Ereignissen des deutsch-französischen Krieges; was er schreibt, ist reine patriotische Flamme. Die in den „Siegelringen" gesammelten Artikel über den Krieg von 1870 werden mit ein Ehrendenkmal dessen bleiben, was die Publizistik während dieser gewaltigen Zeit geleistet, sie haben in der verwandten Literatur jener Jahre kaum ihresgleichen.

Kürnbergers Standpunkt ist ein wesentlich deutscher, kein österreichischer. Er gehört einer nur wenig Köpfe zählenden äußersten Linken an, die

es nicht glauben kann, daß so heterogene Völker sich je auf dem Boden einer gemeinsamen Verfassung vereinigen werden. Er kennt keine gemeinsamen Angelegenheiten von Deutschen, Tschechen, Polen, Magyaren, und geht somit weiter als alle österreichischen Föderalisten, die bei der Forderung äußerster Autonomie ein gemeinsames Interesse statuiren: Vertheidigung nach außen. Er wünscht sich die deutschen Erblande irgendwie mit Deutschland verschmolzen, das übrige gehe seinen Weg und falle, wohin es wolle.

Natürlich befand er sich mit ganz Wien in Widerspruch. Die schöne Stadt an der blauen Donau ist eine deutschredende, aber keine deutsche Stadt. Dem Wiener, wie er nun einmal ist, steht schließlich doch der Ungar, Kroat, Pole, der Mann aus der Bukowina näher als ein Hamburger oder Leipziger. Jene versteht er, den Deutschen „aus dem Reich" versteht er nicht. Einer schönen Wienerin wird es nicht schwer fallen, dem Gatten ihrer Wahl nach Temesvar oder Lemberg zu folgen, sie wird sich dort rasch acclimatisirt haben; aber in Stuttgart oder Hamburg wird sie es nicht aushalten. Der echte Oesterreicher hat mit dem Deutschen nur die Sprache gemein, seine Weltanschauung aber ist eine ganz andere, ja eine diametral entgegengesetzte. Das ist es, was die Dauer, ja den ewigen Bestand der Monarchie verbürgt.

Kürnberger, mit seinen grunddeutschen An-

schauungen, Sympathien, Ueberzeugungen war somit ganz isolirt. Er war da im „Capua der Geister“ wie ein norwegischer Findlingsblock, der sich in das schöne Donaubecken verirrt. Er galt für einen Querkopf, während er doch nur ein nach Wien verschneiter Nordlandsrecke war.

Man spottete über sein grandioses Selbstbewußtsein. Dies war allerdings gewaltig. War es aber Selbstüberhebung? Er fühlte sich als Meister und war es auch. „Jeder Mensch,“ schrieb er einmal, „ist berechtigt, sich so zu taxiren, als er will, und jeder andere Mensch ist berechtigt, diese Taxe entweder anzunehmen oder abzulehnen. Wo ist der Marktcommissär, der diese Preise regelt? Wo? In unserem eigenen Gewissen!“

Seine Ansichten war er gewohnt mit schroffem Trotz auszusprechen. Odi profanum volgus et arceo! war auf seinen Brauen zu lesen. Seine Wahrheitsliebe kannte keine Rücksichten, seine Ueberzeugungen pflegte er mit der frappirendsten Offenheit auszusprechen. Als ein bekannter Wiener Dichter, der damals auf der Höhe seines Rufes stand, ihm ein Exemplar seines neuesten Trauerspiels übergeben hatte, das eben einen bedeutenden theatralischen Erfolg errungen, und sich eine Aeußerung darüber erbat, sagte Kürnberger mit der ihm eignen Ruhe: „Ihr Stück hat mich sehr interessirt, ich habe es sogar studirt. Es gleicht jenem Pferde, das wir in Büchern über Veterinär-

kunde abgebildet finden, und das uns in Einem alle Fehler und Krankheiten beisammen zeigt, die sonst nur bei vielen Pferden vorkommen. Man kann wirklich daran lernen."

Als sich der Trauerspieldichter entfernt hatte und einer von denen, die anwesend gewesen, bemerkte, daß Kürnberger sich nun wohl den lebenslangen Haß des also Gekränkten zugezogen, meinte er: „Das wäre doch sonderbar! Der Mann sollte mir dankbar sein, daß ich meine Meinung nur gesagt habe. Ich hätte sie können drucken lassen, dann fände er auch meine Ansicht Punkt für Punkt erläutert." —

Sechzehn Jahre war ich Kürnberger nicht mehr begegnet. Erst im Jahre 1876 sah ich ihn wieder. Es war in Wien, im September. Er besuchte mich in der „Ungarischen Krone". Ich hätte ihn kaum wiedererkannt, er war stark gealtert und von ungewöhnlicher Bläße. Sein Gesicht hatte nicht mehr den stürmischen Ausdruck von ehedem, er war feierlich geworden. Sein voller, dichter Bart war fast ganz weiß.

Ein frühes Alter war über ihn hereingebrochen, eine vorzeitige Abnutzung des ganzen, doch so starken und widerstandsfähigen Organismus; alles wohl die Folge sitzender Lebensweise und ungehöriger Kost.

Seiner Toilette sah man die ängstlichste Schonung an, der feierlich hohe Cylinder gehörte einer längst entschwundenen Geschmacksperiode.

„Was?“ fragte er, indem er langsam auf dem Sopha Platz nahm, „Sie sind nicht gestern beim Laube-Bankett im Kursalon des Stadtparks gewesen? Ganz Wien war dort im schwarzen Frack und weißer Kravatte. Kein Schriftsteller, kein Schauspieler fehlte.“

„Ach, Verehrtester,“ erwiderte ich, „wenn man in seiner Jugend den Drang in sich getragen und der festen Idee gelebt hat, dem deutschen Theater etwas zu sein, wenn man vier oder fünf bühnengerechte Dramen geschrieben, die wohl in diversen Literaturgeschichten besprochen worden, aber für die Bühnendirektionen nicht vorhanden sind — da faßt wohl in Einem ein Mißmuth gegen Theater, Direktoren, Mimen Platz, man hat nichts Gemeinsames mehr mit ihnen und weicht ihren Jubelfesten aus.“

„So ist es!“ erwiderte Kürnberger ruhevoll. „Man hat nichts Gemeinsames mit ihnen und weicht ihren Jubelfesten aus. Auch ich bin zu Hause geblieben.“

Ein Gespräch über das moderne Theater und über Intendanten folgte, in welchem von beiden Seiten denselben nicht viel Gutes nachgesagt wurde.

„Sie können sich,“ schloß ich, „mit Erfolgen auf andern Gebieten trösten . . . Noch vor wenig Tagen habe ich von mehreren Seiten Ihre letzte Novelle mit höchstem Lobe erwähnen hören.“

„Die Welt spricht von nichts Andrem!“ sagte Kürnberger sehr ruhig. Und um den Eindruck

dieses, von großartigem Selbstbewußtsein zeugenden Wortes, das mich hatte lächeln machen, zu mäßigen, fuhr er fort: „Ich habe in dieser Novelle das gefährlichste Problem attakirt, das überhaupt existirt: Die Frage nach dem menschlichen Gewissen. Ich habe ausgesprochen, was Andere nicht zu denken wagen. Wenn Jemand in einer volkreichen Stadt zur Mittagstunde, in der Alles auf dem Korso promenirt, an einem Blitzableiter die Kathedrale hinanklettert, da bilden sich natürlicherweise Gruppen, Alles sieht ihm zu, das ist kein Wunder."

Er war damit auf seine Dichtung „Die Last des Schweigens" zu sprechen gekommen, die in dem Kreise von Kürnbergers Freunden, welche allerdings für ihn die Welt ausmachten, viel besprochen werden mochte. Der Held der Novelle hat einen Mord an seinem Nebenbuhler begangen, hält dies für etwas Natürliches und empfindet durchaus keine Gewissensbisse. Aber er fühlt die „Last des Schweigens". Wenn er keinen Lauscher nahe wähnt, ruft er es sich jubelnd zu, daß er sich von seinem Rivalen befreit hat, und dies führt zu seiner Entdeckung, seiner Hinrichtung. Kürnberger hat an diesem Stoffe eine geniale Sophistik der Leidenschaft verwendet und bewährt. Das Raisonnement geht tief, aber es ist falsch: Der Held der Geschichte ist nämlich ein, wenn nicht ganz, doch halb Verrückter. Wer den Mord eines Rivalen für natürlich hält — es gibt solche —, der empfindet auch

keine Last des Schweigens. Das Gewissen ist allerdings nichts Ursprüngliches, der Seele Angeborenes, sondern es bildet sich mit und richtet sich nach der Sitte eines Volkes. Es ist vorhanden und wirkt bei empfindlichen Naturen und wird zum Schweigen gebracht bei rohen und willenskräftigen. Wie viele Morde sind begangen worden, die erst nach dem Tode des Mörders bekannt wurden oder durch Zufall bei Lebzeiten desselben, ohne daß dieser den geringsten Drang verspürt hätte, sich selber zu verrathen. Das Gewissen mag sich auch geregt haben, es ward aber eingeschläfert und niedergedrückt. Kurz, man ist nicht beim letzten Grunde angelangt, wenn man die Nöthigung zum Geständniß auf die Last des Schweigens zurückführt. Da ersteht die Frage: warum ist das Schweigen eine Last? —

Seit November 1878 hatte sich ein brieflicher Verkehr zwischen uns angebahnt, wir rückten einander näher. Kürnberger hatte mir seinen Besuch für den Mai angekündigt und dachte sogar daran, sich am Bodensee niederzulassen, wo er die Alpen im Rücken, den See vor sich hätte. Man kann sich denken, wie werthvoll mir seine Nähe gewesen wäre, und daß ich ihn nach Möglichkeit in diesem Entschlusse zu bestärken suchte.

Indessen wurde er durch Arbeiten und einen widrigen geschäftlichen Streit zurückgehalten: Monat um Monat verging, und die Zeit rückte heran, die ich mir für eine Reise festgesetzt hatte. Just

in derselben Woche, da ich auf dem Punkte stand, abzugehen, zeigte er mir seine Ankunft an.

Ich werde den Julinachmittag nie vergessen, als er uns — Robert Byr und mir — in der Hand die Reisetasche vom Dampfschiff entgegentrat. Er war ganz blaß, seine Sprache matt. Was war mit ihm vorgegangen? Das war Kürnberger nicht mehr. Seine erste Frage war, ob ein Wagen da sei, der ihn ins Haus bringe; ich mußte gestehen, daß dafür nicht gesorgt worden sei. So traten wir denn den Weg an. In meinem Leben habe ich nie ein gleich langsames Tempo des Ganges und der Rede kennen gelernt. Die Worte tropften langsam von seinen Lippen, ein Fuß stellte sich mühsam vor den andern, wir brauchten mehr als eine halbe Stunde, um vom Hafen auf die Höhe zu gelangen.

Ich sah, daß eine völlige Zerstörung in ihm losgebrochen, und daß das „Rheuma" in der Herzgegend, über das er klagte, nur eine Nebenerscheinung sei. Auf meine Frage, ob er einen Arzt konsultirt habe, erwiderte er, dies sei allerdings in München geschehen. Man habe ihm Reibungen mit Flanell, mit Franzbranntwein angerathen. „Welcher Unsinn!" sagte er. Die Stelle sei so schmerzhaft; nicht den Vorüberflug eines Vogels würde er ertragen können. Aber es werde Alles von selbst wieder gut werden, es sei schon weit besser als es gewesen. Wie wenig er auch davon hören mochte,

ich kam immer auf die Nothwendigkeit gehöriger ärztlicher Untersuchung zurück und erbot mich, da er gegen die Aerzte in kleinen Städten die größte Voreingenommenheit zeigte, ihn zu einer Konsultation nach Zürich zu begleiten. Er war nicht dazu zu bewegen, er war fürs Abwarten.

Auf dem Sopha liegend, begann er bald zu plaudern, als ob Alles wieder gut sei. Es war wirklich eine Lust, ihn sprechen zu hören; die Gedanken stiegen in ihm unaufhörlich empor, wie Bläschen in einem Glase Champagner. Der Name Zürich brachte ihn auf Gottfried Keller, dessen besonderer Verehrer er war, und sodann auf tausend andere Dinge. Als es Abend wurde, wünschte er auszugehen, auf eine mäßige Höhe, von der man einen Blick über den See gewinnen könne, und wir wandelten Schritt für Schritt bis zum Schützenhause auf der „schwarzen Reute". Er sah die Gegend, in welche es ihn gezogen hatte, sah den Rhein in der Ferne blinken.

Die folgenden Tage saßen wir zusammen, im Gespräch, wie er es nannte, „bis über die Ohren". Er sprach so, wie er zu schreiben gewohnt war, die Sätze kamen so stilistisch schön hervor, wie wenn er für die Presse diktire. Er philosophirte über Alles, es war ein vorwaltender Trieb in ihm, über Alles zu reflektiren und Alles durch fortgesetzte Betrachtung emporzuheben, bis es im klarsten Lichte stand. Dann zog er sich wieder zurück, um Ge-

danken und Notizen in ein Tagebuch einzutragen. Es war nicht das gewöhnliche Notizbüchlein der Schriftsteller, sondern ein hohes langes Buch, wie es Kaufleute führen; Alles an ihm war apart und feierlich.

Gegen Abend machten wir, immer Schritt für Schritt, einen kleinen Spaziergang, sei es im Garten, sei es durch den Wald am unteren Abhange des Gebhardsberges. Einmal — er hatte mich selbst dazu aufgefordert — besuchten wir das Grab, das das theuerste Gut meines Lebens birgt. Nie werde ich den wahren Antheil vergessen, den dieser für so scharf und hart geltende Mensch für mich und mein Loos an den Tag legte. Seitdem weiß ich, daß seine Brust in ihrer Tiefe eine Fülle echt menschlichen Antheils barg.

Nun kamen die schwülen Tage des August, die einzigen Sommer-Tage, die dies sonderbar geartete Jahr gehabt hat. Sie regten den Patienten außerordentlich auf, er hatte schlechte Nächte, ich hörte ihn, da ich daneben ein Schlafzimmer hatte, stundenlang stöhnen. „Wahrlich," sagte er, „die Sonne steht über diesem See wie ein feuriger Drache! Jeden Winkel der Bucht beleckt er mit seiner Zunge! Ich lechze nach Schatten und Kühle und finde sie nirgends . . . . . Sehen Sie doch das Abendroth — das ist ja ein wahres Mordbrennerlicht! Ich werde heimkehren, und auf der Höhe des Brenners, im Brennerbade, will ich bleiben."

Ich tröstete ihn damit, daß das nächste Gewitter die Hitze kühlen werde, er wollte nichts davon hören. Ich hatte nun nach München zu reisen und forderte ihn auf, meine Rückkehr in Ruhe abzuwarten, aber das war nicht nach seinem Sinne.

„Ich gehe auch nach München," erwiderte er, „ich habe meine Rückkehr dort bereits Frau v. Kaulbach angekündigt, die mir in ihrem Gartenhause ein Zimmer eingeräumt hat. Ihr See ist furchtbar! Es liegt über ihm eine Gluthatmosphäre, die alle Eisberge der Schweiz nicht kühlen können — ich kann sie nicht ertragen. Dieser lachende Himmel — sein Lachen ist entsetzlich — ewiges Lachen ist entsetzlich. Wenn Sie mir Ihr Haus schenken wollten unter der Bedingung, da leben zu müssen — ich könnte es nicht annehmen, nicht annehmen!"

Ich versuchte keine Einsprache mehr. Ich sah seine Unruhe wachsen, seinen fieberhaften Zustand sich steigern. Mir war darum zu thun, daß er sich endlich in München oder anderswo in ärztliche Behandlung gebe.

Am 7. August, da es in Folge eines über Nacht gekommenen Gewitters ganz milde geworden, reisten wir ab. Die sechsstündige Fahrt ging unter lebendigem Gespräch wunderbar vorüber, und als die Sonne im Untergehen war, sahen die beiden Thürme der Frauenkirche auf uns nieder.

Zu München in der Gartenstraße, in unmittelbarer Nähe des englischen Gartens, hat sich vor

Jahren Wilhelm v. Kaulbach eine Villa gebaut, an die ein herrlicher Garten stößt. Es ist ein großes Terrain, ich möchte sagen ein fürstlicher Besitz, oder ein Besitz eines Künstlerfürsten würdig. Ein neuer Anbau, gegen die Straße hin, ist zu einem Kaulbach-Museum hergerichtet. Hier, beisammen in einem Saale, von Oberlicht erhellt, sieht man hinterlassene Oelbilder und Kartons des Meisters, zahlreiche Handzeichnungen, den großen Karton der „Schlacht von Salamis". Im ersten Stockwerk hat Hermann Kaulbach, der Sohn, sein Atelier. Im Garten selbst, welcher nach römischen Vorbildern entworfen scheint, stehen noch zwei Häuschen; in dem einen, seitwärts am Wege liegenden Tirolerhause pflegte Wilhelm v. Kaulbach Abends zu sitzen und bei der Lampe zu zeichnen; beide Häuser sind nur dann bewohnt, wenn Gäste einfallen. Im Hauptgebäude waltet Frau v. Kaulbach, eine der vornehmsten und schönsten alten Damen, die ich je gesehen, an die siebzig alt, mit schneeweißen Haaren und dunklen Augen voll Güte und Klugheit. Kinder und Enkel kommen und sitzen mit ihr in der Veranda, es ist ein Bild des schönsten patriarchalischen Zusammenlebens.

Hier, im Häuschen gegen den englischen Garten hin, fand ich Kürnberger nun einquartiert. Frau v. Kaulbach hatte dem vieljährigen Freunde ihres verstorbenen Gatten die Wohnung eingeräumt. Er

konnte es nirgendwo besser haben. Er konnte sich im Garten ergehen und that es. Er hatte auch noch die Kraft, einen ziemlichen Weg zu machen, um im Kaffeehause unter den Arkaden die Zeitungen zu lesen. Täglich sprach er von der Heimreise, die er antreten wollte, wenn er nur erst ein wenig zu Kräften gekommen. Indeß ging es mit ihm abwärts und abwärts, endlich wurde er bettlägerig. Der herbeigekommene Arzt diagnosticirte eine Rippenfellentzündung.

Kürnberger gehörte zu den Kranken, die „schwer zu haben sind". Man brauchte viel Geduld bei ihm. Er war schon als Gesunder pedantisch und rechthaberisch, die Krankheit schärfte diese Eigenheiten. Frau v. Kaulbach, die täglich mehrere Mal an seinem Bette erschien, hat da eine unendliche Nachsicht bewähren müssen.

Ich war zum zweiten Mal nach München gekommen und besuchte den Patienten von Mitte September an eine Woche lang täglich. Die Krankheit machte rasche Fortschritte. Das hohe kuppelförmige Vorderhaupt sah schon gespenstig aus, die Stimme war matter denn zuvor. Doch hatte er noch die Kraft, mir ein paar lange Briefe an Freunde zu diktiren.

Als ich ihn verließ, wußte ich, daß er nicht mehr lange unter den Lebenden sein werde. Er hatte mit einem Citat von vier Versen des alten Simon Dach von mir Abschied genommen.

In der letzten Woche seiner Krankheit ließ er die wenigen Werthpapiere, die er besaß, verkaufen. Das durch ein arbeitsames Leben erworbene Vermögen eines deutschen Schriftstellers ersten Ranges betrug nicht ganz tausend Thaler! Frau v. Kaulbach sollte über die Summe verfügen. Als sie ihm sagte, wie viel es sei, rief er aus: „Gottlob, nun sterbe ich doch nicht als Bettler!"

Mit diesem Ausruf war viel gesagt. Die Sorge vor einer Zeit, in der er arbeitsunfähig werden könne, hatte wie ein Gespenst vor seiner Seele gestanden. Er freute sich, daß sein Leben eher zu Ende ging, als sein Sparpfennig.

Er sah noch seinen Freund Schembera aus Wien, den Redacteur des Tageblattes, den die Sorge herbeigerufen, bei sich und trug diesem die letzten Grüße an seine Freunde auf.

Erst auf dem Secirtisch decouvrirte die Krankheit, die so viele Phasen durchgemacht, ihr wahres Gesicht. Kürnberger war an einer Herzverfettung gestorben, einer selten vorkommenden und kaum zu diagnosticirenden Krankheit, über deren Entstehungsgrund wenig bekannt ist. —

Kürnberger ist ein hochsinniger, aber kein glücklicher Mensch gewesen. Sein Lebenlang ist er trotz angestrengter Arbeit und riesigen Fleißes aus Sorgen und Entbehrungen nicht herausgekommen. Er sah Talente gefeiert und zur allgemeinen Anerkennung durchdringen, die im Vergleich

zu ihm Zwerge waren. Er gab sich die Miene, als ob er den Ruhm und die Glücksgüter verachte, aber der Undank der Welt that ihm wehe. Er erschien rauh und borstig; dennoch muß er eine gar weiche Ader in sich gehabt haben. So legte er das Secretariat der Schillerstiftung, das ihm 600 Gulden eintrug — für ihn welche wünschenswerthe Subvention! — nieder, weil er, wie er mir sagte, das Lesen so vieler Drangbriefe nicht ertrug, die eine Noth enthüllten, der nicht zu helfen war, und die abschlägig beschieden werden mußten. Er war sehr stolz und vom ausgeprägtesten Unabhängigkeitsgefühl. Die Gunst der Mächtigen hat er nie gesucht, nie verlangt. Gewohnt, seine geistige Ueberlegenheit zur Schau zu tragen, verletzte er viele Leute, brüskirte Viele: er war ja der abgesagteste Feind der Reklame und aller unwürdigen Mittel. Er konnte aber auch, wo er Vortreffliches sah, völlig aufleben und lobte dann beredt, enthusiastisch.

Er blieb sich immer gleich, zu keiner Concession geneigt. Als die Mosenthal-Stiftung ihm eine Subvention anbot, lehnte er sie ab: „Wissen denn die Herren nicht, wie ich über Mosenthal geschrieben habe?“ Zuletzt wurde er ein Einsiedler und zog sich in seine Zelle zurück, aus der er der Welt meist nur zornige Worte zurief, doch er fand seinen Genuß darin, seinem innerlich reichen Gedankenleben nachzuhängen, der Forschung über alle Dinge;

das genügte ihm. Die einzige Freude, die er noch hatte, war, wenn man so sagen darf, die Freude an seinem eigenen Kopfe, der so fruchtbar, ein perlender Quell von Einfällen und Gedanken war. „Was ich doch," schreibt er in einem Briefe, „der Einsamkeit für Schätze verdanke, wie oft ich in Wonne aufleuchte und aufstrahle, wenn ich so auf meinem Sopha liege, wie das lebt, klingt, fluthet, stürmt, lacht, fliegt; welche unbewußte Kräfte mir da zum Bewußtsein kommen; die dramatischen Scenen, die ich da durchspiele, die schäumenden und moussirenden Selbstunterhaltungen, die wie Sauerbrunnen aus dem Boden aufgehen, wie alle Gedanken die schönsten, alle Ausdrücke die unglaublichsten, überraschendsten, bestgesagten, lauter Blitzschläge und Genietreffer sind — ach warum steht kein unsichtbarer Apparat von Naturselbstdruck im Zimmer, der das alles fixirte, was in der einsamen Hirnschale vorgeht?! Dichten läßt sich das nicht, kein Dichter der Welt kann nur den hundertsten Theil niederschreiben, was ihm die Einsamkeit an Dichtungen schenkt."

So war er, und das ist nun alles dahin! Das Schicksal ist erbarmungslos; in seiner höchsten Fülle, auf seinem Höhepunkt angelangt, mußte dies alles zu Grunde gehen! — Man wird jetzt seine Schriften — auch die verschollenen — hervorsuchen, sie wieder lesen und ihnen die verdiente Anerkennung zollen. Vielleicht findet sich sogar,

da er nicht mehr ist, ein Verleger, der es wagt, eine Gesammtausgabe seiner Schriften zu veranstalten, vielleicht findet das deutsche Theater sich veranlaßt, etwas für ihn zu thun, vielleicht holt man seinen „Catilina“, seinen „Firdusi“ hervor. Schwerlich — die Eitelkeit, die Grandezza der Intendanten werden es nicht eingestehen, daß sie dreißig Jahre lang an Werthvollem vorübergingen! Aber in seinem Nachlaß findet sich der große dreibändige Roman, an welchem er sieben Jahre geschaffen, den er viermal umgeschrieben, in welchem er die Hauptthat seines Lebens sah. Aus diesem wird uns seine Gestalt noch einmal voll und ganz entgegenleuchten, und eine spätere Zeit wird ihm geben, was ihm das Leben versagte.

Glossen zu R. Gottschall's Literaturgeschichte.

Eingeregnet im Gebirge! Wolken, die uns die Aussicht auf das Zunächstliegende wegnehmen, grundlose Wege! So zur Stubenhaft verurtheilt, bewältigt man die bändereichsten, sonst nicht für fortlaufende Lectüre geschaffenen Werke. Ich habe während eines solchen Stubenarrestes Zerstreuung gesucht in R. Gottschall's deutscher National-Literatur und mehr als das, die mannichfachste Anregung einige Tage lang wirklich darin gefunden.

Vier starke Bände — über sechshundert Autoren besprochen, eine dem entsprechend große Zahl von Büchern theils gestreift, theils ausführlich beleuchtet — es ist eine Arbeit des Fleißes, vor der man alle Achtung haben muß. Nur unter dem seltensten Zusammentreffen von Umständen kann solch ein Werk entstehen. Ein junger Mann kann es offenbar nicht schreiben. Es muß vor Allem eine Lesekraft da sein, die mindestens ein Vierteljahrhundert lang ungebrochen, ungeschwächt aushielt. Sodann ist die unermüdete Ausdauer er-

forderlich gewesen, die nach Lectüre jedes einzelnen Buches — es müssen ihrer mindestens sechstausend sein — sich Notizen hinwarf, endlich war die, ich möchte sagen, künstlerische Fähigkeit vonnöthen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit von Einzelheiten in ein anschauliches Gesammtbild zusammenzufassen wußte.

Der Fleiß ist nämlich nur ein nebensächliches Moment bei einem solchen Werke. Ueber Literatur soll von rechtswegen nur ein dichterisch empfindender Autor schreiben. Es wäre fast eine Beleidigung, erst zu versichern, daß Gottschall ein solcher ist. Mit richtiger Beobachtungsgabe und feinem Geschmack für ästhetische Verhältnisse tritt er an seinen Gegenstand heran. Er ist von Vorurtheilen frei und kein Sectirer. Er theilt die Schriftsteller nicht in Classiker, bei denen Alles vortrefflich, und in Epigonen, die fortwährend hinter ihren Absichten zurückbleiben. Vornehme Namen blenden ihn nicht, er hat den Muth, selbst bei berühmten das als schwach zu bezeichnen, was wirklich schwach ist. Er weiß sein Lob einzugrenzen; unfehlbare literarische Päpste gibt es bei ihm keine.

Er versteht es aber auch ausgezeichnet, Personen und ganze Epochen zu charakterisiren. Eine Fülle feiner Beobachtungen ist eingewoben, Alles mit Eleganz und Anmuth behandelt, lästige Breite und unnütze Ausführlichkeit vermieden. So ist aus den tausend und tausend Einzelheiten ein wohl-

gerundetes Ganze geformt, und dabei ist kaum eine Seite im Buche, auf welcher der Leser nicht eine treffende, geistreiche, anziehende Bemerkung fände.

Solch ein Werk gleicht der ausdauernden Arbeit eines Geographen, der uns ein Land von allen Seiten schildert. Wenn wir anderen gewöhnlichen Leute die Touristen sind, die nur berühmte Aussichtspunkte oder gepriesene Thäler besuchen, so durchforscht dieser das ganze Gebiet. Da werden tausend Wege rechts und links betreten, auch Sümpfe und Moore gemessen, alle Spitzen bestiegen, um ein großes Tableau zu liefern. Aber auch die Tiefen werden durchforscht und die Erdschichten geologisch geprüft, denn nur von dieser Basis aus sind Flora und Fauna zu erklären. Ein Aehnliches ist hier versucht worden und gelungen. Das Buch beginnt mit dem Jahrhunderte. Die Stimmung während der Befreiungskriege und nach denselben, die Juli-Revolution und die Fortbildung des deutschen Liberalismus, die Sturm- und Drangperiode, die dem Jahr 1848 voranging, die darauffolgende Reactions-Periode und deren Zersetzung, der Uebergang zur Jetztzeit — alle diese Ereignisse und Phänomene werden als Unterlage der sich darauf bildenden Literatur eingehend geprüft und geschildert. Die Einflüsse der philosophischen Schulen auf Staat, Gesellschaft, Kirche und Kunst werden gewürdigt, und das mit Recht. Läßt sich die Literatur der romanischen Völker

ganz wohl getrennt von den herrschenden philosophischen Doctrinen behandeln, bei uns Deutschen ist es anders. Die Weltanschauung der Denker ist so innig mit dem Leben und mit der Literatur verwachsen, daß man dieses von jener nicht losreißen kann, ohne die empfindlichste Lücke zu fühlen. Und so finden wir hier den jeweilig auftretenden maßgebenden Denkern ausführliche Abschnitte geweiht; Schelling, Hegel, Herbart, die Materialisten, endlich Schopenhauer erhalten ihren Platz; sogar die „Magie" kriegt ihr Capitel. Und so oft mich die Lust anwandelte, den Verfasser an weniger bekannten Punkten zu controliren, ich habe immer gesehen, daß er nie nach Hörensagen berichtet, sondern — um beim Bilde vom Geographen zu bleiben — selbst den verschollensten Weiler, von dem er spricht, sich mit eigenen Augen angesehen hat.

Vor Allem leuchtet das Streben hervor, jeder Erscheinung gerecht zu werden, jede aus ihren Voraussetzungen zu erfassen, und hier sehen wir im Verfasser etwas vom Dramatiker, der aus sich herauszutreten weiß, um auch den Gegner von seiner Stellung aus zu begreifen.

Hier ist's nun, wo sich die Vergleichung des Gottschall'schen Werkes mit einem andern seiner Gattung aufdrängt, das lange Zeit einen bedeutenden Einfluß auf die Lesewelt ausgeübt: mit dem Julian Schmidt's. Schmidt hat eine gewisse Schärfe vor Gottschall voraus, vielleicht auch einen

größern Muth, das Mittelmäßige als solches zu charakterisiren. Aber sein Buch hat einen Hauptmangel: seine Beurtheilung geht aus einem kalten, poesielosen Verstande hervor, aus einem Naturell, dem es an lebendiger Empfindung fehlt und dem alle reproductive Phantasie versagt ist. Ein Kopf, vorzugsweise zu mathematischen Arbeiten befähigt, unternimmt es, Urtheile zu fällen über das, was seinem Wesen am fremdesten ist, ja, was einen Gegensatz dazu bildet: über das Poetische. Die üblen Folgen können nicht ausbleiben. Seinen Beifall schenkt er dem, in welchem er sich selbst wiederfindet, und sieht Triumphe der Poesie dort, wo das Leben des Mittelstandes und die nüchterne Wahrheit des Alltaglebens geistvoll und lebendig geschildert wird. Das Pathetische, die hochgehende Empfindung, die Leidenschaft, die Kühnheit der Erfindung ist ihm antipathisch. Seine Methode, wo dieses an ihn herantritt, ist nun sehr einfach. Er pflegt dann die Fabel des Dramas oder des Romans nach flüchtigem Durchblättern aufs Schiefste, immerfort travestirend, zu erzählen, greift dann noch zum Ueberflusse irgend eine auffällige Stelle aus ihrem Zusammenhange heraus, setzt sie als Beleg hin und ruft dann triumphirend: nun seht doch, Leute, was das wieder einmal für tolles Zeug ist! Das Gedicht wird bei ihm bloß in Bezug auf Gehalt und *Inhalt* angesehen, die *Form*, die darin wenigstens eben *die* Rolle spielt, wie in der Gold-

schmiedkunst die Arbeit, hat auf des Kritikers Waage gar kein Gewicht, so wenig, daß er Verse, wenn er sie citirt, wie Prosa drucken läßt. Er hat dies sogenannte „objective Verfahren" lange ungestört fortgetrieben, bis sich endlich Ferdinand Lassalle fand und seine in Gift getränkten Pfeile gegen ihn abschoß. Daß nebstdem die haarsträubendsten Schnitzer dem Manne, der sich so grundgelehrt gab, nachgewiesen wurden, verschärfte die Sache. Er sah sich gezwungen, sein Werk vom Grunde aus umzuarbeiten, und machte es in dieser Umarbeitung nur noch einseitiger und parteiischer. Es ist seitdem wenig mehr davon die Rede. Als Nachschlagebuch, das solch ein Werk doch sein soll, taugt es schon darum nicht, weil es nicht einmal ein ordentliches Inhaltsverzeichniß hat, was es wieder nicht haben kann, weil sonst die außerordentliche Lückenhaftigkeit desselben gar zu grell an den Tag träte.

Im Punkte der Unparteilichkeit bildet R. Gottschall einen directen Gegensatz zu dem aus seiner schroffen Eigenart heraus immer übers Ziel hinausschießenden Julian, und doch führt eben sein Streben, Allen gerecht zu werden, meiner Meinung nach, wieder zur Ungerechtigkeit. Nicht selten scheint mir die gehörige Abstufung oder mindestens das richtige Ausmaß des Raumes zu fehlen: der Beste hat vor dem Mittelmäßigen zu wenig voraus. Es fehlt der gehörige Nachdruck auf das

Mächtige, die Hochalpen sind im Nachtheil gegen die Hügel. Auch ist manche Kuppe noch weit zu niedrig gemessen, weil sie einsam und fern der Heerstraße emporragt und die Aufmerksamkeit noch nicht gehörig auf sie gelenkt wurde. So ist es z. B. widersinnig, wenn Ernst Raupach, Adolph Müllner oder der Freiherr v. Auffenberg, welche doch herzlich wenig Bedeutung für das geistige Leben der Nation mehr haben, mehr oder ebensoviel Seiten zugemessen erhalten, wie Grillparzer. Antipathie, Absicht ist dabei nicht im Spiele. Daß die „Norddeutschen" Oesterreich diesen Genius nicht gönnen, ist eine alberne und abgeschmackte Behauptung, wiewohl oft genug in österreichischen Blättern zu lesen, ein Ausdruck jenes Sinnes, der Andere nach dem eigenen Maße mißt. Dem Norddeutschen ist solche Engherzigkeit ganz fremd, er sieht im Gegentheile meist Oesterreich und seine Poeten durch eine rosiggefärbte Brille, während diese, die aus ihrem Gesichtskreise mit dem Stephansthurme vor sich gar schwer herauskommen, das Wesen des Norddeutschen ganz irrig auffassen. Hier z. B. lese man nach, wie der Verfasser über Anastasius Grün, Nikolaus Lenau oder Charles Sealsfield spricht, und rede noch von Verkürzung der Oesterreicher. Ich behaupte aber auch gar nicht, daß Grillparzer mehr gelobt, wohl aber, daß er eingehender und ausführlicher als hundert Andere charakterisirt werden sollte, weil er uns

hundertmal mehr als eine ganze Schaar von Namen interessirt. Erst die wiederholte Durcharbeitung des Werkes in neuer Auflage wird an dieser und an einigen anderen Stellen das richtige Gleichmaß herbeiführen können.

Besonders störend sind einige Nachlässigkeiten oder lapsus calami, oder wie man es nennen will, die dem vielbeschäftigten Autor entschlüpften, Friedrich Spielhagen wird consequent Otto Spielhagen genannt. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat sich über solche Flüchtigkeit — die wohl auch das Urtheil beeinflußt hat — zu beklagen. Sein Roman aus der Zeit Kaiser Josef's II. heißt nicht die „Kinder Gottes", sondern die „Kinder Roms", was ziemlich verschieden ist. Auch sei bemerkt, daß Sigmund Schlesinger nicht die Leselotte, sondern eine Lifelotte geschrieben, daß Grabbe's Freund und Zechgenosse, Norbert Burgmüller, und nicht Brinkmeier geheißen hat und daß Hermann Lingg in Lindau am schönen Bodensee, nicht aber im traurigen Landau geboren.

Ebenso sind Auslassungen zu rügen. Wo so viele, mitunter unbedeutende Namen Erwähnung finden, vermissen wir den fruchtbaren und erfindungsreichen Wilhelm Jensen, unter den Epikern Ernst Eckstein, sodann Martin Greif, der sich dieser Tage mit einem sehr bedeutsamen Trauerspiele, „Corfiz Ulfeld", auch als höchst talentvoller Dramatiker bewährt hat. Unter den Aesthetikern und

Kunstschriftstellern sollten Joseph Bayer und Alfred Woltmann keinesfalls fehlen.

Doch wir mögen, wenn wir auf Gottschall's Werk zurücksehen, wie es im Ganzen und Großen vorliegt, nicht mit Ausstellungen schließen. Wir müssen vielmehr dem Fleiße und der Sorgfalt, die so viele Erscheinungen registrirt, unsere wärmste Anerkennung zollen. Auch die Unparteilichkeit seiner Kritik ist nicht hoch genug anzuschreiben. Der warme Antheil, den Gottschall der Literatur seiner Zeit weiht, geht bei der Lectüre unwillkürlich auf den Leser über und wirkt wohlthuend in einer Zeit zersetzender Kritik, wie sie heute gang und gäbe. Der Verfasser tilge bei nächster Gelegenheit noch die seinem Buche anhängenden leichten Mängel, und es wird für immer seinen Platz bewahren als das anschaulichste und farbenreichste Gemälde unserer Literatur-Periode.

Diese drängt zu einem natürlichen Abschluß, das Jahrhundert ist alt geworden, drei Viertheile seines Laufes sind zurückgelegt, es ist also wohl gestattet, die Summe seiner Leistungen wenigstens annähernd zu ziehen. Sei uns gestattet, unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß es nicht, wie einzelne Pessimisten meinen, in den drei letzten Decennien abwärts gegangen mit unserer Literatur, daß vielmehr im Großen und Ganzen eine Kräftigung und ein Emporwachsen derselben anzuerkennen ist, wenn auch vorerst die großen Talente

fehlen mögen, in welchen sie sich voll und ganz ausspricht. Mag in unserer Literatur eine Ueberproduction eingetreten sein, die einerseits viel zu viel des Handwerksmäßigen und Schablonenhaften, andererseits viel zu viel des auf den rein materiellen Reiz Zielenden zutage fördert — wenn wir Alles überblicken, sollten wir eingestehen, daß wir in vielfacher Beziehung gegenüber der sogenannt classischen und der ihr folgenden romantischen Periode im Vortheil sind. Auf allen Feldern dichterischer und philosophischer Production wird uns statt der inhaltlosen Phantastik, die des Uebles so viel verschuldet, ein concreter Gehalt geboten. Das romantische Allegorienspiel, das leere Tändeln in bloß äußerlichen Formen, das katholisirende Augenverdrehen à la Schlegel und Brentano, das Herumschweifen im Lande der Ghaselen und Kameele, das Spiel mit Canzonen, Glossen und Trioletten hat allen Boden verloren, die Bilderjägerei hat aufgehört. Doch das ist nur nebensächlich. Das Wesentliche ist, daß unsere Ideale selbst concreter geworden, daß das deutsche Volk sich aus der abstracten „Hingebung an das gesammte Geistesleben" und wie sonst noch die Gesinnungslosigkeit eines flauen Kosmopolitismus getauft wurde, sich gesammelt hat zur nationalen Persönlichkeit, was weit mehr ist.

Noch ein paar Jahre, und es wird auch in Oesterreich anders aussehen. Da werden auch dort

die Poeten Farbe bekennen müssen, da wird der deutsche Volksgeist auch dort anfangen, seine Censur auszuüben, gegenüber den Verneinern und Leugnern deutschen Wesens, gegenüber den Schmähern des Reiches, seiner Zwecke und Ziele, seiner großen Männer, der Gründer seiner Einheit und Kraft. Im Allgemeinen, glaube ich, haben wir uns weder vor einer Zeit zu schämen, in der eine „Lucinde" oder in der eine „Wally, die Zweiflerin", so viel Aufsehen erregen konnte, noch vor einer, in der die gesammte deutsche Lesewelt auf das Erscheinen der „Urania" gespannt war, die wieder eine Novelle von Ludwig Tieck bringen sollte. Nein. Die Zeit, in welcher man solchen Kunstleistungen so ungemessenen und ungehörigen Beifall schenkte, hat vor der unsern gewiß nichts voraus. Wir haben Besseres und Größeres heute, wenn wir gleich nicht so viel Wesens davon machen. Der Fehler gar vieler Schriftsteller unserer Zeit ist lediglich der, daß sie noch nicht gestorben sind. Die gegenwärtige Kritik und die der Nachlebenden sind mitunter zwei sehr verschiedene Dinge. Erst der Tod läßt die Gestalt klar hervortreten. A generosi giusta di gloria è dispensiera la morte. Unsere Zeit ist kälter, scheinbar undankbar gegen ihre Poeten, kälter als vielleicht jede vorangegangene, doch jederzeit waren die Völker größer, wenn sie gegen ihre Dichter und Helden undankbar waren, als wenn sie sie zu den Sternen erhoben und vor ihnen auf den Knieen

rutschten. Wir sind gründlich von der Ueberschwänglichkeit zurückgekommen; leeres Formenspiel der Dichter, dürres Sammelwesen in der Geschichtschreibung, gelehrte Geheimnißkrämerei und solenner Humbug in der Philosophie gelten nichts mehr. Dafür hat die Wissenschaft ihren Schulstaub abgeschüttelt, die Schilderungen unserer Historiker sind lebendig geworden, selbst die Worte der Philosophen riechen nicht mehr wie ehedem nach der Studierlampe, vielmehr nach frischer Morgenluft. Wenn ich hier besonders David Strauß nenne, habe ich Einen für Viele genannt. Nein, noch einmal, wir gehen nicht abwärts! rief es in mir, als ich hart vor dem Schlußcapitel angelangt war. Der Regen hatte aufgehört, ich schlug das Buch zu und stand wieder in einer gelichteten Welt.

Joseph Bayer.

I.

Die volle Begründung der Aesthetik als Wissenschaft ist Hegel's Verdienst. Nichts beweist vielleicht klarer die bewunderungswürdige Größe seines Werks, als daß es bisher von keinem Nachfolger auf diesem Gebiete erreicht, geschweige übertroffen worden ist. Alles, was seitdem auf dem Felde der Aesthetik geleistet wurde, gehört ins Bereich aneinander gereihter Abhandlungen über die verschiedenen Kunsterscheinungen, in denen sich leider der eigene Subjectivismus der Kunstkritiker zu breit und wichtig macht, während Hegel so zu sagen mit dem Blicke eines modernen Geschichtsschreibers an die Kunstformen herantritt und sie, unbeirrt von seinem Sondergeschmack, nach ihren eigenen Gesetzen studirt. Die Wissenschaft der Aesthetik selbst wurde in den letzten Decennien mit Detailausbau überladen, aber an großen Ausblicken ärmer und damit verwirrter, was denn auch die

Folge hatte, daß producirende Geister diese Werke ungelesen ließen. In der letzten Zeit vollends warfen sich süßliche Anempfinder, Halbpoeten und Halbdenker auf dieses Feld, suchten ihre mikroskopisch kleinen Entdeckungen für etwas Bedeutendes auszugeben und brachten ihre weichlichen Empfindungen in ein System, durch das sie das Starke und Kühne in der Poesie perhorrescirten. Gerade die schwammigsten und molluskenhaftesten Geister fanden Beifall.

Es wird unter anderem an einer vor wenigen Jahren erschienenen und mitunter auch belobten „Aesthetik" evident, wie tief die deutsche Kunstkritik von ihrer ehemaligen Höhe herabsinken konnte. Was soll man dazu sagen, wenn ein „Philosoph" des 19. Jahrhunderts die Begeisterung aus unmittelbar göttlichem Einfluß erklärt? Kann man im Genre der Capucinade weiter gehen, als wenn das Tragische aus der „Idee der göttlichen Gerechtigkeit", die Komödie aus der „Idee der göttlichen Gnade" entwickelt wird — woraus dann folgt, daß die Helden gerichtet und mit Tod bestraft, während die lustigen Taugenichtse durch göttliche Gnade ihres Lebens froh werden! In der That buk dieser Philosoph seine Aesthetik auf demselben Herde, auf welchem Oskar v. Redwitz seine poetische Tragant- und Conditorwaare verfertigte, und die beiden „gottinnigen" Persönlichkeiten ergänzten einander. Die Periode seit 1849, die

jedem Denker Fesseln anlegte, auf allen Gebieten das Schwache begünstigte und ihre Heuchelei in alles hineintrug, zeitigte eine Popularität, der hoffentlich die freiere Strömung bald gründlich ein Ende machen wird.

In J. Bayer begrüßen wir nun einen Mann von freiem und unabhängigem Geiste, dem keine äußere Rücksicht den Blick trübt, dem sich höchstens nachsagen ließe, daß er in seinen früheren Leistungen, in einem poetischen Idealismus schwebend, die Dinge nicht immer klar genug umrissen sah. Meiner Meinung nach ist er auf dem Wege, in die Wissenschaft ein neues und wichtiges Ferment zu bringen. Ich will gar nicht reden von dem außerordentlichen Reichthum an schönen und treffenden Gedanken, von den vielen Streif- und Schlaglichtern, die sich in den „ästhetischen Untersuchungen", seinem neuesten Werke, finden; hervorheben will ich nur die Angelpunkte, die seine Entwicklung tragen und die ich für sehr bedeutsam halte.

Der Verfasser stellt gleich Anfangs, um nicht den alten ästhetischen Formalismus in die Auffassung der Poesie hinüberzuführen, die plastische Schönheit dem reicheren poetischen Ideal gegenüber, so daß die alten Kategorien vom „Erhabenen", „Gefälligen", „Würde" und „Anmuth" in den Kreis der ersteren fallen, während das poetische Ideal sich in das Tragische und Komische theilt. Die Gegensätze, welche die plastische Auffassung zu

mäßigen und auszugleichen sucht, steigert und vertieft die poetische und bildet so den Ernst des Erhabenen zum Tragischen, die Heiterkeit des Gefälligen zum Komischen aus. So ist ihm die Poesie die Kunst des in allen Farbenstrahlen gebrochenen Ideals, oder die Kunst der mit der Wahrheit des Lebens ganz durchdrungenen Schönheit.

Im Tragischen sucht der Verfasser — und hier sehe ich ein Hauptverdienst — die traditionelle Auffassung der Schuld zu überwinden. Hier bedarf es auch wirklich einer gründlichen Aufräumung in den Ideen, namentlich muß Front gemacht werden gegen jene Aesthetiker, welche als Zweck der Tragödie eine Predigt des Maßhaltens und einer Diätetik der Gefühle aufstellen. Daß es einer Schuld bedarf, um das Unglück herauszufordern und ein tragisches Ende, ist eine Altweiberansicht. Der Poet operirt nur deßwegen gern mit der Schuld, mit dem Unglück, weil durch beides der Menschenbrust die tiefsten und innigsten Töne und die reichste Stufenleiter der Empfindung zu entlocken sind. Die größten Dramen sind nicht auf die Schuld gebaut. Nur ein Gervinus, ein alter Schulmann, wird aus Romeo und Julie die Lehre von der Verderblichkeit des Uebermaßes herauslesen. Was ist die Schuld des Lear? Was kann er dafür, zwei Ungeheuer zu Töchtern zu haben, Ungeheuer, die Niemand durchschaute? Hätte er sich mehr mit ihrer Erziehung beschäftigen, oder

hätte er gar nicht heirathen sollen? Welche Zufälle mußten aber auch eintreffen, daß es dem Lear erging, wie es ihm erging! Oder Desdemona! Was hat sie für eine Schuld, daß sie umkommen mußte?

Hätte in diesem Falle Shakspeare ein Concil von Aesthetikern zusammenberufen und ihnen gesagt: „Ich will den Othello schreiben. Durch einen bloßen Wahn soll der Held, sein Weib und noch ein ganzer Kreis von Menschen unglücklich werden. Was sagen Sie dazu, meine Herren?" Die Aesthetiker hätten sicherlich geantwortet: „So wird Ihrem Stücke die Basis fehlen; ohne reales Substrat, ohne eine Schuld Desdemona's wird das Stück der Wirkung entbehren."

Kurz: das Hineintragen der Schuld in die Tragödie ist eine Folge der christlichen Weltanschauung, und es scheint demselben ein Gedankengang zu Grunde zu liegen, der, mit klaren und nüchternen Worten ausgedrückt, folgender ist: „Die Tragödie schildert Unglück und Tod, die über eine edle Menschennatur verhängt sind. Ueber dieser Welt aber eine höhere Gerechtigkeit, welche Unglück und Tod als Prüfung, Strafe, Sühnung verhängt; somit ist bei dem tragischen Helden irgendwo eine Schuld anzunehmen!" als sich diese Annahme immer mehr in den Köpfen der Aesthetiker fixirte, wurde das Schuldaufsuchen zu einer Manie. Gervinus, Ulrici liefern davon abschreckende Beispiele.

In seiner Kritik der „Schuld" im Trauerspiel

hat Bayer übrigens schon einen großen Vorgänger an Hegel. Schon dieser machte darauf aufmerksam, daß man an historische Menschen, die das, was einer Zeit Noth thut, vollbringen, nicht mit dem Alltagsmaß der Moralisten treten dürfe. Bayer betont es, daß in der idealen Handlung Recht und Unrecht beisammen liegen, daß, wer die sogenannte tragische Schuld bedächtig vermeidet, sich zugleich der tragischen Größe begiebt, mit anderen Worten: daß jener Brennpunkt, in welchem sich die Strahlen der höchsten Kräfte vereinigen, eben jenen Brandfleck zurücklasse, den die Moralisten allein sehen.

Es geht hier diese Anschauung durch, welche längst schon in der Auffassung überlegener Historiker und Staatsmänner Platz gegriffen: daß in der Welt der großen Kräfte und Ereignisse sich das Gute und Böse, das Schaffen und Zerstören nicht sondern lasse, daß diese Kräfte nach diesen Kategorieen gar nicht zu beurtheilen sind, sondern als schlechtweg existirend betrachtet werden müssen. Sie sind auch eher mit dem Walten der Naturkräfte zu vergleichen, als von moralischen Gesichtspunkten aus zu messen. Es verhält sich mit diesen die Menschen, ja ganze Völker bewegenden Kräften und ihren Aeußerungen wie z. B. mit einer großen Wasserkraft, die einerseits ein starker Factor des Lebens ist, andererseits aber gelegentlich Dämme und Brücken einreißen, Hütten gefährden und manchem badenden Schulknaben verderblich werden wird — so daß es thöricht

und abgeschmackt ist, wenn der Moralist sagt diese Kraft dürfe nur so und so weit gehen, dieses Wasser nur so und so viel Fall haben.

Doch schon Hegel hat über den Schullehrer gespottet, der sich Alexander dem Großen überlegen fühlt, weil er (der Schullehrer) nie Anfälle von Ländergier gehabt und sich stets von den Lastern des Trunks, der Liebe und des Jähzorns — wie sie jene Heldennatur befleckten — frei gefühlt.

Ganz richtig ist es, wenn Bayer der „menschlichen Kraft und Ueberhebung", auf welcher als Schuld gewisse Dichter ihre Tragödie gebaut, eine ganz bestimmte historische Stelle anweist. Diese Auffassung des Tragischen ist die erste, anfängliche, eigentlich unreife, und durch die Befangenheit des Blicks, durch religiöse Voraussetzungen zu erklären. Sie findet sich, rein, nur bei Aeschylus, Sophokles und bei Herodot.

Der Verfasser weist nun nach, wie mit der fortschreitenden Läuterung des Bewußtseins in der Geschichte der Popanz des Schicksals immer mehr zurücktritt und der Charakter selbst in seinen verwegensten Formen immer mehr an Berechtigung gewinnt. Die nun beginnende Reihenfolge der Wandlungen, die das Tragische innerhalb des geschichtlichen Culturgangs macht, ist vom Verfasser trefflich ausgeführt. Dieser ganze Abschnitt hat die feinste Gliederung; jeder Schritt, den seine Entwicklung macht, ist an den Meister-

werken der Epoche geprüft, und diese fortlaufenden Analysen athmen eben so viel warme Theilnahme für die poetischen Meisterwerke, als sie die genaueste Kenntniß der Objecte zeigen und diese dem Leser in der glücklichsten Weise vermitteln. Dies, meinen wir, ist der richtige, einzig richtige Weg, eigentlich der Anfang einer neuen Auffassung der Aesthetik. Denn die Aesthetik wird dann am glücklichsten wirken, wenn sie sich von allem abstracten Principienaufbau fernhält, dagegen aber den Zusammenhang, in dem die Meisterwerke der Kunst zu dem Volksgeiste und der zu einer gewissen Zeit herrschenden Weltanschauung stehen, von Fall zu Fall nachweist, die Erweiterung der Schönheitswelt von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja die innerlich sich vollziehende Befreiung der Kunst zu immer reicheren Formen und immer mannichfaltigerer Fülle darthut. Man wird dann endlich aufhören, Gesetze für alle Zeiten festzustellen und den Aristoteles zu citiren, wo es sich um Formen der neuen Welt handelt. Schon Shakspeare mit dem Aristoteles in der Hand beurtheilen zu wollen, ist eben so abgeschmackt, als wollte man Raphael und Michel Angelo nach dem Codex des Zeuxis oder Parrhasius messen. Es giebt keine Gesetzbücher für alle Zeiten. Die Aesthetik kann die Linien, innerhalb deren sich die poetische Erscheinung halten soll, nicht dictiren, sie kann den Erscheinungen nur folgen. Mit anderen Worten: die Aesthetik muß sich bescheiden, eine Erfahrungswissenschaft zu werden.

Wir wünschten, daß Bayer auch der Entwicklung des Komischen dieselbe Ausdehnung gegeben hätte, wie der des Tragischen. Wie der Abschnitt vorliegt, können wir nur sagen, daß die Umrisse interessant gezogen sind, der Carton aber noch zu malen ist. Doch es kann nicht alles auf einmal geschehen; der Verfasser, der mit solch einem Erstlingswerke hervortritt, hat wohl nur zuvörderst den Ausgangspunkt bezeichnen wollen, von dem aus er den Leser später auf anderen Gebieten der Cultur- und Kunstgeschichte zu begleiten gedenkt.

II.

In Wien hat sich unlängst in aller Stille ein literarisches Ereigniß vollzogen, das vielleicht geringfügig erscheint, aber nicht geringfügig ist: der langjährige Referent über Theater, Kunst, Literatur an der „Presse", Joseph Bayer, hat seine Thätigkeit an diesem Blatte eingestellt. Die, welche sich für die Erscheinungen auf dem Hofburgtheater interessiren und in der „Presse" nach einem für sie maßgebenden Urtheil zu suchen gewohnt waren, werden dem wohlbekannten J. B. nicht mehr begegnen.

In jenen deutschen Strichen, wo man die Wiener Zeitungen wenig, die (alte) „Presse" erst recht nicht liest, wird der und jener fragen: wer Joseph Bayer ist? Von Hause aus ein Gelehrter aus Fr. Vischers Schule, auf den Gebieten des

Drama's und der bildenden Kunst gleich erfahren. Seine „Aesthetik in Umrissen", seine „Aesthetischen Untersuchungen" sind grundlegende Werke und sein „Von Gottsched bis Schiller", meiner Meinung nach die lesenswertheste Darstellung der poetischen Literatur von Lessing bis zur Weimarer Zeit. Welch liebenswürdiges Buch, in welchem ein schönheitsfreudiges Auge die unvergänglichen Gebilde unserer großen Periode liebend beschaut, ohne sich doch Schatten und Mängel zu verhehlen! Welches Buch feiner, lichtvoller, scharfer Analysen, bei denen uns ersichtlich wird, wie sich Eleganz und Lebendigkeit der Darstellung mit Gründlichkeit ganz wohl vertragen. Mir ist kein Buch bekannt, in welchem unsere große Literaturperiode lebendiger und zugleich vorurtheilsfreier gemalt wäre.

Im Jahre 1872 als Professor der Aesthetik von Prag an die Wiener polytechnische Hochschule berufen, trat Bayer zugleich als Referent über Burg- und Stadttheater bei der „Presse" ein. Also hier die Schule, dort das Theater: Aber nie war ein Schulmeister freier von Schulmeisterei. Bayer verwandelte sich, wenn er vom Katheder herabstieg und die Feder des Feuilletonisten ergriff, in den geistvollsten Plauderer, dem Humor und Witz, das schlagende, treffende Wort im seltensten Maße zu Gebote standen. Er faßte alles von der Höhe fester Gesichtspunkte; aber voll Gerechtigkeitsgefühls, versöhnenden Geistes war er der Aus-

druck einer Kritik, die nicht bloß zersetzt, sondern erzieht und fördert.

Wien ist eine von sinnlichen Eindrücken dahingenommene Stadt, in der man nichts mit einiger Wirkung hineinreden und schreiben kann, was nicht an sinnliche Eindrücke anknüpft. Man liest gar wenig Bücher, aber man läuft ins Burgtheater, wenn die Wolter, Sonnenthal, Baumeister spielen, und stürmt den Kunstverein, wenn Makart eines seiner Farbenspektakel ausstellt. In der Regel kann man in den Feuilletons nur an Geschautes und Gehörtes anknüpfen, nicht an Gelesenes. Daher verkümmert das literarische Feuilleton auf Wiener Boden fast ganz, aber das Theaterfeuilleton hat eine Bedeutung, die ihm sonst nirgendwo zu Theil wird. Das Theater ist der große Gesprächsgegenstand auch jener, die im Jahre nur ein paarmal hineingehen, und der Theaterreferent einer großen Zeitung ein Mann in aller Munde.

Hier L. Sp., hier J. B.! Hie Ludwig Speidel, hie Joseph Bayer! hat es in Wien jahrelang geheißen. L. Speidel war energischer, schärfer, negirender, subjectiver; Bayer milder, maßvoller, objectiver. Eins nur haben diese beiden sonst so divergirenden Naturen mit einander gemein: keiner von beiden nahm sich die Zeit, die Früchte seiner publizistischen Thätigkeit zu sammeln und sie der Welt in Buchform vorzulegen. Hier hieß es: mit dem Tag gekommen, von den „oberen Zehntausend"

gelesen und dann fort damit, als ob es außerhalb Wiens, außerhalb Oesterreichs kein aufzusuchendes Publikum gäbe!

Bayers einzige Freude nach der anstrengenden, ja aufreibenden Kampagne der Herbst- und Wintersaison waren Reiseausflüge, immer nach Italien gerichtet. Die alten Meister der venetianischen und umbrischen Schule hatten es ihm angethan, er mußte immer wieder den Stätten zueilen, wo ihre Bilder zu finden waren. Heimgekehrt, wie wußte er fein und sinnig von seinen Funden zu erzählen! Wer sie doch gesammelt hätte, diese farbensatten Aquarelle aus Venedig, Ravenna, Florenz! Er selbst hat es nie gethan. War es Sorglosigkeit, war es Ueberbescheidenheit?

Schwer mag es Bayer geworden sein, aus eigenen Stücken von einer so erfolgreichen Wirksamkeit zu scheiden. Welche Kämpfe mag er innerlich durchgemacht haben, bis er sich dazu entschied! Er hat es doch gethan. Seine letzte Arbeit war eine Reihe von Feuilletons über den auf der Hofburg in Scene gegangenen „Faust" (beide Theile) — etwa zehn Nummern, ein ganzes Buch! Dann legte er die Feder bei Seite. Es mag ihm mit den ernster herantretenden Jahren das Bewußtsein gekommen sein, daß er nicht länger zween Herren dienen, nicht, vom Theater in Anspruch genommen, der das volle Wesen in Anspruch nehmenden literarischen Arbeit genügen könne. Eine Stimme

rief: Du bist der Welt nach „Von Gottsched bis Schiller“ noch ein Buch schuldig. Du schreibst es aber nur, wenn du aus dem Wirbel flüchtest!

Ein Buch! Und doch ist, wenn es sich um Bücherpublikation handelte, Bayer bisher immer merkwürdig unglücklich gewesen. „Von Gottsched bis Schiller“, das in einem anderen Verlage ein epochemachendes Werk geworden wäre, blieb in der Hand eines ungeübten Prager Buchdruckers so gut wie unbeachtet und gerieth bald darauf in die Klauen eines Antiquars. Als dann, 1873, die Wiener Weltausstellung stattfand, schrieb Bayer seine „Bildende Kunst der Gegenwart“. Sie wurde auf Regierungskosten gedruckt, aber wie! Dreißig bis fünfunddreißig Zeilen auf die Oktavseite zu stellen, wäre schon barbarisch viel gewesen. Der maßgebende Beamte ordnete jedoch an, daß sechsundfünfzig Zeilen drauf Platz haben sollten. Und so ist ein ganz merkwürdiges Buch entstanden, ein Unicum der Typographie, zu dessen Lectüre man sich von einem befreundeten Uhrmacher die Loupe und womöglich auch die Augen ausleihen sollte. Wenn ich auf der ersten Seite aufhören mußte, wer hat es dann gelesen?

Aber eigentlich hat Bayer nichts Neues mehr zu bringen, er hat genug, übergenug gethan. Er hat nur zu ordnen, zusammenzufassen, Vorhandenes zu gruppiren, um der Literatur, der Kunstgeschichte und Kunstkritik eine Reihe der werthvollsten Gaben zu bieten.

Hermann Lingg.

Immer und überall hat eine gewisse Richtung der Kunst nur eine gewisse Zeit. Sei's auf dem Gebiete der Malerei oder der Skulptur, der Lyrik oder des Dramas — gruppenweise schießen die großen Talente auf, stehen eine zeitlang, wie durch ein geheimnißvolles Verwandtschaftsband zusammengehalten, bei einander und verschwinden dann wieder. Wie sich diese Thatsache erklären lasse, weiß ich nicht, genug, die Erfahrung zeigt sie, sie ist da. Eine Kunstgattung nach der andern hat ihre goldene Zeit, dieser folgt eine Periode des Absterbens und der Dürre. Für uns ist die Zeit der Dramatiker und Lyriker längst dahin; wir haben heutzutage den Roman. Dieser giebt wieder, was die Mitwelt mit Augen sieht, er schildert das bürgerliche Leben, das oft komisch, oft traurig, selten aber tragisch ist. Glückliche Beobachtungsgabe ersetzt darin nicht selten das Genie. Der Charakter dieser Dichtungsart ist durch die sie umgebende Wirklichkeit bedingt und darf nicht ideeller sein, als sie selbst.

Nur Wenige sind noch da aus der Gruppe der Lyriker, die vor fünfundzwanzig Jahren beisammenstand; zu ihnen zählt in vorderster Reihe Hermann Lingg. Die Zeit hat ihm nichts von seiner früheren Kraft, nichts von seiner früheren Fruchtbarkeit genommen, aber düster und verdrossen bietet er seine Gabe, im Gefühle der Vereinsamung, im Unmuth darüber, daß nur so Wenige da sind, die ihn hören mögen.

Und es ist wahr, die Zeit hat sich schrecklich von der metrischen Dichtung, der höheren Dichtung abgewendet. Die Buchhändler wissen davon zu erzählen, und ihre Absatzregister weisen es schwarz auf Weiß nach. Immer seltener treten Neu-Ausgaben unserer früheren großen Lyriker ans Licht. Neulich, in einem Salon, wo die Rede auf die Poesie gekommen, in einem Kreise kluger politischer Männer hörte ich ganz unbefangen die Frage stellen: „Gibt es heutzutage wirklich noch Leute, die Gedichte lesen?“ Lange regte sich keine Stimme; auch ich hielt zurück, bis wieder Jemand vollen Ernstes bemerkte: „Doch! Man liest noch Gedichte . . . der neue Tannhäuser“ . . .

Schrecklich, dachte ich im Stillen, wenn das wahr wäre! Eine Zeit, in welcher man die Lyrik unserer großen Poeten zu den entbehrlichen und überflüssigen Dingen rechnete, eine Zeit, in welcher Niemand mehr sich in sich selbst vertiefen wollte, wäre eine Zeit neuer Barbarei. Aber es ist viel-

leicht doch nicht so arg. So geschäftig und praktisch die Zeit auch immer geworden, es setzen sich noch immer Menschen ans Clavier und spielen für sich allein Beethoven oder Schumann. Es wird noch immer Naturen geben, die ab und zu den sinnenden Blick in ihre Vergangenheit werfen, die verwandte Stimmung bei einem ihrer Dichter suchen und ihr nachhängen. Es giebt noch Personen, die das begehren, was den Menschen über sein gewöhnliches Selbst und die gewöhnliche Welt erhebt. Was über die großen, allgemeinen Fragen, über Werden und Vergehen, über Schicksal, Glück und Unglück, Krankheit, Noth und Tod von hohen Geistern gedacht worden — man wird es immer aufsuchen, allerdings mehr oder minder. Es mag dies im gewissen Sinne unnütz und überflüssig sein. Aber auch die ganze Sternenwelt, wie sie sich in der Nacht unseren Blicken enthüllt, ist eigentlich unnütz und überflüssig, insofern sie auf dieser Erde gar nichts Nachweisbares schafft und bewirkt. Sie übt nur eine geistige mystische Macht auf die Seelenwelt — nichts weiter. . . .

Doch das ist eine müßige Abschweifung, und wir haben genug zu thun, wenn wir im knappen Raume eines Feuilletons unserem Gegenstande gerecht werden wollen. Kehren wir zu Hermann Lingg zurück.

Seine erste Sammlung zeigt ihn uns als dichtenden Geschichts- und Naturphilosophen. In seiner

ersten Eigenschaft brachte er eine Reihe gewaltiger historischer Momente, in der zweiten große kosmische Bilder zur Anschauung, in beiden war sinnvolle Reflexion. Die historischen Stoffe waren meist düsterster Natur. Der schwarze Tod — die Pest — die Menschenopfer der Druiden — Nero, Attila, Timur — die Gräuel des Sklavenkrieges, die schreckliche Erscheinung des Kinderkreuzzuges — es war eine Aufspeicherung des Traurigen und Entsetzlichen, eine blutige Augenweide, als fühle sich der Dichter vorzugsweise zur pathologischen, zur Nachtseite der Geschichte hingezogen. Es war eine Darstellung des Pessimismus' in der Weltgeschichte, lange bevor dies Wort in allen Mäulern war. Diese Gedichte stammten aus seiner frühesten Zeit; die Jugend liebt es oft, das Schreckliche zu malen. „Titus Andronicus" ist eines der frühesten Dramen Shakspeare's.

In dieser Galerie finsterer Gemälde, die großes Aufsehen machten, wurden einzelne Bilder sanfterer Natur, die unserm heutigen Empfinden doch weit näher standen, weniger beachtet, und doch waren sie das Beste im Buche; Lingg, der Dichter, wie er später werden sollte, lag darin. Da war das wunderschöne Gedicht „Fürbitte", das „Lied der Blinden", das Lied „Zu Boden sinkt von meinen Tagen" — Gedichte, die sich in ihrer Schönheit und tiefen Empfindung neben die besten unserer großen Lyriker stellten.

Der zweite Band folgte, und die Kritik glaubte

in demselben eine Abnahme, einen Niedergang von Lingg's schöpferischer Kraft zu sehen. Mir unbegreiflich! Das Princip, das der Herausgabe zu Grunde gelegt war, war allerdings ein anderes. Der Dichter kam nicht mehr, wie im ersten Bändchen, mit einzelnen auserlesenen Cabinetsstücken, er kam heran mit seinem ganzen Fühlen und Denken, seiner eigensten Individualität. Auch die historischen Stücke lagen uns näher, das Genrebild fehlte nicht. Immer wieder lese ich da den „alten Gerichtssaal" und halte es in seiner breiten Anlage und seiner klaren Anschaulichkeit für ein geradezu wunderbares Gedicht. Ich meine, eine alte Radirung zu sehen, ein altdeutsches Architekturbild mit reichster Verzierung und untermischten Figuren. Scenen und Gruppen schließen sich aneinander, ein großes Ganzes zu bilden, dessen Grundthema der Pharisäismus des Richterstandes ist. . . .

Die Hochwohlgeboren, der Rechte Doctoren in stattlicher Zahl,
Die Procuratoren und Richter zumal,
Sind alle versammelt im herrlichen Saal.
Horch! welch ein Gedränge vernehmlicher Gänge im Corridor!
Die Menge dringt vor mit Tritten und Fluchen und Bittgesuchen,
Auf geht das Thor; das Schwert und die Wage hält Themis empor,
Und jegliche Klage vernimmt ihr Ohr!

Das sind so ein paar Anfangszeilen; daß das Gedicht schon in seiner Form ein Unicum ist, sieht jeder Kenner auf den ersten Blick.

Doch ein anderes ganz zu citiren sei mir

gestattet. Es ist das „Schlittschuhlaufen aus alter Zeit“:

Unter dem Eise schlummert der See,
Hie und da leise knistert der Schnee.

Uralter Rüstern dunkelt ein Hain
Ueber dem düstern Ufer herein.

Horch, in der Runde schallet Gesang,
Ueber dem Grunde flammt es entlang.

Hört ihr die Schlitten? Seht, und davor
Kommen geritten Burschen durchs Thor.

Schlank wie die Cedern, froh und voll Muth,
Wallende Federn schwanken am Hut.

Pech in die Pfannen! Schürt mit dem Strauch!
Hoch um die Tannen wirble der Rauch.

Vier Facultäten schleifen heran
Noch in der späten Nacht auf die Bahn.

Erst Theologen führend zum Streit,
Ein ungezogen Schwert an der Seit'.

Alle mit schnellen Flügeln am Schuh
Schwingen die hellen Fackeln dazu,

„Kalt ist das Kloster! Kälter als Eis —
Doch ein Bemooster bleibt im Geleis'.“

Mächtige Kreise zieht mit Frequenz
Auch die wohlweise Jurisprudenz.

„Unsich're Stellen nimmt man oft wahr,
Deutet in Fällen kein Commentar!“

Kühn auf den Kanten dreh'n unversehn's
Sich die gewandten Schüler Galen's.

„Hat Diagnosis sicheren Fuß,
Wird die Prognosis auch nicht confus.“

Auch Philologen zeigen sich keck,
Dreh'n sich im Bogen, kommen vom Fleck.

„Wissenschaft! frohen, freudigen Muth
Gibst du zur hohen, ernsteren Gluth!

Treulichen Strebens innig bewußt
Lacht uns des Lebens herrliche Lust! . . . . . "

Weit in der Ferne leuchtet der Glanz,
Oben der Sterne rhythmischer Tanz.

Jauchzende Lieder schallen zum Strand,
Grüßend dawider winkt es vom Land.

Mädchen wie Rosen schau'n durch den Schnee
Nach den Studiosen über den See.

Muthet uns das nicht wunderbar an? Das Ganze will nicht mehr sein, als ein Bild, aber jeder einzelne Pinselstrich ist meisterhaft. Und welche Musik der Sprache! Welche gemalten Lichtreflexe! Ob wohl die Poesie eine Schwester und Rivalin der Malerei genannt werden kann?

Der dritte Band ist mir besonders durch sein „Buch der Liebe" werth. Lingg's Gemüth ist sonst stolz und verschlossen und zu Confessionen weniger geneigt. Hier aber erschließt er uns sein innerstes Herz, es entrollt sich vor uns einer der glühendsten Romane, die unsere poetische Literatur besitzt. Wir lesen die Geschichte einer tiefen, schwärmerischen Liebe, einer Spätliebe, die im Sommer des Lebens unter schwülem Himmel auftritt, zur Zeit, da die Rosen im tiefsten Purpur glühen. Traurig ist dieser Liebe Ende, und kaum hat ein Anderer noch

schönere Töne des Schmerzes und der Resignation gefunden. . . .

Abermals möge es mir gestattet sein, aus diesem Bande ein Gedicht herzusetzen, das uns voll und ganz wie wenige den Einblick in seine Gefühlswelt eröffnet. Es sind die schönen Strophen „Ermuthigung“:

Geh' wieder an dein Werk auf Erden,
Geh' an dein Tagwerk, an den Flug,
Und sollt' er dir zum Fluche werden,
Er ist dein Hammer und dein Pflug.

Lass' nicht die Freude dir verkümmern,
Nicht tödten dir von Neid die Gluth.
Schöpf' immer wieder aus den Trümmern
Geknickter Hoffnung neuen Muth.

Sieh' Gunst und Glück um And'rer Gaben,
Die Hände schnell, die Stirne dreist,
Sieh' ruhmlos dein Verdienst begraben,
Verschwendet Mühe, Zeit und Geist.

Verzweifle dennoch nicht, noch rase,
Wenn gleich zum Hohn auf wahren Werth
Gemeine Redensart und Phrase
Mit schallendem Triumphe fährt.

Wenn weg die Welt wirft ohne Danken,
Nachdem sie satt daran genascht,
Ein Werk der Mühen und Gedanken
Und gierig nur nach Neuem hascht.

Es zischt wohl giftig auch die Schlange
Zum Standbild, das sie lebend glaubt,
Doch voll die Lippen vom Gesange,
Schaut still auf sie das Marmorhaupt.

So gleich ihm! Wenn die Nacht verdunkelt,
So führt sie Sterne doch hervor,
In jedem strahlt, wie fern er funkelt,
Die Sonne, die dein Tag verlor.

Längst ist ihm Alles, was ihn umgibt, zum Gedicht geworden, Alles was er schaut, gibt ihm zu sinnvollen Blicken, zu tiefen Deutungen Anlaß. Sein frühverstorbener Bruder Julius war ein eifriger Sammler alter Dinge, sie umgaben ihn in allen Wohnräumen — hier, im Abschnitt „Alterthümer" sehen wir alle diese Gegenstände — das Goldkästchen und den Dolch, das alte Krystallglas und das Himmelbett — auf die Phantasie des Dichters wirken; alle erhalten Leben, alle wissen zu erzählen. Und nun zieht er aus, und wir dürfen ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Er wandert am Bodensee hin, im Lenz wie im Winter, am stillen Frühlingsmorgen wie in der rauhen Herbstnacht. Wie kennt er, wie versteht er das befreundete Element, ob die Brise es kräuselt oder der Sturm es aufregt! Wie weiß er Luft, Wolken, Bäume, Wellen in den Kreis seiner Stimmung hineinzuziehen. Die alte Römerstraße dort — er sieht im Geiste die römischen Cohorten auf ihr hinschreiten — die Telegraphendrähte, die im Abendwinde geheimnißvoll erklingen — was wissen sie ihm Alles zu sagen!

Und weiter zieht er, steigt zu den Alpen hinan, die sich im Südosten aufbauen, am liebsten in die

großartige Natur des Prättigäu und des Engadin. Das Bergschloß am Abgrunde und die stille Gentiane auf der Alpenwiese, Hohes und Kleines, Wildes und Zartes wecken den Widerhall in seiner Seele. Hier begegnet ihm der unheimliche Junker von Bergün, hier sieht er die Fee Madrisa . . .

Heute, acht Jahre nach dem Erscheinen des dritten Bandes seiner Gedichte, bringt uns Lingg seine vierte Gedichtsammlung. Er nennt sie „Schlußsteine"; sei's im Unmuth, sei's im Gefühl: bald bin ich am Ziele! Der Eindruck, den wir im Ganzen daraus fortnehmen, ist ein edler und tiefer, aber ein vorwiegend düsterer. Der Balladentheil zeigt uns wieder den kühnen, gewaltsamen Coloristen, der bei seinem ersten Auftreten das Publikum so mächtig erfaßte; da ist Alles Gluth der Empfindung, Phantastik und Schwermuth, manchmal auch sanft dämmerndes Mondlicht. Einzelne Bilder wie die „Tochter des Räubers", „John Hawkwood", werden, einmal gelesen, ewig in der Erinnerung stehen bleiben: sie zeugen von ungeschwächter, vielleicht von gesteigerter Kraft.

Lege ich mir nun im Geiste die vier Suiten von Balladen und epischen Bildern zusammen, die Lingg's vier Gedichtsammlungen enthalten, so kann ich den Ausdruck der Bewunderung, den sie in mir erwecken, gar nicht dämmen. Welche Thätigkeit des Geistes und der Arbeit, welche „Fülle der Gesichte"!

Wer, muß man da fragen, hat es ihm gleichgethan? Wahrlich, ein fast erdrückender Reichthum. Wir wandeln in einer fast endlosen Galerie, Bild hängt neben Bild. Die Motive sind allen Zeitepochen entnommen und in unendlicher Fülle da. Mythus, Sage, Geschichte, Alles mußte beisteuern. Hier erscheint die statuarische Schönheit griechischen Alterthums, hier die Renaissance mit ihrer Farbengluth und ihrer schweren Gewandung. Und neben dem Historiengemälde hängt das Genrebild, neben diesem die Landschaft. Es ist eine Ueberfülle des Stoffes und der Conceptionen! Es mag sein, daß die Idee manchmal nur undeutlich hervortritt, daß Manches nur hingeworfen ist mit Feuer und grandioser Keckheit, aber die entschiedene Künstlerindividualität tritt allenthalben hervor. Sei Manches auch nur Bravourmalerei, mit raschem Pinsel hingeworfen, Lingg kann auch Tizian, Rembrandt, Ruysdael sein — Alles in Einer Person.

Eins ist wahr: er besitzt nicht immer die kluge Vorsicht, dem Publicum nur sein Bestes und Reifstes darzubieten. Sein ärgster Feind ist seine künstlerische Exuberanz, die Profusion, der Ueberreichthum des Geistes. So bringt er oft das Befremdende und Bizarre, das Halberfreuliche und Halbverständliche. Schwer macht er es uns oft, in die Genesis seiner Gedanken einzudringen. Und seine Gegner hängen sich daran; die Menge aber weiß nicht, daß man den Künstler nehmen muß, wie er ist, und daß die

relativen Mängel derselben von ihren hohen Vorzügen unzertrennlich sind . . . . .

„Hellenika" heißt eine Abtheilung der neuen Sammlung und bringt noch hellbeleuchtete, sonnendurchwärmte Stücke. Doch wie zu Schiffe fahren wir weiter und weiter, nur hie und da noch ein Blick auf die Trümmerreste an den Küsten; wir kommen zu anderen Gestaden; der Himmel wird grauer und grauer — wir schwimmen im sagenvollen Pontus Euxinus — dem ungastlichen Meere. Wo wird gelandet?

Im Lande des Uebels und des Unmuths, und ich begreife das, es kann kaum anders sein! Gab Lingg dem Vaterlande eine Reihe der schönsten Dichtungen, damit auch unsere Zeit den Ruhm habe, daß in ihr das Lied nicht verklungen sei, was gab ihm das Vaterland? Er hat neben allem Uebrigen fünf bis sechs Dramen geschrieben. Welche Bühne, außer der seiner Heimathstadt, hat ihn unterstützt und den Versuch gemacht, seine Dramen ins Leben einzuführen? Stehen die zweite, dritte Sammlung nicht noch bei der ersten Auflage? In Frankreich ist eine neue Gedichtsammlung Victor Hugo's eine Woche nach dem Erscheinen bereits vergriffen; bei uns, bei dem Volke der Denker, genügen jetzt drei- bis vierhundert Exemplare, das Bedürfniß von vierzig Millionen ein- für allemal zu befriedigen . . .

So ist es und nicht anders.

Charakteristisch ist das Schlußwort, des

Dichters „Vorhersage", die er auf seine letzte Seite schreibt. Sie lautet also:

Ich weiß schon, wenn ich nicht mehr lebe,
Dann wird geschmückt mit Eichenlaub,
Mit Kränzen von dem Laub der Rebe
Ein Standbild über meinem Staub.

Wie wünscht' ich mir dabei zu sein
Und auch mein Schöppchen mitzutrinken,
Wenn Lebehoch die Männer schrei'n,
Die Frauen mit dem Tuche winken.

II.

Seit Jahren bin ich es gewohnt, wenn Hermann Lingg ein neues Buch bringt, zur Feder zu greifen. Es ist nicht bloß Folge seit einem Lebensalter treugehegter persönlicher Beziehungen. Dieser Dichter hat es mir angethan; er hat die Gabe, mich in innerster Seele zu ergreifen, und ich werde von dieser Bewegung erst frei, nachdem ich mich, wenn auch noch so kurz und bündig, ausgesprochen.

Abermals hat uns Hermann Lingg einen Band lyrischer Gedichte geschenkt. Es ist der fünfte. Kaum ein anderer deutscher Dichter hat sich productiver erwiesen. Fünf Bände, das ist ungeheuer viel bei einem Manne, der nie herabsinkt, bei dem das Dichten nie zum Spiel wird. Denken wir uns das zusammengebunden, so gibt es einen Band vom Umfang einer Bibel. Und kein Blatt des

gewaltigen Buches ist bedeutungslos. Wie viele Seiten sind mit Herzblut geschrieben! Legen wir noch zwei Bände „Völkerwanderung" und fünf Dramen als Ergänzung dazu — welche Geistesarbeit, welche Schöpfung eines stürmisch arbeitenden Gemüthes!

In diesen fünf Bänden ist ein großes Lebensdrama erzählt; hier ist der fünfte Act desselben. Er steht als solcher in engem Zusammenhange mit den vorausgegangenen. Der Natur der Sache nach kann er keine absolut neuen Elemente in den Vordergrund rücken, die Elemente Lingg'scher Dichtung sind bekannt. Aber in einem echten Drama wächst die Bedeutung von Act zu Act. Der fünfte soll an Concentration und Vertiefung alle früheren übertreffen.

Der Hauptcharakter Lingg'scher Dichtung liegt in einem großen erhabenen Ernste. Seine Muse blickt sehr strenge, sie lächelt selten, scherzt nie. Sie hat das Antlitz einer Sibylle. Sie sitzt, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knieen, sinnt über das Leben und seine Räthsel nach, blickt in die Vergangenheit, läßt dann wieder das Auge in eine ferne Zukunft schweifen. Alles wird ihr Sinn und Symbol. Alle menschlichen Fragen beschäftigen sie. Und für das, was sie ausspricht, stehen ihr herrliche, großartige Bilder zu Gebote. Lächelt diese ernste Muse, so ist dies Lächeln von süßer Milde, von unwiderstehlicher Anmuth.

Lingg hat diesmal eine Reihe Gedichte als „freie Rhythmen" gebracht. Er hat die von ihm sonst so streng eingehaltenen Formen erweitert, um einen freieren Flug zu haben. Da ergießt sich der Quell im breiten Strome. Wir gedenken hier der Gedichte: „Girgenti" — „In Palermo's Dom" — „Nachtfahrt im Gebirge" — „Die Mitlebenden" — „Die Genien der Menschheit" — es ist ein Tanz erhabener Träumereien, erhabener Bilder in Hymnenform, in denen sich der weltbetrachtende Geist, der philosophirende Gedanke ausspricht.

Wie es bei den früheren Sammlungen der Fall war, ist auch in dieser eine größere Abtheilung der epischen Lyrik gewidmet. Man muß staunen, aus wie vielen fernen und unbekannten Schachten Lingg den historischen Stoff emporgehoben. Legt man im Geiste alles zusammen, was er bereits in dieser Richtung geboten, da möchte es scheinen, als ob er alles Große und Denkwürdige der Geschichte in seine Gesänge einschließen möchte. Von Griechenland zur Zeit seines Glanzes, von Rom und Byzanz bis ins Mittelalter und in die Renaissancezeit zieht sich diese Kette geschichtlicher Bilder. Im vorliegenden Bande sind dieselben vielleicht weniger frappirend als ehedem, doch dürfen: „Manlius" — „Theodorich" — „Fastrada's Ring" zu den Perlen dieser Gattung gezählt werden. Fast immer gelingt es dem Dichter, die betreffende Gestalt mit ihrem ganz individuellen Leben zu erfüllen.

Jeder große Dichter hat seine Feinde und Mäkler. Pindar verglich die seinigen mit den Krähen, die es wagen, gegen Jovis Adler zu kämpfen. Doch Krähen sind ganz stattliche Vögel; es gibt noch weit geringere. Erst neulich las ich: „Linggs Lyrik sei keineswegs durch eine üppige Phantasie oder durch Reichthum an originellen Bildern ausgezeichnet.“ Der Recensent, der das sagt, heißt Franz Wönig und lebt in Leipzig. Was er unter üppiger Phantasie und Originalität der Bilder versteht, kann ich natürlich nicht wissen; ich gestehe aber, daß mich seine Behauptung geradezu verblüfft hat. Dieser Wönig verlangt viel!

Ich habe die Herbeiziehung der Gelegenheitsgedichte in diesen Band tadeln hören, auch das, wie mir scheint, mit Unrecht. Lingg hat die seltene Gabe, für seine Mitlebenden, ob nun die Freude, ob die Trauer sie vereinigt, augenblicklich das entsprechende Wort zu finden. Er tritt zu den Versammelten und erläutert das, um was es sich handelt, aus dem tiefsten Kerne heraus. Nun hätte er allerdings unter den so entstandenen Poesien möglicherweise eine strengere Auswahl treffen können. Aber es ist zu bedenken, daß die speciellen Freunde seiner Muse auch seine flüchtigeren Improvisationen nicht missen mögen . . . .

Literarische Gespräche.

I.

Es war im Hochsommer. Der Zufall hatte uns, eine bunte Gesellschaft, am Ufer eines schönen Sees zusammengeführt. Zu vier oder fünf Familien, die sich schon längere Zeit kannten, war ich als neuer Ankömmling getreten. Wir bewohnten eine und dieselbe Pension und suchten allesammt Zerstreuung und Erholung auf ein paar Wochen in Spaziergängen und Wasserfahrten.

Nachmittags war es wunderschön, unter den grünen Bäumen der Terrasse zu sitzen, von der man die Aussicht auf eine kleine Bucht hat. Der See, der sich hier verengt, dort erweitert, hatte auf diesem Punkte die Gestalt eines breiten Flusses angenommen. Drüben hob sich das Gestade in sanfter Steigung. Man überblickte Felder, Wiesen, Rebenhügel, von kleinen Dörfern und einzelnen Gehöften unterbrochen. Man sah die Dampfer vorüberziehen, Kähne der Fischer ausfahren. Man sah Scharen munterer Tauch-Enten da und dort einfallen, sich drehen und

wenden, man sah große Möven mit ihren silberweißen Flügeln die Wellen streifen. Das konnte die Aufmerksamkeit stundenlang fesseln.

Wieder saßen wir einmal, sechs bis acht Personen, beisammen. Die Damen lasen. Die meisten Pensionen besitzen eine Bibliothek, deren Benutzung den Gästen freigegeben ist. Das ist eine vortreffliche Sitte, die den Reisenden der Mühe enthebt, viele Lektüre bei sich zu führen, und ihm besonders in Perioden des Regenwetters zu statten kommt. Die Bibliothek unsers Gasthofs war ganz ungewöhnlich reich. Zu dem ursprünglichen Bücherstamme des Wirths war allerlei hinzukommen, was Reisende hier gestiftet oder zufällig zurückgelassen hatten. Altes und Neues war da, bunt durcheinander, aus drei bis vier Literaturen.

Allmählich kam ein Gespräch in Gang. Was verlangt man vom Dichter? Diese Frage war aufgeworfen worden, und eine Fluth der verschiedensten Ansichten ergoß sich.

„Ich verlange nicht allzu viel", sagte ein Herr in den mittlern Jahren, der, wie ich mancher seiner Aeußerungen entnahm, eine Stelle in der höhern Diplomatie bekleidet hatte; „denn von jener Poesie, welche einst die Ursprache der Menschheit war, ist ja längst keine Spur mehr unter uns vorhanden. Ich verlange Grazie — vor allem Grazie! das Gefällige. Feinen Scherz, gute Laune, Heiterkeit, die Kunst geistreich zu unterhalten, die einen grauen

traurigen Regentag in einen sonnigen verwandelt. Leider findet man auch das selten —"

„Sie wünschen", erwiderte eine Dame mit seelenvollen Augen, die mir als Frau von Porta bezeichnet worden war, „eine Poesie, die vom Ernste des Lebens ablenkt. Ich will eine, die ihn erfaßt. Was der Dichter erzählt, muß Bedeutung haben."

„Gewiß, das will ich auch", war die Antwort. „Doch selbst philosophische Fragen können, in dichterische Form gekleidet, kurz und anziehend behandelt werden. Heine z. B. —"

„Nur keine müßigen Erfindungen!" fiel dem Sprechenden eine zweite Dame, die Hofräthin, ins Wort. „Ich wünsche in große romantische Perioden der Geschichte eingeführt zu werden. Er suche das Erhabene —"

„O, nur kein allzu hohes Pathos!" rief der Kreisgerichtsrath, ein kräftiger, munterer Mann von gutem Aussehen. „Und nichts, was in die Rumpelkammer des Alterthums gehört. Das bleibt unlebendig, wie man es auch anfasse. Nichts Altdeutsches, keine Stiefel Karl's des Großen — und ebenso wenig Altägyptisches, Altassyrisches . . ."

„Wir sind doch unlängst", bemerkte die Gouvernante, die Begleiterin der Hofräthin, mit einem Blick auf diese, „durch drei dicke Bände aus alter Zeit recht angenehm hindurchgekommen. Kennen Sie das „Haus Hillel"? Max Ring ist ein Autor, der

wärmere Aufnahme und mehr Leser verdiente. Sein Werk darf keck den Vergleich mit den so vielgepriesenen Büchern von Georg Ebers aushalten —"

„Zustände aus längstvergangenen Zeiten uns gemüthlich näher zu bringen, wird nie gelingen!" rief der Diplomat. „Die Kunst ist kein Beinhaus, kein Museum, kein staubiges Antiquariat. Die Kunst muß mit der Gegenwart gehen, die Tendenzen derselben in sich aufnehmen —"

„Sie haben gewiß recht!" rief ein junger Mann, den ich „Herr Hofmaler" hatte tituliren hören — an welchem Hof er malte, weiß ich nicht. „Und schon darum: das Wesentliche an aller Kunstschöpfung ist Glaubwürdigkeit; wo diese fehlt, fehlt jeder feste Boden. Und diese kann nur da sein, wo der Schriftsteller nach Modellen arbeitet. Wo er ihrer entbehren zu können glaubt oder sie nicht gehörig studirt hat, bildet er Puppen. Man sagt, der Dichter könne sich in alle Zeiten versetzen: nicht in solche, die zu weit hinter uns liegen. Lese ich im Walter Scott — was allerdings selten genug geschieht —"

„Die Glaubwürdigkeit seiner Gestalten werden Sie doch nicht ableugnen können?" warf die Hofräthin ein.

„Lese ich im Walter Scott, so sehe ich, daß er in einem Lande lebte, wo sich Typen aus alter Zeit erhalten hatten, und sehe ferner, daß er Originale, die er persönlich gekannt, in altes Costüm

gesteckt. Doch wozu die Maskerade? Wozu der Umweg? Frisch ins Leben hinein! Dickens —"

„Sie wollen der Gegenwart entnommene Stoffe", mischte sich ein Herr drein, der bisher noch nicht gesprochen. „Damit, glaube ich, kommt man nicht weit, wenigstens bei uns. Wir Deutsche leben in einer erzprosaischen, philiströsen Zeit. Alle unsere Bildungsanstalten und staatlichen Vorkehrungen arbeiten darauf hin, die Gemüther von jeder Ueberspannung zu befreien und das Leben in ruhige Formen einzudämmen. Das Ziel ist schon erreicht; das Leben bietet keine Elemente mehr für die Dichtung dar. Die Schriftsteller fühlen es; da suchen nun etwelche, romanhafte Situationen und excentrische Figuren einzuflechten, und bringen damit eine Disharmonie in ihr Werk, die jedem freiern Gemüth kund wird. Andere werfen sich, um zu reizen, auf die widerwärtige Wahrheit, bringen Pathologisches, bringen Analysen menschlicher Niedertracht, die im Leser nur ein Gefühl des Ekels und eine unbestimmte Traurigkeit hervorrufen. Das kann schließlich der Zweck der Poesie nicht sein."

„Mir scheint", mischte sich jetzt ein braver ältlicher Herr, Doctor Medenis, ins Gespräch, „daß Sie mit Ihren Einwänden gegen Aufnahme von Stoffen aus der Gegenwart den Gegensatz realistischer und romantischer Dichtung hervorheben. Zwischen diesen zwei Richtungen schwankt die Dichtung seit alten Zeiten und wird ewig zwischen

denselben schwanken. Auch der Geschmack jedes Einzelnen neigt mehr da oder dort hin. Die Schilderung der Gegenwart wird immer eine vorwiegend realistische, die der Vergangenheit eine mehr romantische sein. Wer es nun verstände, beide Richtungen, die realistische und die romantische zu vereinigen, der hätte auch die Bedenken besiegt, die sich gegen die Schilderungen aus der unmittelbaren Gegenwart kehren. Ich behaupte, daß auch unserer Gegenwart die echt poetischen Elemente nicht fehlen, ja im Gegentheil, daß sie an solchen reich ist. . . ."

„Ich dagegen vermisse die Romantik in der Gegenwart vollständig", entgegnete der frühere Sprecher. „Ich lebe in einer mittelgroßen Stadt, wo alle Vorgänge in die Oeffentlichkeit treten. Ich glaube fest behaupten zu können, daß die Chronik von fünf Jahren dort nicht Stoff zu einem einzigen Roman gibt . . . . Unserm modernen Leben fehlen vollständig zwei Potenzen, von denen die Dichtung lebt: die großen Leidenschaften und die Helden, d. h. die großen außerordentlichen Menschen voll Energie, die den Kampf mit ihrer Zeit aufnehmen. Wer von einem eigentlichen Helden in einem modernen Roman oder einem Drama aus der Gegenwart sprechen wollte, würde sich nur lächerlich machen. . . ."

„Warum? Warum?"

„Weil es keine Helden mehr gibt; weil wir sammt und sonders Bestandtheile geworden sind eines

immer mächtiger herrschenden Massenorganismus, des Staats. In einem modernen Roman kann man höchstens von einer Centralfigur, nicht aber, oder nur höchst uneigentlich von einem Helden sprechen —"

„Sollte sich im Streit gegen Drangsal, Lüge, Vorurtheil, herrschendes Unrecht, kurz gegen Hindernisse jeder Art Energie und Intelligenz nicht heute noch so heldenhaft bethätigen können, wie ehedem mit der Faust und dem Schwert?"

„Hm . . .", war die Antwort, „wie erklären Sie sich dann die schreckliche Monotonie der jetzigen Romanproduction, in Frankreich sowohl wie bei uns in Deutschland? Dort dreht sich Roman und Drama einzig und allein um die Figur der Gefallenen, sei's als verheirathete Frau, sei's als Prostituirte; — hier leben wir in einer anständigern Welt, doch in einer Welt mit fast stereotypen Figuren, die auch nichts Großes erleben."

„Darum fort aus den Kreisen des uns nur allzu wohlbekannten und wohlcultivirten Europa!" rief die Hofräthin. „Und, wenn wir schon nicht in eine große Vergangenheit zurückgehen wollen, dorthin, wo noch das Elementare durchbricht und zur Geltung kommt! Also ferne Länder, Revolutionen, exceptionelle Zustände, wie ich sie im Buche finde, das ich eben lese; ich verlange, daß mich die Dichtung bis hart an die Grenzen des Wirklichen führe. . . . Ich suche im Roman das

Außerordentliche: ungestüme Leidenschaften, Größe des Geistes, Stärke des Willens."

Eine Stille von mehreren Secunden folgte dieser Aeußerung, welche die Form einer Explosion hatte. Die Dame hatte im Schrank ein altes Buch: Sealsfield's „Morton" gefunden, und man merkte es ihrem Urtheil an, daß sie von dieser Lectüre kam.

„Ich würde denken: bleibe zu Hause und nähre dich redlich!" meinte die süddeutsche Oberamtmannsgattin. „Ich verzichte gern auf große Leidenschaften und starke Helden: beides ängstigt und beunruhigt mich. Ich will in der Dichtung die Welt wiederfinden, die ich kenne. Ich verlange feine Beobachtung, poetische Darstellung dessen, was um mich vorgeht. Es gibt Poeten, die es verstehen, wie aus einem schmalen Fensterchen einen scharfen Lichtstrahl auf einen ganz umgrenzten Raum zu lenken und uns alles darin, auch das Gewöhnlichste, so zu zeigen, daß es uns neu erscheint. Das sind meine Leute! Sie entdecken für uns Welten in unserer unmittelbarsten Nähe. Ich glaube, Figuren, die im Leben an mir vorübergezogen und meinem Gesichtskreise längst entschwunden sind, wieder zu sehen und wieder zu hören: ich sehe ihr inneres Leben mir klargelegt. Und sehr ausführlich muß ein solches Buch sein, wenn es mir gefallen soll — mindestens drei Bände —"

„O, mein Gott, drei Bände! Wann kommt man da durch!" —

„Ein Roman muß breit sein. Ich verlange langsame und vollständige Entwickelung. Dabei — eine Fülle von Personen. . . . Unser modernes Leben ist so complicirt; auch dessen Abbild, der Roman, muß complicirt sein . . ."

„Dem widerspreche ich entschieden!" rief der Diplomat. „Nicht breit! Nicht complicirt! Keine Ueberfülle von Personen! Diese lenkt nur vom eigentlichen psychologischen Probleme ab und verdunkelt es mehr, als sie es erklärt. Uebrigens brauchte man zur Lectüre solch eines Werks zwei, drei Wochen anhaltender und gleicher Stimmung. Wo fände man die in unserm modernen Leben?"

„Ich denke", sagte Medenis, „mit dem Umfang der Bücher ist es so: gute können nie zu lang, schlechte nie zu kurz sein, wie man nie lang genug in guter Luft, nie kurz genug in schlechter verweilt —"

Damit entfernte er sich.

Ich stand, während das Gespräch noch eine Zeit lang hin und her ging, an der Uferterrasse und hatte den See vor mir, wo die Möven spielten.

Quot capita, tot sensus! dachte ich bei mir. Stoffe aus der Gegenwart — und nicht aus der Gegenwart; Stoffe aus der Nähe — und nicht aus der Nähe; große Katastrophen — und bescheidenes Stillleben; breite Entwickelung — gedrängte Kürze! Welche Gegensätze in den Ansichten dieser verehrten

Zeitgenossen! Soll man sich darüber ärgern, weil es fast unmöglich scheint, eine größere Anzahl von Stimmen auf ein einziges Werk zu vereinigen, oder soll man sich freuen, weil doch jedes talentvollere Werk, welcher Gattung es auch sei, seine Gemeinde von Liebhabern findet? Ach, nur eine kleine Gemeinde! Welches Genre eine große findet, wissen wir — doch laßt uns darüber schweigen — „laßt mich sie euch nicht nennen, keusche Sterne!“ . . . Woher diese Zersplitterung? Sie ist nur das Abbild unserer Zersplitterung in allen andern Fragen. Mich aber soll nichts im Glauben beirren, daß man aus unserer heutigen Welt, aus unserer lebendigen Gegenwart nicht herauszugehen brauche, um ein poetisches Werk zu bilden. Was man auch sage, noch ist, noch heute, das Leben neu und frisch; noch gibt es Schönes zu schauen, Interessantes zu finden; noch ist ein Strahl von Poesie auf unser tägliches Leben zu lenken. Erhaltet mir das Auge und den Blick für die Welt, ihr Götter, und bannt mir den Pessimismus fern vom Gemüth! . . . Es gibt auch noch mannhafte Kämpfer, echte Helden. . . .

Ich ging noch diesen Gedanken nach, als zwei barocke Persönlichkeiten, die unserm Kreise angehörten, mich noch ein komisches Nachspiel erleben ließen.

Die eine dieser Persönlichkeiten war Frau von Porta, die Dame mit den seelenvollen Augen

und der hagern Figur — nebenbei gesagt eine Dichterin; die andere war der Professor (der classischen Literatur, glaube ich). Er war schon eine ganze Weile mit Frau von Porta auf- und abgegangen. Er zeigte ein zugleich scheues und bedächtiges Wesen. Schwarz gekleidet, einen Cylinder auf dem Kopfe, hatte er etwas vom Schulmeister an sich und etwas vom bessern Lohndiener. . . .

„Die Debatte geht noch immer fort" hörte ich ihn sagen.

„Sie haben sich nicht daran betheiligt", meinte seine sentimentale Begleiterin, „und wären doch vor allen Andern berufen gewesen, uns das Richtige zu sagen."

„Ich betheilige mich nicht gern an einer Debatte, die nur die Oberfläche der Dinge streift und die Basis ganz übersieht", meinte der Professor im vornehmen Tone. „Jetzt reden sie darüber, was dem Dichter vor Allem noth thue. Der Eine sagt: Grazie, Anmuth, Witz, Geist; der Andere: Leidenschaft, Feuer, Schwung; der Dritte: Beobachtung, Tiefe, Scharfsinn; der Vierte: Erfindung — was weiß ich! Alles Mögliche wird genannt, aber das, was das innerste Wesen eines Dichters bedingt, hat keiner genannt."

„Und das wäre?" fragte Frau von Porta ängstlich und neugierig zugleich, das Räthsel zu erfahren.

„Sie fragen? Sie, die es in so ausgezeich-

netem Grade besitzen!“ entgegnete der Professor — ich hätte nie geglaubt, daß er in seine trockene Stimme diesen Ton schwärmerischer Bewunderung legen könne.

„Ich muß fragen, denn ich weiß es nicht“, sagte Frau von Porta. „Sie legen meinen schüchternen Versuchen eine viel zu große Bedeutung bei.“

„Sagt Ihnen auch der Wellenschlag dieses Sees nicht, was ich meine?“ antwortete der Professor. „Die Grundlage alles poetischen Schaffens ist — Sinn für Rhythmus.“

„Versification, meinen Sie?“ hauchte Frau von Porta.

„Rhythmus!“ wiederholte der Professor feierlich, sich eiligen Schrittes vorwärts bewegend.

Vom Hause her erklang der längst ersehnte Schall der Tischglocke, die die Gesellschaft zum Abendessen rief.

Und sehen wir uns auch oft — sagte ich zu mir — lange vergeblich nach Helden um, die komischen Originale, scheint es, werden nie aussterben! Damit trat ich ins Haus.

II.

Den dritten Tag schon wohnte ich in der Pension am See. Es wurden wieder, wenn die Gesellschaft beisammen war, literarische Fragen verhandelt; Niemand wußte, daß ich selbst der

Gilde der Schreibenden angehöre. Welchen prickelnden Reiz hat doch das Incognito! Man hört Dingen, die uns aufs nächste angehen, wie ein Nichtbetheiligter zu; man hört und erfährt, wie die Leute denken, läuft aber fortwährend Gefahr, dabei auch über sich selbst die ungeschminkteste Wahrheit zu vernehmen. Das würzt die Sache. Man begreift, daß Monarchen, nachdem sie alles Gute durchgekostet, das Incognito lieben.

Was mir jedesmal am fremden Orte ein Incognito schafft und es erfolgreich schützt, ist meine schlechte Handschrift. Der Name, den ich ohne jede böse Absicht und mit bestem Können ins Fremdenbuch eintrage, wird nie richtig gelesen und erscheint in der Fremdenliste in den possirlichsten Verkleidungen, oft so, daß ich selbst ihn kaum wiedererkenne. Nun aber wird die Fremdenliste von den Pensionsbewohnern regelmäßig studirt; sie ertheilt ja Nachricht über Stand und Namen der Neuangekommenen. Diesmal hieß ich Dr. Medenis; der Leser hat diesen Namen schon kennen gelernt. Ich ließ mir ihn gefallen. Wer mit einem so wohlklingenden Namen nicht zufrieden ist, muß sehr unbescheiden sein.

Wieder war die Debatte am Gesellschaftstische unter den grünen Bäumen lebhaft entbrannt. Wir waren diesmal weniger Personen. Auch Frau von Porta fehlte. Man stritt darüber, inwiefern sich die Persönlichkeit eines Schriftstellers aus seinen

Büchern erkennen lasse. Der Diplomat hatte behauptet, er kenne den Charakter eines Autors ganz genau, nachdem er ein paar Bände von demselben gelesen.

„Da dürften Sie nicht selten irre gehen", meinte die Hofräthin. „Seine Manier werden Sie kennen, aber nicht sein Wesen. Wie er sich gibt, werden Sie sehen; aber nicht, wie er ist. Der Schriftsteller gibt sich in seinen Büchern meines Erachtens nicht, wie er ist, sondern wie er scheinen möchte."

„Das ist sehr paradox!" erwiderte der Diplomat. „Ich halte ein Buch für den Spiegel des Geistes, der es hervorgebracht, und zwar für einen noch klareren und ausdrucksvolleren als die beste Photographie, von der doch jeder, der Oberflächliche wie der Einsichtigste, Schlüsse zieht auf Naturell und Anlage. Es heißt zwar, dem Menschen sei die Sprache gegeben, seine Gedanken zu verbergen, doch wenn daran überhaupt etwas Wahres ist, vom Schriftsteller gilt dieser Spruch gewiß nicht."

„Hm!" meinte die Hofräthin in langgezogenem Tone. „Aus Büchern wollen Sie wahre Aufschlüsse über Charakter und Wesen des Verfassers erhalten? Nehmen wir ein naheliegendes Exempel: Frau von Porta. Sie ist Dichterin. In ihren Gedichten, wie in allen Gedichten, wird sehr viel stehen von Sternen, die sich in Wellen spiegeln, von Blumen, die ins Wasser herabnicken,

von blauem Aether und jungen Nachtigallen. Werden Sie aus diesen Producten die Frage beantworten können, ob Frau von Porta eine fürsorgliche Mutter ihrer Kinder, eine gute Hausfrau ist, ob sie der Medisance fern bleibt, ob sie wohlthätig oder karg, offen oder versteckt ist?"

„Zuviel dürfen wir nicht erfahren wollen", war die Antwort; „indeß werden auch die Gedichte der Frau von Porta, so mangelhaft sie immer seien, doch manches Wahre über den Charakter der Verfasserin offenbaren. Nun habe ich aber nicht das poetische Stammeln eines Dilettanten, sondern das Werk eines wirklichen Dichters im Auge. Der Pfuscher allerdings sagt uns nur, daß er eigentlich nichts zu sagen hat; aber je reicher und eigenthümlicher der Dichter ist, desto mehr von seiner innern Welt wird er uns offenbaren. . . ."

„Wie er sich gibt, werden Sie sehen, aber nicht, wie er ist. Werden Sie aus Alexander von Humboldt's «Ansichten der Natur» herauslesen, daß er, wie wir jetzt aus Hofrath Schneider's Memoiren erfahren, ein höchst maliciöser und doppelzüngiger Herr war, dem nicht zu trauen? Sie dürften ihn für ein in die Schönheit der Natur ganz versenktes Gemüth erklären. Doch da fällt mir ein viel schlagenderes Exempel ein. Ich las dieser Tage Almquist's «Amalie Hillner». Alles darin ist fein, sinnig, von nervöser, fast

weibischer Zartheit — man glaubt da und dort, Jean Paul vor sich zu haben. Dennoch war der Rector Almquist ein höchst unheimlicher Charakter, an welchem mehr als der bloße Verdacht eines Giftmordes hängt. Die Geschichte wird Ihnen bekannt sein. . . ."

„Gewiß. Doch mit solchen Ausnahmen, mit dem Auftreten solcher Ungeheuerlichkeiten heben Sie die allgemeine Regel nicht auf. Daß es ganz besonders widerspruchsvolle Naturen, daß es unaufrichtige und durch und durch verlogene gibt, ist nur selbstverständlich. Doch, beim Himmel, solche Naturen sind eine verschwindende Minderzahl. Daß man heucheln, daß man sich schminken und färben kann vor dem Publikum in Büchern, wie vor dem Erscheinen in großer Gesellschaft, ist sicher. Auch in Büchern wird Toilettenkunst betrieben, wie man sich denn auch auf Stunden in der Soirée den Schein der Jugendlichkeit verleihen, sogar dem Auge einen erhöhten Glanz geben kann. Aber die Täuschung wird vor keinem erfahrenen Auge vorhalten; der Einsichtigere wird bald erkennen, was Wahrheit, was Täuschung ist. Sie haben mich auf Alexander von Humboldt verwiesen. Halten Sie seinen Stil für natürlich? Erkennen Sie nicht das Gemachte, Geschraubte, Akademisch-Kalte in seinen Schilderungen, ja in jedem seiner wohlgedrechselten Sätze? Dagegen Almquist, den Sie mir auch vorgeführt, ist ein

problematischer Charakter voll Falsch, Tücke, Heimlichkeit. Indessen ist dieser Charakter, der fortwährend eine Larve zu tragen scheint, doch offener, als man wohl denken möchte. Das Verbrechen, das er begangen und das ihn aus seinem Vaterlande trieb, hat er, lange bevor er es begangen, mit ganz ähnlicher Weise des Vorgehens in einem seiner Bücher geschildert. Lesen Sie seine „Tintomara" und die Stelle über den Arsenik. . . . Doch das führt zu weit. Ich sage nur so viel: Heuchelei und Täuschung ist für den Einsichtigen in Büchern auf die Länge und im Großen gar nicht durchführbar. Herzenswärme oder Herzenskälte, Gemüthsweichheit oder -Härte, Neigungen, Richtungen, hohe oder niedere Gesinnung werden schließlich immer durchschlagen und einen Rückschluß auf die innere Natur des Autors gestatten. Vollends wenn die Gefühle in die einfache Sprache der Natürlichkeit gekleidet sind, da hängt kaum noch ein durchsichtiger Schleier über der Persönlichkeit."

„Wenn dies der Fall wäre", replicirte die Hofräthin, „warum sagt man so oft, daß man sich nur an die Werke halten, den Dichter aber nicht kennen lernen soll? Er selbst wirke so oft repulsiv, während seine Bücher uns anziehen? Ich kenne Leute, welche mit Dichtern bekannt geworden und sie im Leben unpoetisch, dürr und frostig gefunden haben. Verstandesmenschen haben Leiden-

schaftliches geschrieben. Autoren, die ein moralisch correctes Leben geführt, haben Bücher veröffentlicht, die man der Jugend nicht in die Hand geben darf; andere, die ein regelloses Leben führten, haben ganz moralische Bücher verfaßt. Von Autoren komischer und humorvoller Bücher wird, wie von den Komikern auf der Bühne, gesagt, daß sie meist Melancholiker seien. Wie reimen Sie das mit Ihrer Behauptung zusammen?"

„Sie nehmen also an, daß der Dichter geben könne, was er nicht hat? Würden Sie nicht selbst lachen, wenn man Ihnen sagte, Nikolaus Lenau habe im Grunde auch heitere, frohe Gedichte schreiben können, und Julius Rosen plage sich mit philosophischen Fragen? Doch das werden Sie nie hören, weil es nicht möglich ist. Es ist vielleicht schon vorgekommen, daß ein ruheliebender Conservativer revolutionäre Brandschriften, und ein frivoler Weltmann Andachtsbücher geschrieben, doch ist es wohl selten genug. In der Regel ist der Dichter eine freie und offenherzige Natur; die poetischen Figuren seiner Bücher sind Verkörperungen seiner mannigfachen Gedanken. Er ist der Vater seiner Gestalten und stattet sie mit seinen eigenen Eigenschaften aus. Wie könnte der feste und markige Gestalten zeugen, der matt und willensschwach wäre? Freilich, wenn Sie den Dichter, der vor zwanzig oder dreißig Jahren feurige Liebeslieder geschrieben, heute noch sich mit blonden Locken

und blitzenden Augen malen, werden Sie, wenn er Ihnen entgegentritt, enttäuscht sein. Er selbst ist gealtert, indeß seine Verse jung geblieben. Ja, es ist möglich, daß Sie einen melancholischen Lustspieldichter, einen trübsinnigen Komiker finden. Er hat eben den Maskenball in sich und braucht ihn nicht draußen zu suchen. Oder — seine lustige Zeit ist vorüber. Shakspeare, wiewohl er später den „Macbeth" und den „Timon" schreibt, muß die geniale Heiterkeit gekannt haben; sonst hätte er die Eastcheap-Scenen nicht geschrieben. Und ebenso muß die liebenswürdige Schalkheit, die uns aus Haydn'schen Streichquartetten anlacht, einmal in seinem Gemüth gewesen sein. Sagen Sie also, wenn Ihnen ein Dichter im Leben begegnet, der nicht dem Bilde entspricht, das Sie sich nach seinen Werken von ihm gemacht haben, daß nicht Alles in ihm zur Erscheinung kommt, oder daß das Leben ihm gewisse Eigenschaften genommen; keinesfalls aber, daß er deren stets entbehrte. Er muß erfüllt sein von der Liebe, die er zeigt, und von der Energie des Hasses, die wir an ihm gesehen haben."

„Ich gebe Ihnen nur theilweise recht, Doctor Medenis", entgegnete die Oberamtmännin. „Ich denke, es gibt zweierlei Production: solche, in die sich die Persönlichkeit hineinmischt, und solche, an der sie weniger oder gar keinen Theil hat. Die erste Gattung ist die Lyrik, die andere das Drama

und der Roman. Wie stände es, wenn auch da der Dichter sein Eigenes gäbe? Er müßte auch die Anlage zum Bösen haben, weil er uns die mannigfachsten Intriguen vorführt und den Verbrecher selbst auf seinen geheimsten Wegen begleitet —"

„Gewiß hat er die", warf der Angegriffene ein. „Wie ließe sich ein Knoten schürzen ohne Intriguengeist? Natürlich hätte er das Geschick, Lebensfäden zu verwirren und wieder zu entwirren, aber eben die Gedankenarbeit zieht ihn davon ab, es in der Wirklichkeit zu thun. . . ."

„Ich denke mir den Dichter mehr wie einen Schauspieler. Er zeigt Alles; aber es berührt ihn nicht. Vor ihm tanzen die Gestalten; er ist an ihrem Leben nicht mitbetheiligt. Fühlte er Alles, was er schildert, es müßte ihn aufreiben."

„Oder", sagte die Hofräthin, diese Ansicht verstärkend, „ich denke mir ihn wie einen Architekten. In diesem Jahre baut er ein Schauspielhaus, im nächsten Jahre eine Kirche. Muß man ein Jude sein, um eine Synagoge zu bauen? Gewiß nicht. Semper hat die Synagoge in Dresden gebaut, sie ist der Typus für alle spätern ähnlichen Constructionen geworden, und ebenso rührt das Katzochen-Judenstück unserer Epoche von einem Nichtjuden, Gutzkow, her."

„So ist es!" mischte sich der Professor hinein, der bisher vornehm geschwiegen. „Roman-

dichter — wenn wir überhaupt den Romanschreiber einen Dichter nennen können — und Schauspieldichter sind Maler. Sie drücken nur aus, was ist, nicht aber das, was sie sind. Wer hat je vom Maler verlangt, daß er sich selbst male? Die Werke zum Spiegel des Charakters machen wollen, widerspricht allen ästhetischen Principien. Das Kunstwerk muß objectiv sein, der Künstler hinter seinem Werk ganz verschwinden."

„Und ich sage: je größer der Dichter, um so mehr werden die Werke den Stempel seiner Eigenart tragen. Es ist nicht wahr, daß uns der Maler im Bilde nur die Dinge zeigt; er zeigt uns in jedem derselben auch seine Eigenart. Wenn er nicht selbst in seinem Werke erscheint, wenn diese einzig nur Darstellungen der Dinge sein sollen, wie kommen Sie dazu, schon von ferne, bevor Sie noch die Pinselführung des Nähern geprüft, vor jedem Rubens zu sagen: ein echter Rubens! vor jedem Rembrandt: ein echter Rembrandt! Nicht nur daß jeder Zug eines großen Werkes die Signatur des Meisters an sich trägt, seine eigenthümliche Geisteswelt kündigt sich schon von ferne an. Michel Angelo's Jüngstes Gericht hat gar viele Figuren. Keine gleicht der andern, jede ist sie selbst, d. h. die Person, die sie vorstellen soll, und doch kann keine Figur von einem andern als Michel Angelo herrühren. Welcher

von Shakspeare's energischeren Versen könnte auch von einem Andern als von Shakspeare sein?"

„Ich sehe Frau von Porta daherkommen, der ich eine Mittheilung zu machen habe", sagte der Professor aufspringend, „sonst würde ich Ihre Ansicht, die grundfalsch ist, sofort widerlegen."

„Das will ich getrost erwarten", war die Antwort, „doch bis das geschieht, bleibe ich dabei, daß am Kunstwerk alles Ausfluß des Geistes ist, von dem es stammt. Mensch und Schriftsteller leiden keine Scheidung. Was er mittheilt, geht aus seinem Leben, Denken und Fühlen hervor. In seinen Dichtungen, hat ein mir sehr nahestehender Schriftsteller gesagt, muß der Dichter, in seinen Darstellungen der Künstler leben; vermißt man ihn selbst, seine Persönlichkeit, sieht man nur die Dinge, dann steht es schlimm."

„Und dennoch müssen Sie zugeben, daß der Dichter sein Bild zerstören würde, wenn er Züge von sich hineinmischte", meinte die Frau Oberamtmann. „Ich meine, er gliche dann dem Bildhauer, welcher der Porträtbüste, die er formen soll, beliebige Linien seiner Herzensdame liehe. Das würde einen unleidlichen Zwiespalt erzeugen und die ganze Persönlichkeit aufheben."

„Die Sache steht doch anders", war die Antwort. „Nicht fremde Züge trägt er hinein, nur sein eigenes Auge hat er mitgebracht, und durch das sieht er die Gestalt. Dies so und so gebaute

Auge, das sich in einer gewissen Entfernung aufstellt, empfängt das Bild. In diesem Künstlerauge reflectiren sich die Dinge. Und wie sie sich reflectiren — das ist das Bedeutsame, das Entscheidende. Es tritt nun der künstlerische Verstand dazu, der den großen Charakter, das bedeutende Ereigniß aus der Verschlingung der Wirklichkeit herauszunehmen versteht, der das Wesentliche steigert, das Unwesentliche fallen läßt, die Verbindungen von Ursache und Wirkung hervorhebt. Das und nichts weiter nennen wir künstlerische Schöpferkraft. Wenn wir den See, an dessen Ufer wir heute gesellig beieinander sind, verlassen haben werden, wird jeder von uns auf seine Weise von den dort verlebten Tagen erzählen. Der See vor uns wird je nach dem Auge des Erzählers die oder jene Farbe gehabt haben: für den Glücklichen wird er blauer, für den Unzufriedenen grau gewesen sein. Jeder von uns wird Porträts liefern, und die treuesten, ähnlichsten, lebenswahrsten der, der das schärfste Auge hat. Nun sind aber die einzelnen Porträts minder wichtig als das geistige Resultat, das Gesammtbild, das ein bedeutender Geist aus allen zusammenstellt. So und nicht anders". —

Die Tischglocke begann so fanatisch zu läuten, daß kein Wort mehr zu verstehen war.

III.

Am andern Morgen, als ich in aller Frühe unter den Bäumen gegen den See spazieren ging, traf ich den Kreisgerichtsrath, in einem Buche mit schwefelgelbem Umschlage lesend, das er mir sofort aus den Augen zu rücken bemüht war.

„Aha, Pot-bouille!“ rief ich.

„Eigentlich kommen Sie spät damit nach. Die Sturmfluth, die das Buch erregt hat, ist schon so ziemlich vorüber.“

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ erwiderte der Rath, indem er mich an seiner Seite Platz zu nehmen einlud, „der Erfolg spricht schlagend. Das Buch ist vor einem halben Jahre erschienen, und ich habe da bereits die achtzigste Auflage in der Hand.“

„Ja, der Erfolg! Der Erfolg! Zola's „Nana“ hat sogar schon die hundertundsechzehnte Auflage. Wird man dies Resultat auch vom Kunstwerth des Buches herleiten wollen? Es gibt gewisse medicinische Abhandlungen, die auch rasenden Absatz haben. Man frage doch, wie viele Exemplare von wirklich hervorragenden Werken abgehen! Wäre es ein Kunstwerk, dies rasche Verstandenwerden müßte überraschen; doch es gibt ein Verslein:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich Euch!
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Dann verstanden wir uns gleich. —

Paßt dies nicht trefflich auf die Sache? Ich entnehme aus diesem grand succès, diesem miraculösen Erfolg nur das, daß es hüben und drüben des Rheins sehr viele Leute gibt, welche Reizmittel für ihre abgestumpften Sinne suchen."

„Sie werden beleidigend! Es gibt auch Leute, sehr viele Leute, die ein rein psychologisches Interesse an dem Autor nehmen."

„Ich leugne es nicht. Psychologisch ist das Buch, das Sie da in der Hand haben, allerdings sehr interessant — ich meine das französische Original, nicht die Uebersetzung mit Auslassungen, die ein großes deutsches Blatt seinen Lesern geboten hat. Und auch der Schriftsteller von Beruf wird das Buch mit Interesse durchsehen, um sich zu vergewissern, was denn beim sogenannten Naturalismus herauskommt. . . . Zola nennt sich einen Naturalisten und versucht es mit einem neuen Systeme. Sein Naturalismus, wie er es nennt, ist ein Versuch, ohne Phantasie und ohne Erfindung zu componiren. Von Fabel im höheren Sinne, von Intrigue, Verwickelung, Katastrophe, Lösung will er nichts wissen, vermuthlich scheint ihm das Alles Unnatur des ihm bitter verhaßten Romantikers und Convention zu sein.

Nur Lebenswahrheit, eitel Lebenswahrheit, die Dinge, wie sie eben geschehen. . . . So stellt er denn einen photographischen Apparat auf, die Realität einzufangen, und läßt ihn auf das Nächstliegende wirken. Es kommt ein Abdruck der Natur heraus. Aber welcher — ein düsterer, verzerrter, unendlich verhäßlichender. Was? Das wären die Dinge, wie sie sind? So abscheulich wäre die Welt? Das Glas, das die Bilder aufgefangen, war offenbar trübe von Schmutz oder zerbrochen. Nein, dieser Mann, der den Realismus anstrebt, ist am allerwenigsten ein Realist: sein finsteres, brutales Temperament malt uns eine finstere brutale Welt. Doch — Realismus ist auch nur ein leeres Wort! Alle Dinge müssen durch das Medium des Darstellers gehen, jeder gibt die Farben wieder, die er gesehen; so viel Augen, so viel Auffassungen der „Wahrheit." Können wir vom Schwarzseher etwas Anderes erwarten als Schwarzmalerei? Nun tritt aber noch Eines hinzu: Zola malt uns lauter Vorgänge. Es werden die einzelnen Stufen der Entwickelung bei einer Anzahl Personen eine gewisse Zeitreihe hindurch verfolgt; zu künstlerischer Verflechtung, lebendiger Bewegung, wirklicher Spannung und Befreiung kommt es aber nicht. Nun aber macht auch die Gabe, richtig, d. h. in gesunder Auffassung die Dinge zu sehen und zu schildern, noch keineswegs den Dichter. Zum Künstler macht

nur die Phantasie, die vom Gesehenen zum Nichtgesehenen, nur geistig Geschauten hinüberleitet und Alles in ein einheitliches Bild umformt. Was wir hier erhalten, ist Technik, nicht Dichtung. Und worauf war der Fixirungsapparat gerichtet? Auf die gemeinste, niedrigste Natur! ... Selbstverständlich gehört auch sie in den Kreis künstlerischer Darstellung, denn diese soll das ganze Leben umspannen. Aber diese gemeine, niedrige Natur soll doch nicht ausschließlich herrschen, allein das Feld behaupten: sie soll lediglich als Gegensatz wirken."

„Was wollen Sie?" rief der Kreisgerichtsrath. „Emil Zola ist ein juvenalischer Geist und malt den Sittenverfall. Er lebt in Paris, dem Tummelplatz der wildesten Genußsucht und schildert nur eben die Corruption, die ihn umgibt. Er hat eine gute Absicht dabei: er malt das Laster, um davon abzuschrecken. Besser ein solcher, wie er, als ein poetischer Verklärer des Lasters."

„Auch darüber ließe sich streiten, ob das eingehende Studium des Lasters die Menschen moralisirt," erwiderte ich. „Doch Sie sagen, er malt den Sittenverfall. Gibt es in einer gewissen Periode nur Lumpenhunde? Nur Schmutz und Gemeinheit? Pot-bouille soll, nach der Zeitungsreclame des „Gaulois," in dem er zuerst erschien, die Bourgeoisie en décomposition schildern. Aber

ist dies Bild der Bourgeoisie wahr? Kann die Bourgeoisie von Paris wirklich die in Zersetzung und Fäulniß begriffene Race, die aller ehrbaren, aller besseren Regungen bare Clique sein, die wir hier gezeichnet finden? Eine Gesellschaft voll geheimer Niedertracht und im Dunkeln schleichender Laster? Nein, das ist kein Naturalismus, es ist ein das Gemüth vergiftender Pessimismus, und der finsterste, der mir noch vorgekommen. Kein rother Communist konnte die Bourgeoisie in scheußlicheren Farben malen. Nein, das ist kein Realismus; so trostlos und schandvoll ist die Wirklichkeit nicht! Gibt es ein Haus in der Welt, wo wie in diesem der Rue Choiseuil Niedertracht bei Niedertracht wohnt? Jeder seiner Bewohner ist ein Thier, eine Bestie, das Haus eine Menagerie — der Mistgeruch derselben beklemmt uns die Brust. Im ganzen Buche kein Licht, kein ehrenwerther Charakter — ehrbarer scheint nur der Schriftsteller aus dem zweiten Stockwerk zu sein, der aber verreist ist und gar nicht erscheint. Nirgends ein erhebendes oder auch nur ein geistreiches Wort im Gespräche, nirgends ein frischer Luftzug, der in diese mephitische Atmosphäre bliese. . . . Nirgendwo eine Gestalt, für die man Sympathie fassen könnte. Mir thut der Autor leid — es muß entsetzlich sein, solch' ein Bild der Welt in sich zu tragen."

„C'est la vie! So ist das Leben!" ruft im

Buche selbst der Abbé Mauduit. Es ist eben eine illusionslose Welt!

„Nein, das ist nicht das Leben. Das ist nur das Leben, wie es sich in einem verdüsterten Auge, in einem erkrankten Kopfe malt. Ich kann mir wirklich den Autor nicht als geistig gesund vorstellen. Der nämlich ist nicht geistig gesund, der consequent beim Ekelhaften verweilt und Wohlbehagen am Cloakenduft zu empfinden scheint. Niemand ist geistig gesund, den die widrigsten sexuellen Verhältnisse in diesem Grade beschäftigen. Diese Abstumpfung alles feineren Gefühls, diese stete Inanspruchnahme der Phantasie durch Bilder aus der Geschlechtssphäre deuten mir auf eine physische Erkrankung."

Der Kreisgerichtsrath entgegnete nichts, und wir schwiegen eine Weile, jeder seinen Gedanken nachhängend. Inzwischen war der Professor, der offenbar Frau von Porta suchte, mehrmals an uns vorübergegangen. Scheu nach rechts und links schauend, blieb er plötzlich stehen, warf einen Blick auf das aufgeschlagene Buch und sagte: „Immer in literarischer Debatte, Doctor Medenis? Ueber Zola's neues Buch diesmal? Kenne es auch, das heißt, ich habe die ersten Kapitel gelesen und das Uebrige durchblättert. Das genügt mir vollkommen. Man sage, was man wolle, es fehlt diesem Romane aller und jeder poetische Duft und Schmelz."

Damit entfernte sich die anspruchsvolle Persönlichkeit. Der Gedanke aber, daß es einen Menschen gäbe, der in diesem Kochtopf poetischen Duft und Schmelz zu suchen ausgegangen, wirkte auf uns Beide gleichzeitig aufheiternd. Dem Manne Recht gebend, mit herzlichem Lachen, begaben wir uns zum Frühstückstisch.

Ueber deutsche Schriftsteller-Misère.

Möchte sie rauf,
Weil sie nicht kauf.

Aus der deutschen Schriftstellerwelt hört man seit längerer Zeit nichts als Trauer- und Schreckenskunden, sieht nichts als Bilder der Bedrängniß. Julius Mosen, Hermann Marggraf, Otto Ludwig, Karl Gutzkow — welche diversen Formen des Kummers rufen diese Namen wach! Dazwischen Aufrufe zur Unterstützung der Hinterbliebenen, Collecten, die Schillerstiftung mit ihren „Ehrengaben" à 200 Thaler. Zusammengehalten mit den immer neuen Notizen von großen literarischen Erfolgen, Schriftstellerglück, Schriftsteller-Ehren jenseits des Rheins und des Canals, einem wahren Bankettgetöse — wie nehmen sich diese Bettlerarien: „o schenkt von Euerer reichen Habe!" wie nimmt sich dieses Klappern mit der Sparbüchse entsetzlich und widrig aus!

Im Ganzen genommen ist doch all dieses verschieden geartete deutsche Schriftstellermalheur,

das unaufhörlich unsere Blätter füllt und entstellt, auf einen Grund zurückzuführen: die Schriftstellerei findet in Deutschland keinen den übrigen ökonomischen Verhältnissen entsprechenden Lohn. Ist man ohne Renten geboren, hat man keine reiche Frau geheirathet, hat man keine sonstige Stellung, welche das Schreiben als eine Nebenbeschäftigung erscheinen läßt, so kann man in der Welt, wie sie heute ist, von der Feder nicht leben, das ist die arge, die fatale Thatsache. Daß es so ist, wird sich zeigen, wenn wir sehen, was deutsche Schriftsteller ersten Ranges für ihre Mühe erhalten, und was deutsche Buchhändler als gutes, genügendes, sogar glänzendes Honorar ansehen.

Wir haben eine Nummer der „Mittheilungen für die deutsche Sortiments-Buchhandlung" vor uns. Der excentrische Ed. Maria Oettinger hatte im Dresdener Tageblatt die Frage gestellt, wer Schuld an Gutzkow's Selbstmord trage, und sie dahin beantwortet: die Indolenz der deutschen Fürsten, welche nichts für die Anerkennung und den Schutz der Schriftsteller thun, und die Knickerei der deutschen Buchhändler, welche sich in Leipzig und anderswo Paläste bauen, während die Autoren in Dachkammern wohnen. Der Schlußsatz des Artikels, welcher auf die Erschießung Palm's als eine löbliche That hinwies, gab eine arge Blöße, und nun erwiderte eine Anzahl Dresdener Buchhändler im Namen ihrer angegriffenen Standes-

genossen: die deutschen Verleger verdienten wahrlich nicht den Vorwurf der Knickerei; Gutzkow habe gute, ja glänzende Honorare bezogen, zweitausend Thaler für die „Ritter vom Geiste," dreitausend Thaler für den „Zauberer von Rom."

Ueber die zweitausend und dreitausend Thaler, als Probe glänzenden Honorars angeführt, habe ich bitter auflachen müssen. Die „Ritter vom Geiste" zählen doch neun dicke Bände zu vier- und fünfundzwanzig Bogen. Sollte es möglich sein, solch' ein Werk in weniger als vier Jahren zu vollenden? Das erste Jahr vergeht mit dem Entwurf des Cartons und dem Sammeln des Materials, im zweiten Jahre geht man an den Bau, und rechnet man nun drei Bände auf das Jahr, so hat man wohl das Menschenmögliche angenommen. So sollen sich zweitausend Thaler, eine Summe, die ein Architekt bei dem Bau eines Hauses, ein Advokat bei einem größeren Prozesse leicht gewinnt, beim Schriftsteller auf vier Jahre vertheilen? Würdige Männer von Dresden, so ernst und feierlich ihr dreinschaut, ich kann dies Honorar nicht für glänzend, ich muß es sogar für jammervoll halten.

Die „Ritter vom Geiste" hatten einen immensen Erfolg (natürlich ist, wie immer in Deutschland, ein ideeller Erfolg, kein mercantiler gemeint), und so ist es begreiflich, daß der Verleger bei dem nächsten Romane in der Honorarzahlung etwas

höher greifen mußte. Die Bände des „Zauberers von Rom“ waren noch enger gedruckt, und Gutzkow arbeitete fünf Jahre mit beispiellosem Fleiß und aufreibender Thätigkeit an dem Buche. Man dividire, berechne wieder, wie hier eine Jahresarbeit belohnt wird. Nämlich, die Buchhändler, die solch' ein Honorar glänzend finden, müssen von der Stellung des Schriftstellers zur Gesellschaft die seltsamsten Begriffe haben!

Sieht man, was Gutzkow erhielt, noch dazu ein Mann, dem praktischer Verstand in weltlichen Dingen am wenigsten abging und der sich somit gewiß die möglichst vortheilhaften Bedingungen zu verschaffen wußte, so kann man daraus einen Schluß darauf ziehen, was andere Autoren erhalten. Es gelangt, so wichtig der Gegenstand auch ist, wenig darüber in die Oeffentlichkeit, und vielleicht mit Recht; es muß als ein trauriges und beschämendes Familiengeheimniß im Hause der Literatur angesehen werden.

Soll der Vorwurf den Verleger treffen? Im Großen und Ganzen gewiß nicht. Der Absatz bestimmt den Preis aller Dinge, sonach auch den der Manuscripte. Allerdings gibt es eine kleine Classe von Verlegern, die eben aus dem schlimmen Stand der Dinge ihren Vortheil zieht, die Misère des Absatzes noch größer schildert, als sie es in der That ist, und dadurch bei denen, die ihm trauen,

die Preise herabdrückt. Diese Classe, ein Geschlecht von Lügnern und Heuchlern aus Princip, wimmert ewig und kann, in ihrer Verbindung und Wehmuth und Gefräßigkeit, als eine menschliche Krokodil-Species an den Ufern deutscher Flüsse angesehen werden. Es gibt aber unter den Verlegern auch zahlreiche noblere Naturen, die nicht bloß drücken und die Citrone auspressen, die auch anspornen, anfeuern wollen und dem Schriftsteller den möglichst großen Lohn seiner Arbeit gönnen. (Ich denke, indem ich dies schreibe, des buchhändlerischen Freundes, der sich in diesem Augenblick mit meinen Büchern befaßt.) Aber es fragt sich, wie viel solche es mit dem Schriftsteller redlich meinende Buchhändler vermögen und welche Schranken die Verhältnisse ihrem guten Willen ziehen!

Forscht man nach dem Grund der deutschen Schriftsteller-Bedrängniß, so gewahrt man bald eine fatale Complication von Ursachen, daß man eine Philosophie de la misère à la Proudhon zusammenstellen könnte. Man sagt: Ja, die deutschen belletristischen Bücher finden so wenig Abnehmer, weil sie so theuer sind. Aber wiederum sind die deutschen belletristischen Bücher so theuer, weil sie so wenig Abnehmer haben. Und so dreht man sich unaufhörlich im Cirkel. Der Buchhändler stellt sein ganzes Calcül auf den Bedarf der Leihbibliotheken, und hat er einige hundert Exemplare darüber für die einzelnen Abnehmer im

Publikum gedruckt, so reicht er in den allermeisten Fällen auf Jahre hinaus.

Unsere reichen Leute, unsere Financiers, unsere Industriellen — wie sehen ihre Bücherschränke aus! Mich, der ich unter Bücherschränken hause und gewohnt bin, an Büchern meine liebste Freude zu finden, mich faßt regelmäßig ein Schauer, wenn ich in die Büchersammlungen dieser Herren einen Blick werfe! Da stehen in den oberen Fächern ein paar „Classiker", die wohlfeil zu kaufen, Schiller, Goethe, Herder, Walter Scott; doch mir scheint, daß diese Bände ein gar ruhiges Leben geführt haben, seitdem sie vom Buchbinder zurückkamen. Nun folgen ein paar Lexika, einige Fachbücher, einige französische Romane; das Uebrige ist ein Chaos, das der Zufall zusammengeführt. Ein widriger Anblick! Und doch kann man sagen, der Bücherschrank ist der Mensch. Zeige mir doch deine Bücher und ich will dir sagen, wer du bist!

Jeder gebildete und wohlhabende Franzose hat seine Classiker des 17. und 18. Jahrhunderts beisammen: Racine, Lafontaine, La Bruyère, Pascal, Voltaire, Lesage, Molière, Marivaux, Rousseau, de Cheniers; er hat die modernen: die Staël, Hugo, Balzac, Vigny, Musset, Nodier, die Sand, Stendhal. Große Verlagshandlungen haben ihm diese Werke in vielfachen schönen Ausgaben geliefert. Im Punkte der Wohlfeilheit hat man da das Außerordentlichste geleistet. Charpentier

und Michel Levy haben dicke Bände zu drei und zuletzt gar zu einem Franken gebracht, bei denen es eines Absatzes von 17 000 Exemplaren bedurfte, um nur auf die Erzeugungskosten zu kommen. Sie konnten die Speculation wagen, weil sie auf ein Publikum von Abnehmern rechnen konnten, das an Festigkeit einem Kreis von Abonnenten gleichkam. Bei uns gibt es keine derartige Gesammt-Collection. Nebenbei gesagt, scheint es mir in bedenklichster Art gegen die so oft mit feierlicher Würde betonte Behauptung zu sprechen, wir seien vor allen Völkern geistigen Interessen hold, daß so viele deutsche Schriftsteller ersten Ranges es nie über die erste Auflage hinaus gebracht! Von Reinhold Lenz, einem der interessantesten Dichter der Goethezeit, haben wir noch immer die alte, von Tieck besorgte löschpapierene Ausgabe, Gesammtausgaben von Grabbe, Immermann bestehen gar nicht, Leopold Schefer in seinen Novellen, eine ganze Wunderwelt, ist fast unbekannt, der Lobpreis v. Kleist's mußte erst bei einem Theil der Kritik zum stehenden Artikel werden, damit der ersten Auflage nach fünfzehn oder mehr Jahren eine zweite folgte. Wo bleibt die Gesammt-Ausgabe von Grillparzer's Werken? Bei allen diesen Autoren hat eine Auflage von 500 bis 1000 Exemplaren sich genügend erwiesen, eine Nation von 40 Millionen in zwei Generationen geistig abzuspeisen!

Nun sehe man doch, daß der Ruhm nicht der Schatten eines Rauches, eine Chimäre sei!

Wir lesen aus der Leihbibliothek (und doch kann nur das Buch, das wir besitzen, unser wahrer Freund und Gefährte sein); der Widerwille der vermögenden Leute, ein Buch zu kaufen, ist unaussprechlich. „Wohl schon zehnmal," sagte unlängst an der Table d'hôte ein reicher Commerzienrath zu mir, „schicke ich in die Leihbibliothek nach den „Problematischen Naturen". Das Buch ist nie zu Hause und meine Tochter in Verzweiflung darüber. Auch ich läse es gern; unsere Liebe zu Poesie ist eine aufrichtige." „Herr Commerzienrath," antwortete ich, „diesem Jammer ist leicht abzuhelfen. Schicken Sie doch lieber in die Buchhandlung, die Volksausgabe kostet einen Thaler." — „So, so, aber sehen Sie, das ist eine eigenthümliche Sache, man gibt so ungern Geld für Bücher aus. Man kommt sich wie ein Verschwender vor. Kellner, noch eine Flasche Château Laroſe, die — zu zwei Thaler!"

Damit ist nur ein Exemplar einer vielverbreiteten Gattung bezeichnet.

Ja gewiß, wenn die Sache nicht gar zu traurig wäre, man könnte darüber lachen, welche Mittel angewendet werden müssen, den deutschen Mann zum Ankauf eines Buches zu bringen. Welches Concert, als gälte es Felsen zu erweichen, wurde neulich angestimmt, als es sich darum handelte,

Julius Mosen's gesammelte Schriften zu empfehlen! Es mußten alle Krankheitssymptome, die der verehrte Dichter an sich hat, angeführt werden, damit sich das verehrungswürdige Publikum entschlösse sich für wenig Geld eine herrliche Lectüre anzuschaffen. Ein furchtbares Unglück muß jedesmal einen Dichter heimsuchen, damit in der Nation eine Theilnahme wachgerufen werde.

Ja, am Mangel der Wärme, der Empfindung, daran liegt es! Ewig das alte Lied: Schiller und Goethe, Goethe und Schiller. Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard. An diesen Namen wird alles Neue gemessen, und mit diesen Alles abgelehnt. Bringt Einer einen Roman, so ist dieser, mit „Wilhelm Meister" verglichen, keinen Schuß Pulver werth, und bringt Einer ein episches Gedicht, so hat man mit „Hermann und Dorothea" in Concurrenz treten wollen, was natürlich zum Nachtheil des neuen Poeten ausfällt. Welchen Trank der Dichter auch biete, Kritik und Publikum haben ewig daran auszusetzen, der Wein ist zu süß oder säuerlich, zu leicht oder zu schwer. Aber vielleicht liegt der Fehler auch nicht so sehr am Weine, wie am Gaumen und am Geschmack der Trinkenden.

Und weiterhin fehlt es an nationaler Würde! Die Bevorzugung der fremden Autoren grassirt noch immer, und von dem mageren Budget, das sich der Deutsche für Bücher aussetzt, wird der

größte Theil vom Ankauf französischer und englischer Werke absorbirt. Noch immer bevorzugt der Adel und das den Adel copirende reiche Bürgerthum alle von jenseits des Rheins und des Canals kommende Literatur, noch immer pflanzt ein fremdes Hofmeister- und Gouvernantengeschlecht der anvertrauten Jugend den Grundsatz der Bewunderung der fremden Chefs d'oeuvres ein. Wir sind Kosmopoliten. Wie viel Zeit, wie viel Liebe, wie viel Geld kann uns noch für unsere deutschen Autoren übrig bleiben, da wir die Literatur an der Seine und der Themse auf Schritt und Tritt zu begleiten haben?

Die Folgen aller dieser Ursachen, die das Drangsal deutscher Autoren verschulden, liegen zu Tage: sie sind bei einem Theil der Schriftsteller Ueberanstrengung, frühes Aufzehren der Kräfte, vorzeitige Erschöpfung; bei einer anderen Reihe von Talenten Zuflucht zur Vielschreiberei, Verflachung, Versinken in die leichtfertige Massenproduktion. Während englische und französische Autoren auf ihren neuen Auflagen ausruhen können, heißt es bei deutschen Belletristen: weiterstürmen von Buch zu Buch mit fieberhafter Eile. Ist es nicht nur nothwendige Folge, daß unter solchen Verhältnissen die Gesammtheit der Literatur zurückgehen muß und nicht mehr mit den Leistungen der beiden anderen großen Nationen Schritt hält? Die einzelne noble Natur ersten

Ranges darbt freilich ruhig weiter, um ein Meisterwerk im Lauf der Jahre reifen zu lassen; aber im Ganzen genommen gilt auch für die Literatur der national-ökonomische Satz, daß die Herabminderung der Preise mit einer Verschlechterung der Waare zusammengeht.

Ja wahrlich, wenn man Alles zusammenfaßt: die Theilnahmslosigkeit des Publikums, die geringe Freude, die der deutsche Autor vor dem Forum der Kritik erlebt, den Abgang aller Ehren und Auszeichnungen, die dem Schriftsteller in anderen Ländern zufallen, endlich den schlechten Lohn, den die Arbeiten finden, kann man sich nur wundern über den Muth und die Ausdauer derer, die trotz alledem und alledem, einmal eingetreten in die große Genossenschaft des Gedankenbaues, darin ausharren bis an ihr Ende.

Welche Nachtstücke ließen sich über deutsches Schriftstellerleben schreiben! Ein schon lange monotoner Kampf, ein Anlauf gegen ein Publikum, das man zu erwärmen sucht, und das nicht zu erwärmen ist, ja sich fortwährend abwehrend gegen den Autor verhält; Freuden am Schreibtisch, Selbstberauschung, stets nach Beendigung der Arbeit abwechselnd mit Ernüchterung und Enttäuschung, viel Arbeit, viel Leid, den Hochmuth und den Dünkel der herrschenden Kasten zu ertragen, Versuch um Versuch, Alles in Einem Enthusiasmus zu vereinigen, stetes Fehlschlagen

dieser Versuche, schlechter Lohn, Altern vor der Zeit, Abspannung und Ermüdung der Seele, Krankheit, Zusammensturz! dann heißt's: in die Schiller-Stiftung! Und die Welt meint dazu: Diese Leute mögen poetischen Beruf in sich gefühlt haben, sicherlich aber haben sie das schlechteste Mittel ergriffen, sich das Leben leicht zu machen und ihre Kinder zu versorgen.

Das Entsetzen über Gutzkow's That war groß; mir aber scheint, daß der Selbstmord in der deutschen Schriftstellerwelt, freilich vornehmlich bei denen, die nicht durchzudringen vermögen, ziemlich häufig auftritt. Die Welt erfährt meist wenig darüber, weil diese Opfer eben wenig bekannte Namen tragen und einer eigentlich geringen Achtung sich erfreuenden Kaste angehören. Mich überfällt ein Grausen, wenn ich, trotzdem meine Erinnerungen nicht gar zu weit zurückgehen und ich nicht gar soweit herumgekommen bin, eine ganze Schaar literarischer Bekannten finde, die durch eigene Wahl geendet haben. Ich nenne nur die Namen W. A. Gerle, Bernhard Gut, Adolph Horwitz (Sternfeld), Moritz Reich, Christian Höppl, Hildebrandt — die Einen müde Veteranen der Feder, die Anderen früherschöpfte Talente — sämmtlich jedoch Opfer materieller Drangsale. Vier davon wählten das Wasser, Einer den Strick, Einer ging auf unaufgeklärte Art aus der Welt. Wenn ich die Zahl der Schriftsteller, die ich per-

lich gekannt, auf zweihundert veranschlage, scheint mir diese Zahl von sechs mir persönlich bekannten Opfern entsetzlich groß!

Wenden wir uns nach Frankreich, wo wir Männer der Feder, wie Augier, About, Feuillet, Sardou, die Dumas, in eleganten Villen einquartiert sehen, so finde ich sie weniger beneidenswerth um den Besitz dieser Villen, als um das, wovon diese Villen der Beweis sind: um den warmen, freudigen, lebendigen Antheil der Nation und der Kritik an ihren Leistungen. Sehen wir uns französische Schriftsteller-Honorare als Resultate schriftstellerischer Thätigkeit an, so müssen wir sie erstaunlich finden. Thiers erhielt für das „Consulat et Empire“ 500 000 Francs, Lamartine für die „Voyage en Orient,“ das erste Werk in Prosa, womit der damals im Zenith seines Ruhmes stehende Autor debutirte, 400 000 Francs. Victor Hugo bezog für die erste Auflage seiner „Misérables“ 300 000 Francs, für das Verlagsrecht in England 4000 Pfund Sterling, und wie viel Auflagen haben seitdem die „Misérables“ gehabt! An Dumas Vater haben wir es unlängst erlebt, daß er sich gegen den Vorwurf der Verschwendung vertheidigte, da man behauptete, er habe 17 Millionen Francs durchgebracht. Er stellte sein Honorar zusammen und das Resultat war, daß es sich bloß auf 4 bis 5 Millionen belaufe, welche Summe allerdings gering gegriffen scheint, wenn

man weiß, daß Dumas in seiner letzten Zeit vom Siècle und Constitutionel à 1 Francs die Zeile honorirt wurde. Doch was wollen vier bis fünf Millionen bei Dumas' Fleiß und Productionskraft bedeuten! — Wunderbarer, größer, phänomenaler erscheint es mir, daß ein einziges Buch in Frankreich genügte, seinem Verfasser, freilich dem Liebling der Nation, ein ganzes, langes Menschenalter hindurch, wenn nicht Reichthum, doch eine comfortable Existenz zu sichern — und das haben doch Béranger's Chansons zuwege gebracht.

Man wird sagen: Laßt euch den Wunsch nach englischen und französischen Honoraren vergehen! Englisch und Französisch sind Weltsprachen. Man liest französische Romane in Polen und Rußland, wie in Brasilien und Egypten; man liest Englisch am Bosporus, am Ganges, am Cap. Ihr seid Deutsche, ihr wollt gar nicht, daß andere Nationen euch lesen, und druckt deshalb euere Bücher noch immer in alter, gothischer Schrift, die jedem fremden Leser so große Schwierigkeit bereitet. Ja wohl, wir sind Deutsche, wir sind bescheiden, wir verlangen nicht nach dem Glanz und den Ehren, die unseren Collegen und Rivalen jenseits des Rheins zu Theil werden. Das aber könnte man fordern, daß statt der ewigen „Unterstützung", die doch nur in Ausnahmsfällen aushelfen sollte, ein normales, billiges Verhältniß

zwischen der Arbeit des Schriftstellers und dessen Entlohnung durch den Antheil des Publikums trete.

Auch dies heißt noch zu viel gefordert. Ein Publikum von Bücherkäufern kann nicht decretirt, nicht zusammengetrommelt werden. Die deutsche Schriftstellermisère wird so lange dauern, als die übrige deutsche Misère, die weitere politische und sociale Zerfahrenheit Deutschlands. So lange wir am Mangel jedes politischen Selbstgefühls laboriren, so lange das Herz der Nation nicht wärmer geworden, wird die deutsche Literaturgeschichte fortfahren, eine Passionsgeschichte zu sein. Und was unsere Epoche anbelangt, so wird leider die Nachwelt bei der Aufschreibung ihrer Literatur-Geschichte dort, wo sie auf Deutschland zu reden kommt, die reichste biographische Ausbeute in den Acten der Schiller-Stiftung antreffen.

Shakspeare's „Perikles" an der Münchener Bühne.

Auf der Bühne des Münchner Hoftheaters am Max-Josefsplatze ist ein interessantes Experiment gemacht worden und gelungen. Ein Shakspeare'sches Stück, das nun 250 Jahre im Todesschlaf gelegen, ist wieder aufgelebt; der bisher wenig gekannte und unbeachtete „Perikles" hat sich als eine ergreifende Dichtung von starker Wirkung erwiesen. Ein Shakspeare'sches Stück scheint nun durch eine glückliche Bearbeitung dem deutschen Theater gewonnen zu sein. Es wäre dies ein Ereigniß von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

„Perikles" war ein effektvolles und, wie die geschriebenen alten Ausgaben beweisen, ein Stück von ungeheurer Popularität, doch durch Abschriften corrumpirt. Es hat das große Verdienst, stets anregend zu sein, ist voll interessanter Effekte und Scenen von großer Schönheit. Die Geschichte ist allerdings höchst abenteuerlich, unwahrscheinlich,

an das Märchen streifend, aber es führt Situationen vor, die das höchste Pathos hervorbringen. Nach der Eliminirung des Störenden wird nach unserm Dafürhalten dem Stücke eine Anziehungskraft bleiben, die ihm eine Dauer auf dem deutschen Repertoire sichert. Seinem Bekanntwerden stand im Wege, daß es in der Tieck'schen Shakspeare-Ausgabe fehlte, wiewohl Tieck es übersetzt und in seinem Alt-englischen Theater 1. Band aufgenommen hatte.

Von jeher sind Shakspeare'sche Stücke strittig gewesen. Stimmten sie zu den Vorstellungen, die sich der Kritiker von einem Shakspearestücke machte, waren sie echt, stimmten sie nicht, wurden sie für unterschoben, unecht erklärt, während sie wieder für Andere echt waren. Man nahm dem Dichter ein Werk weg, um ihn zu ehren. Zu diesen Stücken gehörte namentlich das „Wintermärchen." Pope war der Ansicht, daß nur einige Charaktere, einzelne Scenen und vielleicht nur ein paar eigenthümliche Stellen von Shakspeare's Hand wären. Warum? Weil die Gemeinheit der Fabel und die Extravaganz ihrer Durchführung Shakspeares unwerth. Die Anachronismen, die Sprünge erscheinen dem Kritiker, dem nüchternen Kopfe als Flecken. Nun hat es Shakspeare allerdings ein wenig arg getrieben. Eine Heldin, die den Kaiser von Rußland als Vater hat und deren Schicksal von der Priesterin des göttlichen Apollo in Delphos

abhängt, welches Delphos wieder eine unentdeckte Insel ist, deren Bildniß von Giulio Romano gepinselt ist — das Alles ist stark. Sicilien und das apokryphe Böhmen — chronologische und geographische Widersprüche auf jeder Seite.

Auch „Perikles" ist dem Dichter abgesprochen worden, wiewohl noch bei Lebzeiten desselben zwei Drucke unter seinem Namen erschienen sind, zu einer Zeit, als dieser auf der Höhe seiner Kunst stand und somit ein fremdes Stück weniger acceptirt hätte. Warum? Weil es nicht zu den Vorstellungen stimmte, die man sich von einem Shakspeare'schen Stücke machte. Der Gang des Stückes erschien zu wild. Ein König, der den Nachstellungen eines Mächtigen entflieht, Schiffbruch leidet, unter Fischern auftaucht, sich einen Harnisch fischt, damit er unter Turnierspielern erscheinen könne, unerkannt den Preis erhält, des Königs Tochter vermählt wird und mit ihr zur See geht u. s. f.

Und doch gehören manche Scenen, wie z. B. die der Erweckung der Thaisa, die Wiedererkennungsscene am Schlusse zu dem Allerschönsten und Ergreifendsten, was Shakspeare geschrieben.

Im 3. Akte verliert Perikles seine Thaisa. Aus den Worten: „Hier liegt sie" müssen wir schließen, daß ein Vorhang weggezogen und eine innere Cabine sichtbar wurde, in der die schein-

todte Thaisa lag. Die Leiche wird dem Meere übergeben. Das Kind, das Marina genannt wird, wird dem Gouverneur von Tharsus aufzuheben gegeben, derweil Perikles nach Hause eilt, einen Aufruhr zu stillen.

Zwischen dem 3. und 4. Akte liegen vierzehn Jahre. Perikles findet in Tharsus seine Marina vorgeblich todt — man zeigt ihm ihr Grabmal, und er verliert aus Schmerz darüber die Sprache. Sie ist aber nicht todt. Der Gouverneur von Tharsus erzog sie mit seiner Tochter, sie verdunkelte diese in allen Punkten, die Mutter ward neidisch und trug einem Diener auf, sie auf einem Spaziergange zu ermorden, er, durch ihre Schönheit gerührt, verkaufte sie an Seeräuber. Diese brachten sie in die größte Gefahr.

Die Sprache ist in den bedeutendsten Scenen echt Shakspearesch. In einer Scene, wie die des III. Akts auf dem Schiffe, ist der ganze Shakspeare in jeder Zeile sichtbar. Zuerst der poetische Anruf an die Natur, wo der Gatte während des Sturmes der Wehen seines Weibes gedenkt, der Ausbruch wahnsinnigen Schmerzes, als er von ihrem plötzlichen Tode hört, die Unterbrechung seiner Klage, weil man sein Kind ihm in die Arme gelegt, die Milde seiner versuchten Abmahnung der Schiffer, der pathetische Anruf seines Weibes, seine Milde und seine zarte Uebergabe der Leiche ans Meer — das ist Alles in einer Weise wieder-

gegeben, die wir bei gar keinem Schriftsteller irgend einer Zeit wiederfinden.

Nein, „Perikles“ ist sicher von Shakspeare. Nicht bloß äußere Gründe sprechen dafür, die inneren Gründe sind noch stärker. An dem abscheulichen Stücke „Titus Andronikus“ hat er gewiß keinen Antheil — aber der „Perikles“ zeigt ihn ganz. Hier lebt ein Pathos, eine Pathetik, einzig in ihrer Art, es gibt nichts Rührenderes. Wie tiefster, herzbrechender Schmerz sich allmälig lichtet, ist wunderbar, ein Wunder tiefer, poetischer Auffassung, hier spüren wir, wie der Hauch eines fast göttlichen Genies uns im Innersten berührt.

Mir steht der „Perikles“ im Werthe weit höher als z. B. der „Sommernachtstraum“, der doch etwas Schachmäßiges hat mit seinem Hin und Her der Figuren.

Dennoch bin ich nicht blind. Das Stück hat vielfach die Form der Erzählung behalten. Es ist, als habe Shakspeare mit flüchtiger Hand an diesem Stücke gearbeitet. Es gleicht mehr einem Carton als einem ausgeführten Bilde. Die ersten Scenen zeigen eine gewisse Steifheit; erst die Sturmscene tritt ein wie eine große Musik, die Musik einer hochgestimmten Seele, nur Shakespeare eigen mit recht gegriffenen Dissonanzen. Er bringt keinen durchwegs neuen Charakter, aber die Figuren erinnern fast durchgängig an andere Figuren seiner Dramen; Perikles mahnt an Leontes,

Marina an Perdita; Cerimon, der reiche Gelehrte, der Scheintodte erweckt, hat Aehnlichkeit mit Prospero, Dionyza, das dämonische Weib, das ihrem Gatten die Reue ausreden will, mit Lady Macbeth; Cerimon ist zudem eine echt shakspearische Gestalt, hat sich aus freien Stücken, ein reicher Mann, dem Studium der Natur geweiht, predigt Thätigkeit und Hilfe statt Wohlleben und Ruhe. Dionyza ist eine Verwandte der Lady Macbeth, derselbe schneidende Sarkasmus, in kräftiger und doch raffinirter Phraseologie, die Ermunterung eines schwachen Gatten durch stechenden Spott, dasselbe Lob des Adels ihres Gemahls unter dem Spott auf seine Feigheit.

Marina hat die Juwelenaugen ihrer Mutter.

„Her eyes as jewel-like and cas'd as richly."

Die Wiedererkennungsscene ist von transcendentaler Schönheit in Shakspeare's wunderbarstem Style. Perikles vernimmt eine visionäre Musik, das geistige Echo seiner harmonisch sich stimmenden Seele.

Und nun sehen wir das Stück wieder aufleben. Unter welch' andern Verhältnissen! Shakspeare's Meisterwerke wurden in hölzernen Baracken aufgeführt, gegen die unsere Kunstreiterbuden Prachtgebäude sind, die Orte der Handlung hatte man sich „zu denken". Sie leben wieder auf in glänzender Inscenirung, mit genau historischen Costümen, mit großartigen

Maschinerieen. Das Schiff im III. Akt, das mit den Wellen kämpft, war ausgezeichnet. Wir sehen die Kiste, in welcher Thaisa ruht, ins Meer hinabstürzen. Sie wurde fortgetragen von den Wellen, die ein fahler Sternenglanz beleuchtete; eine schaurige Wirkung!

Ein anderes wunderschönes Tableau ist die Ankunft des gemüthskranken Königs im V. Akte.

Was wohl Shakspeare sagen würde, wenn er sein Drama in der heutigen Ausstattung sehen könnte? Ich glaube, er würde Alles billigen und sehr glücklich sein. Er hatte oft genug sich über die Unzulänglichkeit der theatralischen Mittel ausgesprochen (Heinrich V. Akt V. — Prolog zu Heinrich VIII., auch im Perikles).

Die Bearbeitung von Possart hatte zu eliminiren und die Scenenfolge zu vereinfachen, das griechische Colorit zu verstärken. Sie ist mit großem Verständniß für dramatische Wirkung ausgeführt. Es war der Charakter der Thaisa auszumalen und uns näher zu bringen. Die anstößigen Scenen des IV. Aktes sind entfernt und durch andere ersetzt. Er ist da mit anerkennenswerther Geschicklichkeit vorgegangen. Charakteristische Pinselstriche sind allenthalben angebracht. Die erste Scene Antiochus und Tochter ist weggefallen. Vielleicht wäre es gerathen, die mittelalterlichen Elemente beim Turnier noch mehr zu eliminiren, dagegen die archaisirende Form mit dem Erscheinen

des „Prologus“ Gowers, des alten Erzählers, stehen zu lassen.

Ich freue mich schon, wenn ich den Orchesterraum beim Schauspiel mit Musikern besetzt sehe. Wie entsetzlich, ein Schauspiel ohne Musik zu beginnen, wie dies jetzt in Aufschwung gekommen. Wie entsetzlich nüchtern dieses Anfangen, ohne daß man in die Dichterwelt durch Töne eingeführt wird. Eigentlich verlangt jedes poetische Drama die Verschmelzung mit Musik. Nur sie kann Stimmung vorbereiten, erzeugen. Die Abschaffung der Zwischenaktmusik gehört zu den ärgsten Dingen, die unsere Zeit ersonnen. Wie kahl und nüchtern geht der Vorhang auf, was nur ein Glockenzeichen verkündigt. — Hier ist endlich wieder Musik, und zwar hat Herr von Perfall eine Musik geschaffen, die ganz vorzüglich dazu angethan ist, uns in die Märchenstimmung einzuführen. Sie ist sehr wirksam und beginnt mit einem kurzen Vorspiel, welches das Motiv bringt, das sich wiederholt. Die Sturmmusik begnügt sich, Unterlage eines Stimmungsbildes, Illustration zur Situation zu sein. Im III. Akt sind die Chöre der Priesterinnen Diana's von mildem Charakter und rührendem Ausdruck.

Was die Darstellung betrifft, die schon heute eine wohlgelungene genannt werden darf und bei weiteren Aufführungen noch an Feilung gewinnen wird, so sind als am Erfolge in erster Linie

betheiligt, Herr Knorr, Fräulein Bland und Fräulein Küssner zu nennen.

Perikles, anfangs Liebhaberrolle, im spätern Verlaufe Charakterrolle, ist eine große Aufgabe. Herr Knorr hat sie vortrefflich gelöst und aus dem Perikles eine sehr sympathische Gestalt geschaffen. Fräulein Bland brachte ihre schönen körperlichen Eigenschaften, Gefühl und Innigkeit, Reinheit und Adel der Auffassung mit. Sie war maßvoll, ihre Erscheinung kam zur Geltung, ihr ausdrucksvoller Kopf, die schönen Arme. Wie sie aus dem Scheintode erwacht, mit den großen Augen um sich blickt und den Mund zur Rede öffnet, das zu sehen, ist Etwas, was allein eine Reise nach München lohnt. Die Erkennungsscene des Schlußaktes gelang ihr sehr gut.

Vor Allen hat zum Erfolg des Abends Fräulein Küssner beigetragen, die aus der Marina eine echt poetische Gestalt geschaffen hat. Auch die Träger der kleinen Partieen waren sichtlich bemüht, zum Erfolge des Ganzen beizutragen. Die erregte Stimmung stieg noch im IV. Akte und verharrte als solche bis zum Schlusse, wo das Herausrufen gar nicht enden wollte.

Daß auch der Schreiber dieser Zeilen einem solchen Erfolge gegenüber Genugthuung empfindet, ist begreiflich. Seit etwa zwanzig Jahren kennt er den ‚Perikles", hatte selbst an eine Bearbeitung gedacht und schon manchem Director vorgeschlagen,

eine Bearbeitung dieses Stückes vornehmen zu lassen. Aber das war nichts Kleines. Ihm fehlten die Mittel zur eignen Ausführung. Das Schauspiel verlangt Musik, es verlangt eine kostspielige Maschinerie; wenn man hörte, daß ein Schiff zu bauen sei und auszurüsten, blieb sein Rath unbeachtet. Nie gelang es ihm, einen Director zu bewegen, drei Stunden der Lectüre des Schauspiels zu opfern. Da betrat er einen andern Weg und legte seine Ansicht über das Stück im Rahmen eines Essays dar. Herr Possart wurde dadurch veranlaßt, das Stück kennen zu lernen; er las, prüfte und ging rasch an die Arbeit. Sie ist ihm wohl gelungen; er hat ein Stück wieder lebendig gemacht, dem eine Dauer auf deutscher Bühne gesichert ist.

Der Schreiber dieser Zeilen vernahm es nicht ohne einige Besorgniß. Er war in die Lage des Menschen gerathen, der Jemandem die Besteigung eines Berggrats empfiehlt, bei der ein Verunglücken sehr nahe liegt. Er wußte, daß sich der Weg nahe an Abgründen hinwindet, und die Sorge trieb ihn, was er noch an Rath geben könne, mitzutheilen. Nun, es ist gelungen.

Heinrich Heine und Frau Mathilde.

Fragmente.

. . . . . .

Ich glaube, ich hatte das wohlwollende Interesse, das Heine mir schenkte, insbesondere dem Umstande zuzuschreiben, daß ich in meinen jungen Jahren, immer von einer Sache ganz und bis zum Zerspringen voll war, und zwar bei jedem Wiedersehen voll von einer andern Sache. Es interessirten ihn meine Metamorphosen.

Im Jahre 1846 dachte ich fort und fort an das Theater und war voll Dramenplänen, im Jahre 1849 beschäftigte mich das Studium der socialen Systeme, zwei Jahre darauf das Schopenhauer'sche philosophische System. Es ist nicht mein Verdienst, für Schopenhauer begeistert gewesen zu sein, während sein Name noch ganz unbekannt war; Zufall hatte mich dazu geführt. Mein Oheim, der Kunstschriftsteller von Quandt, war ein Freund des jungen Schopenhauer gewesen und hatte mir seine ersten Schriften zu lesen gegeben; mit Schopenhauer's Schwester war ich in Karlsbad

bekannt geworden. So wurde ich einer der ersten Leser von der „Welt als Wille und Vorstellung“. Wenn ich nun von meiner Sache voll war, kam ich immer wieder auf sie zu sprechen.

Heine war das neu, und es interessirte ihn. „Was bringen Sie uns dieses Jahr mit?“ fragte er. „Was bringen Sie jetzt?“

„Was? Hat Meißner uns je etwas mitgebracht?“ fragte Frau Mathilde mit spöttischer Verwunderung.

Ich mag roth geworden sein, denn allerdings hatte ich vielfache Einladungen zum Diner mit keinem Geschenke auszugleichen gesucht.

„Ei, das will ich meinen,“ sagte Heine. „Zuerst Dramapläne, dann die Organisation der Arbeit, zuletzt Nirwana und Sansara?“

„Von all' diesen Dingen verstehe ich nichts!“ sagte Frau Mathilde. „Lieber wäre es mir, er hätte uns ein kleines Nähkästchen mitgebracht, denn er kommt ja direkt aus Karlsbad.“

Heine lachte, aber die Bemerkung war ihm nicht recht, ich war verlegen.

„Kind, Kind, was brauchst Du ein Nähkästchen? Du nähst ja nichts! Du gleichst den Lilien auf dem Felde.“ . . . . . .

. . . . . .

Maximilian. Ich wollte Sie noch einmal vor meiner Abreise von Paris sehen und — mir bei dieser Gelegenheit noch eine Reliquie von unserm lieben Henri ausbitten.

Mathilde. Tiens, est il drôle! Reliquie! Henri war doch kein Heiliger?

Maximilian. Ich sehe, ich muß mich näher erklären. Unter Reliquien, liebe Schwägerin, versteht man nicht nur die Ueberreste, welche von geheiligten Personen, den Märtyrern des christlichen Glaubens, herrühren, wie Knochen, Gewandstücke u. s. w.; man versteht darunter Alles und Jedes, was von Personen, die uns wichtig und theuer, übrig geblieben. Ich meine also, um mich ganz verständlich auszudrücken: ich bitte Sie um einen Gegenstand, den der Heimgegangene in Gebrauch hatte. Ein solcher wird mich an ihn erinnern und für mich den Werth einer Reliquie haben.

Mathilde (sehr eifrig, wie ein gekränktes Kind). Ich habe nichts dergleichen. Sehen Sie sich in meinen zwei armen Zimmern um, Sie werden nichts Ueberflüssiges finden. Ich brauche Alles, was da ist, Alles! Ich kann nichts entbehren. Gar nichts!

Maximilian. Eine Kleinigkeit.

Mathilde. Pretiosen hatte er nicht, trug er nicht an sich. Ich trug sie statt seiner. Bücher?

Auch Bücher sind nicht da. Es ist alles Unnütze aufgeräumt worden. Papiere — nein, Papiere gebe ich nicht her. Die haben Goldwerth. Uebrigens sind auch keine mehr da.

Maximilian. Und doch, liebe Mathilde, bin ich sicher, daß Sie Eines treulich aufgehoben haben: die letzte Feder Henri's. Nein, die haben Sie gewiß nicht weggegeben . . . .

Mathilde (plötzlich ruhiger). Die Feder? (Für sich:) Ein langweiliger Mensch! Immer verlangt er etwas. Einmal einen Zahnstocher, einmal einen Nagelzwicker . . . . (Laut.) Ja, die Schreibfeder Henri's wird da sein. Ich will sie suchen. Ich werde sie suchen. Sie wird sich finden. Das Beste ist, Sie ergehen sich ein paar Minuten im Gärtchen da — indeß hole ich Ihnen Henri's Schreibfeder . . . .

Maximilian. Dank, liebe Freundin. Sie sind sehr gütig (ab.)

Mathilde. Pauline! Pauline!

Pauline (Eintretend). Was willst Du?

Mathilde. Eine Feder! Schnell eine Feder!

Pauline (Verwundert). Du willst schreiben?

Mathilde. Bewahre! Nicht ich — Maximilian.

Pauline. Der will doch immer etwas.

Mathilde. Man muß mit ihm Nachsicht haben, Pauline. Er ist schließlich doch der Bru-

der des guten Henri, und es ist anzuerkennen, daß er nie ohne ein Geschenk bei uns erscheint.

Pauline. Das aber meistentheils nicht viel heißt.

Mathilde. Immerhin. Er kommt doch nie mit ganz leeren Händen. Und was verlangt er heute? Eine Schreibfeder.

Pauline. Voilà!

Mathilde. Eine Stahlfeder? Nein, nein, einen Gänsekiel brauche ich.

Pauline. Einen Gänsekiel? Der ist schon schwerer zu finden. Indessen — richtig — oben auf dem Küchenschranke liegt ein ganzes Bündel Kiele. Ich will einen schneiden.

Mathilde. Nichts da! Alt und gebraucht muß er sein.

Javotte (die Köchin, die an der Thür gestanden). Wenn Madame die Feder genügt, mit der ich die Küchenrechnung führe, so steht sie zu Diensten. Aber ich verbürge mich nicht dafür, daß man mit ihr schreiben kann.

Mathilde. Vortrefflich! Je älter und struppiger, desto besser. Der gute Maximilian wird entzückt sein. O diese Deutschen! Merkwürdige Phantasten! Einer war schon da, der bat mich um etwas Roßhaar aus seiner Matratze. Narren!

(Maximilian, der Staatsrath, tritt wieder ein.)

Hier lieber Schwager, die letzte Feder des armen Henri. Ich trenne mich ungern von ihr,

es ist die letzte. Die letzte! (Sie weint.) Man braucht überhaupt wenig Gänsekiele mehr. Sie werden wirklich selten — wie Reliquien . . . .

Maximilian. Hab' ich dich, halte ich dich! Einfacher Kiel! Unscheinbarer Vermittler seiner Gedanken. Kleines Werkzeug seines schaffenden Geistes. Wie theuer bist du mir! Wie werth! (Er birgt sie in der Brusttasche.) Schwägerin, Sie wissen nicht, wie viel Sie mir da geschenkt haben. . . . . Haben Sie Dank. Und nun gehe ich. Adieu!

Mathilde. Zieh hin, zeige sie Deinen Landsleuten, damit sie sich freuen. Da bin ich wohlfeil weggekommen. Er scheint gar nicht zu wissen, daß Henri sich seit mehr als sechs Jahren keiner Feder mehr zum Schreiben bediente. . . . .

. . . . . .

Inhaltsverzeichniß.

Literarische Streifzüge.

	Seite
Jean Jacques	3
Schelling als Dichter	17
Ein Grab in Teplitz	32
Pater Gury	45
Neue Streiflichter auf Charles Sealsfield	66
Benedix' „Shakspearomanie"	76
Erinnerungen an Carl Gutzkow	100
Gutzkow redivivus	109
Ferdinand Kürnberger	117
Glossen zu R. Gottschall's Literaturgeschichte	142
Joseph Bayer	154
Hermann Lingg	167
Literarische Gespräche	183
Ueber deutsche Schriftsteller-Misère	213
Shakspeare's „Perikles" an der Münchener Bühne	228
Heinrich Heine und Frau Mathilde (Fragmente)	238

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 30 23 12 009 6